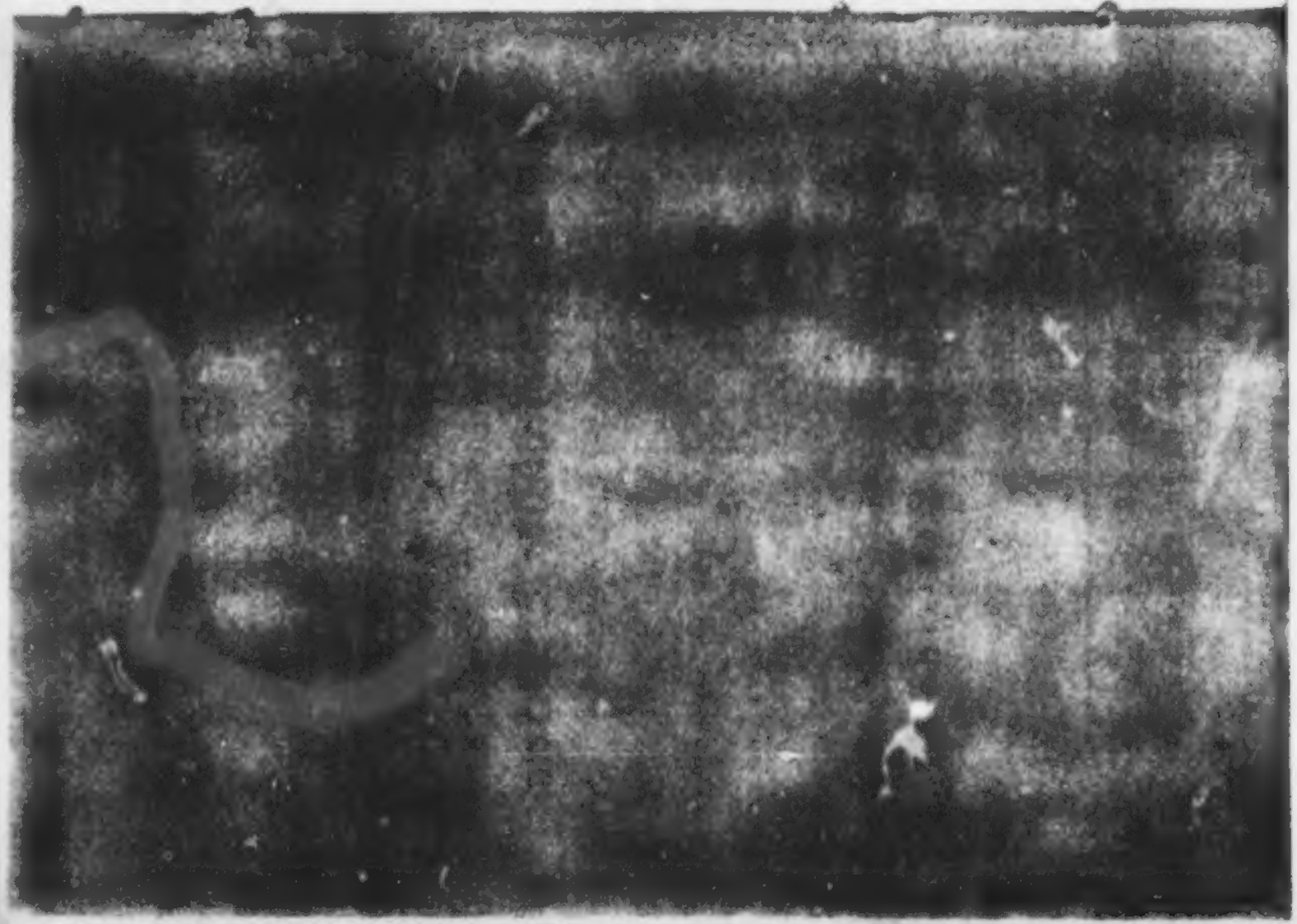
saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
AESZEIN.B.

3-598-51210-4
FN. 1424/007



Balthaſar's Hut

oder

Ein Jahr

aus der Geſchichte Preußens.

Epos in drei Geſängen

von

Bernhard Heßlein.

Z. 1844. 7.

Berlin 1847.
In Kommiſſion bei M. Cohn & Co.

Bibl.

Vorwort.

Gedichten wird die Einführung in's Leben überaus schwer gemacht; nur selten finden sich die Verleger dazu, — denn diese können nur drucken, was das Publikum kauft, liest, und ein Epos findet keinen Absatz. Mitleidsvoll belächelt man denjenigen, der Geld, Mühe und Zeit einem solchen Unternehmen widmet, für das sich kein dankbares Publikum findet.

Es ist hier nicht der Ort, die Ursache dieser Erscheinung näher zu würdigen, aber, mag es so sein, ich lege getrost diesen meinen ersten

poetiſchen Verſuch der preußiſchen Nation vor, und es wird mich beglücken, einige Anerkennung, die mich zu beſſeren und bedeutenderen Leiſtungen ermuntern könnte, zu erringen.

Berlin, im März 1847.

Der Verfaſſer.

Der

Preußiſchen Nation

in Liebe gewidmet

vom

Verfaſſer.

Nehmt mein Gedicht als einen treuen Spiegel
Vergang'ner Zeit der Ehre und der Schmach,
Es soll Euch lösen der Geschichte Siegel,
Daß jeder Bürger darin lesen mag.
Drum schlicht und einfach hab' ich es geschrieben,
Wie es mein Held und seine Zeit getrieben.

O möchtest, Volk, Du fleißig darin lesen,
Des Buches Sinn ist deutlich Dir und klar;
Wenn Du erkennst, wie einst es ist gewesen,
Wird Dir die Gegenwart erst offenbar.
Auf du, o Muse, spanne jetzt mein Sinnen,
Und laß mich freudig nun mein Lied beginnen.

Erſter Geſang.

Friedrich des Großen Tod. — Die neue Zeit.
Der Auszug des Heeres.

Schon öfter hörte ich den Mann verhöhnen,
Der nicht für jeden neuen Ruhm entbrennt;
Mit solchem Bürger will ich Euch versöhnen,
Der sich — in Ehren — Max Balthasar nennt.
Balthasar nur, so können wir ihn rufen,
Der jetzt betreten dreißig Lebensstufen.

Von diesem Manne will ich Euch erzählen,
Sagt an dann ob ein Lied ihm nicht gebührt?
Es mögen And're and're Helden wählen,
Mich hat mein Herz zu diesem hingeführt.
Und fragt Ihr nun, was denn mein Held gewesen —
Ihr wißt es bald, habt Ihr dies Buch gelesen.

Als „unſer Fritz" der weiſe Held noch lebte,
Der ſchnell zur hohen Blüthe hob den Staat,
Vor dem die halbe Welt erliegend bebte,
Die ihn erkannte, einen Mann der That — ;
Sah ihn ein Bürger einſt vorübergehen,
Vergaß den Hut zu ziehen — aus Verſehen.

Und dieſer Bürger, wenn auch jung an Jahren,
Bezeigte Ehre ſeinem Kön'ge gern,
Er wollte keinen Groll ihm offenbaren,
Wie unſre Zeit, verſchmähend jeden Herrn.
Der Geiſt ſteigt höher, und die Welt wird reifer,
Doch auch erliſcht der Ehrfurcht frommer Eifer.

Nicht ſo Balthaſar, der ſich darob härmte,
Daß er — das Haupt bedeckt — den König ſah,
Den Helden Friederich, für den er ſchwärmte;
Er wußte nicht zu ſagen, wie's geſchah.
Doch grollend nahm er jetzt den Hut vom Haupte,
Der ihm den Gruß von ſeinem Kön'ge raubte.

Du konnteſt alſo Ehrfurcht ihm verſagen,
Dem Könige, dem Helden und dem Greis,
Und könnteſt dieſen Hut noch fürder tragen? —
Gieb ohne Säumen ihn der Flamme preis.
Der ſelbſt den Höchſten ſieht mit frechen Mienen,
Kann des Geringſten Achtung nicht verdienen.

So ſprach Balthaſar zürnend ſeinem Hute,
Dem Scheiterhaufen war er faſt geweiht;
Und bittre Thränen weinte er, der Gute,
Der Hut war theuer ihm ſeit langer Zeit.
Der Vater trug ihn ja vor ſeinem Tode,
Ein ſolcher Hut bleibt immer in der Mode.

Nein, nein, ich kann ihn nicht den Flammen geben,
Mir iſt der Vater, wie der König werth.
Du, guter Hut, ſollſt mir für ewig leben,
Ein ſolches Opfer nur die Schuld vermehrt;
Nicht ſollſt du büßen was die Hand verbrochen.
So hat Balthaſar ſinnig jetzt geſprochen.

Und legte ruhig nun den Hut bei Seite,
Ließ machen ihm von Sammt ein Futteral,
Darin geborgen lag der Neugeweihte,
Beſtimmt zu leben Jahre ohne Zahl.
Nur jedesmal an Feſt- und Feiertagen
Beſchloß Balthaſar ferner ihn zu tragen.

Doch baarhaupt nun zu gehn für alle Zeiten,
Das hat er feierlich ſich angelobt.
Und Niemand kann es ferner noch beſtreiten,
Balthaſar hat es lang' genug erprobt:
Es kann die Demuth keinem Menſchen ſchaden,
Mehr Sünden hat der Stolz ſich aufgeladen.

Und ſo vergingen viele ſtille Jahre,
Dem Guten mit dem Hute, ohne Harm,
Bis lag der große König auf der Bahre,
Und machtlos war der ſtarke Heldenarm.
Das Land erſchütterte die Trauerkunde:
Es ſchlug dem Könige die Todesſtunde. —

Balthaſar mit der ächten Preußenſeele,
Der holte weinend ſeinen Schatz hervor —
Daß beim Begräbniß auch der Hut nicht fehle;
Und hüllte ihn, den alten, ganz in Flor.
Und haltend ihn auf einem ſchwarzen Stabe,
Will folgen er dem Könige zu Grabe.

Die Stunde naht, die Glocke klagt zur Wolke:
Begraben wird der Erde größter Mann!
Faſt unbegreiflich wird es ſeinem Volke,
Wie doch ſo Mächtiges vergehen kann.
Und es vergißt das eig'ne mächt'ge Leben,
Denkt nur an das, was ihm ſein Held gegeben.

* * *

Wohl haſt du Recht, dich ſelber zu vergeſſen,
Wenn ſolch ein König ſeine Augen ſchloß,
Er gab dir mehr als jemals du beſeſſen,
Und deine Größe ſeiner nur entſproß.
Auch iſt es wahr, daß Kön'ge nimmer ſterben,
Sind doch die Völker ihrer Thaten Erben.

Dem Zuge angereiht, wie er's beſchloſſen,
Ging nun Balthaſar mit dem ſchwarzen Stab',
Den Hut darauf — und Thränen ihm entfloſſen.
So innig Keiner ſeinen Kummer gab.
Doch ein Gensd'arm', der wollt' es ihm verwehren,
Dem Bürger, ſeinen König ſo zu ehren.

Balthaſar da zum erſten Mal im Leben,
Ward widerſpenſtig einer Staatsperſon:
Der Hut ſoll Ehre meinem Kön'ge geben,
Als ſäß er lebend noch auf ſeinem Thron.
O, einſt, da war ich wohl ſo hoch vermeſſen,
Was man dem Fürſten ſchuldet, zu vergeſſen.

Und dieſes Haupt nun muß die Sünde büßen,
Und dieſer Hut ſoll zeigen meine Reu';
Er ſoll den Helden noch im Tode grüßen,
D'rum trag' ich auf dem Stab' ihn ohne Scheu.
So ſprach Balthaſar jetzt mit heißen Zähren,
Und der Gensd'arm ließ ihn fortan gewähren.

Und als der Held in ſeiner Gruft nun ruhte,
Und ſich das Volk mit Wehmuth von ihm ſchied,
Ging auch Balthaſar heim mit ſeinem Hute;
Doch nicht beendet iſt darum mein Lied.
Balthaſars Hut hat größres Leid erfahren,
Als ich bis jetzt Euch konnte offenbaren.

Zwar lebte er noch viele, viele Jahre,
In ſeinem Futteral in frommer Ruh,
Und ſeinem Herrn ergrauten ſchon die Haare,
Er alterte nun ſelbſt dem Grabe zu.
Der Hut noch neu und ſchwarz wie jüngſtgeboren,
Der hatte nichts von ſeinem Werth verloren.

So war die Zeit nun unbemerkt entſchwunden,
Den zweiten König hatte Preußen ſchon;
Balthaſar, inniglich mit ſeinem Hut verbunden,
Der wähnte noch, es ſtehe Friedrichs Thron.
Ach längſt iſt Preußens Genius geſtorben;
Ein Andrer hat ſich ſeinen Ruhm erworben.

Doch denket nicht, Balthaſar hab' geſchlafen —
Er las das blut'ge Buch: Revolution,
Wo Sklaven machten wieder and're Sklaven,
Und aller Sklaven Herr — Napoleon —
Vernommen hat er das und ſich gewundert,
Daß ſolchen Ruhm vergöttert' das Jahrhundert.

* * *

O Zeit der Schrecken und der ächten Wunder,
Stets heilig dem der Gott und Menschen ehrt;
Du warfst in manches stille Herz den Zunder,
Der es ermuthigt ließ den höhern Werth,
Den Freiheitsdrang verschafft der Menschenseele,
Daß sie des Schöpfers Willen nicht verfehle.

Es dauert was das Leben sich errungen,
Wenn es auch blutig in die Herzen greift;
Doch was ihm Unthat je hat aufgedrungen,
Zum Segen ist es nimmer noch gereift.
Die Freiheit darf der Tugend nur entsprießen,
Die Schandthat kann nie gute Frucht umschließen.

So war die blut'ge Zeit dahin gestrichen,
Dem Guten hütend treulich seine Saat;
Wol manche große Seele war verblichen,
Doch niemals stirbt der Tugend reife That.
Auch mancher Sünder hat den Lohn empfangen,
Und eine neue Zeit war aufgegangen.

Was ſie der Welt gebracht, Ihr ſollt es wiſſen,
Ich führ' Balthaſars Hut vom Neuen ein —
Er hat ihn jetzt der Einſamkeit entriſſen,
Und will nun wieder ihn dem Leben weihn,
Dem Leben, das den alten Held vergeſſen,
Als hätt' er nimmer auf dem Thron geſeſſen.

Denn dazumal, als Frankreichs Heldenkaiſer
Die Welt erfüllt' mit ſeines Namens Ruhm,
Als man ihn glaubte beſſer noch und weiſer —
Da war die halbe Welt ſein Sklaventhum;
Als wollte ſie mit Ruhme ihn berauſchen —
Balthaſer nur wollt' nicht den Helden tauſchen.

Er holte d'rum aus ſeinem ſtillen Winkel
Den Hut hervor, zu zeigen ihn der Welt,
Zu ſagen ihr — iſt eitel Stolz und Dünkel,
Napoleon iſt nicht der wahre Held.
Mit ſeinem Hut wollt' er nun proteſtiren,
Und ließ ihn jetzt mit neuem Futter zieren.

Nicht weil das alte farblos und zerriſſen,
Balthaſars Hut der glänzte immer neu.
Ihr ſollet einen beſſern Grund wol wiſſen,
Ich ſage gleich ihn ohne alle Scheu.
Balthaſar wollte ſeines Friedrichs Leben,
Noch inniger mit ſeinem Hut verweben.

Und darum ließ er wirken ſie in Seide,
Die Thaten und die Schlachten die er ſchlug,
Die er verlieren auch — zu ſeinem Leide —
Und ſelbſt den Sieger wurden dann zum Fluch.
O, prächtig ſchön war dieſes neue Futter,
Geweiht der neuen Zeit — des Helden Mutter.

So unter'm Arm den Hut erſchien er wieder
Tagtäglich in der Preußen Reſidenz;
Doch ſein Gelübde hielt er treu und bieder —
Nicht nur vor einer hohen Exellenz —
Sein Haupt blieb unbedeckt vor dem Geringſten,
An kalten Oſtern wie am warmen Pfingſten.

Und wenn ihm Jemand kam, den ſeinen Helden,
Nicht anerkannte vor Napoleon;
Sprach er beſcheiden: — mit Verlaub zu melden,
Du ſcheinſt mir nicht ein ächter Preußenſohn.
Hier, ſchau den Hut, ſchau' Friedrichs große Thaten
Lebt noch ſein Volk, ſo ſind wir gut berathen.

Sieh' hier bei Pirna ihn, bei Prag und Leuthen,
Bei Cüſtrin, Liegnitz und bei Torgau hier.
Weißt du, was Alles dieſes zu bedeuten? —
O, Friedrichs Volk hat es vergeſſen ſchier! —
Ein großer Mann mit einem kleinen Heere,
Iſt eines biedern Volkes größte Ehre.

Und hier erkennſt du Fritzen, groß in Leiden,
Bei Collin, Kunnersdorf, bei Roßbach dort,
Man könnt' um ſolches Unglück ihn beneiden,
Das ſich erwieſen ſeines Glückes Hort.
Des Glück's Beſtand macht Weiſe oft zu Thoren,
Der wird nie groß, der nie den Sieg verloren.

Willst du von Friedensthaten nun auch wissen?
O, unser Fritz, der hat genug gethan! —
War er nicht stets für's Land und Volk beflissen,
Und lehrte er der Zukunft große Bahn? —
Könnt Preußen jetzt sich and'rer Größe beugen —
So soll mein Hut ihm seinen Schimpf bezeugen.

So sprach Balthasar, ging mit stolzen Schritten,
Von diesem fort zu einem Andern hin;
Bei allen Büggern war er wohlgelitten,
Und jeder ehrte seinen biedern Sinn.
Fand Mancher seine Liebe übertrieben —
Er hat sie Manchem doch in's Herz geschrieben.

Wie in der grauen Vorzeit es gehalten,
Da noch der Geist des Lautes Fessel trug,
Sich nur im Bau und Bilde konnt' entfalten,
Dem Volke ein erkenntnißreiches Buch:
So trug Balthasar seinen Hut zu Allen,
Die noch an Frankreich fanden Wohlgefallen.

Und Alle hörten ihn, den Wackern, ſprechen:
Napoleon iſt ſicher unſer Feind.
O glaubt es mir, wir müſſen mit ihm brechen,
Da unſre Größe ihm gefährlich ſcheint.
Denkt nicht er lebt, die Könige zu richten,
Der ſich beſtrebt, die Völker zu vernichten.

Wär' doch wie ich der ganze Staat geſonnen,
Und lebte noch des großen Friedrichs Geiſt,
Schon längſt wär' Unvermeidliches begonnen.
Iſt Preuße der, der muthlos ſich erweiſt?
Und Muth wird jedes Preußenkind beſeelen,
Doch darf der rechte Lenker ihm nicht fehlen.

O, möchte Gott den König ſo beglücken,
Zu finden jeder Zeit den rechten Mann,
Und zu erkennen früh'rer Weisheit Lücken,
Die doch dem jungen Geiſt nicht trotzen kann.
Mit Einem Wort' kann ja ein König ſchaffen
Für jede Noth die allerſtärkſten Waffen.

So ſprach Balthaſar ohne Scheu und Hehle,
Und manch' Prophetenwort das lag darin,
Und es kam Alles wie die treue Seele,
Es ſich gewünſcht mit Patriotenſinn.
Denn Frankreichs Kaiſer ſelbſt, der brach den Frieden,
Es war ihm Maaß im Glücke nicht beſchieden.

Noch weithin hörte man die Donner hallen
Von Auſterlitz, wo er zwei Kaiſer ſchlug,
Und deutſche Fürſten wurden ihm Vaſallen,
Das war dem Kriegesfürſten nicht genug.
Das deutſche Reich ſollt' ganz noch untergehen,
Und Deutſchland ließ es ohne Gram geſchehen.—

O, Deutſchland, ein Jahrtauſend durch geheiligt,
In Trümmern ſinkeſt du durch Eine Schlacht,
Und deutſche Fürſten haben ſich betheiligt —
Um zu vergrößern ihres Hauſes Macht.
Wohl konnteſt du für Ewigkeit nicht dauern,
Doch muß mein Herz auf deinen Trümmern trauern.

Auch iſt es wahr, was ſelbſt ſich aufgegeben,
Ward der Vernichtung ſchonungslos geweiht.
Wie wollte ſich das deutſche Reich erheben,
Das mit ſich ſelbſt zerfallen und entzweit,
Das ohne Sinn für heil'ge Bruderbande,
Nur lebte zu der eignen, ſchweren Schande.

So nimm jetzt deutſches Reich, noch eine Thräne,
Als der Erinn'rung fromme Weihe mit.
Wenn ich dich fernerhin nicht mehr erwähne,
Denkt d'rum nicht, daß Balthaſar wen'ger litt;
Doch muß vergehen, was ſich nicht kann halten,
Und ungehemmt wird ſtets die Schickung walten.

Als nun die Schlacht bei Auſterlitz geſchlagen,
Stieß in die Scheide Preußen ſchnell das Schwert.
Es wollte nicht vereinzelt ſich jetzt wagen,
Von des Franzoſenkaiſers Glück belehrt;
Gab für Hannover andere Provinzen,
Und Frieden hatten Könige und Prinzen.

Doch Frankreich nahm, was es gegeben, wieder,
Die Willkühr war des Kaisers liebstes Kind.
Wenn die Monarchen ehrlich nicht und bieder,
Beklagt euch nicht, wenn's nicht die Völker sind.
Doch Preußen wollte Unbill nicht ertragen,
Und es beschloß den schweren Kampf zu wagen.

Das Volk, das Heer erfreute nun die Kunde,
Es geht jetzt gegen Deutschlands starken Feind.
Balthasar wacht mit seinem Hut' die Runde,
Und Freudenthränen hat er jetzt geweint.
O, könnte ich doch meinem Kön'ge danken,
Daß eingestellt der Uebel größtes — Schwanken.

Du kannst es schon, Balthasar, übermorgen,
Dann wirst du deinem Kön'ge nahe sein.
Es werden schwinden deiner Liebe Sorgen,
Um deines Vaterlandes Wohlgedeihn.
Der König hat von deinem Hut' vernommen,
Und läßt dich sicher in sein Schloß noch kommen.

Und ſo geſchah's, der König ließ ihn rufen,
Und ſprach Balthaſar freundlich milde an.
Beſcheiden ſtand er an des Thrones Stufen,
Doch zeigte er auch hier ſich wie ein Mann,
Der ſtets gewohnt ohn' Furcht und ſonder Zagen,
Was auf dem treuen Herzen, frei zu ſagen.

O, König, dem ich dankbar mich verpfände,
Und den ich ſegne, der den Bürger ehrt,
Du machteſt langem Zaudern kurzes Ende —
Die raſche That iſt zwanzig Siege werth.
Muß es geſcheh'n, darf man nicht lange zagen,
Mit ſeinem Volke kann's ein König wagen.

Doch nur mit ihm, o Herr, laß mich's bekennen,
Und mit dem Geiſte, den die Zeit begehrt.
Doch manches Uebel muß der Bürger nennen,
Nicht anerkannt in ſeinem ganzen Werth.
Du König achteſt ihn — nicht ſo der Adel —
O, königlicher Herr, verzeih' den Tadel.

as Volk hat Daſein Königen gegeben,
nd auch der Adel ging aus ihm hervor.
Kan gönn' es ihm, der Ehre zuzuſtreben,
as Achtung vor dem Hohen nie verlor.
Das Volk, mein König, kann den Thron nur lieben,
Das ſtets der Achtung unberaubt geblieben.

evor der Kampf beginnt — noch muß ich's ſprechen,
', möchteſt König du dem Volke nahn,
ür einen Sieg die Freiheit ihm verſprechen,
ie auch dem Bürger bricht zur Ehre Bahn.
Und dann darfſt du auf Sieg gewißlich hoffen —
O, thu' es, eh' ein Unglück uns betroffen.

ohl ziemt's dem Bürger ruhig zu vertrauen,
uf ſeines Fürſten wohlbedächt'gen Sinn;
och darf das Volk nicht auf den Frieden bauen,
o reiche, Herr, das Schwert ihm eiligſt hin.
Es fehlet einem Volke nie an Helden,
Man rufe es, ſie werden bald ſich melden.

Der König ſprach wohlwollend zu dem Biedern:
Es bleibe Jeder treu an ſeinem Ort,
Das Heer wird freudig meinen Ruf erwiedern,
Es wird ſich zeigen meines Volkes Hort.
Ich ziehe Friedrichs Schwert aus ſeiner Scheide.
So hatten ſie geſprochen alle beide.

* * *

O, welch ein holder Tag iſt aufgegangen,
Von Lenzes Luſt mit Freudigkeit begrüßt.
Sieh' Demant-Perlen an den Gräſern hangen,
Und von der trauten Sonne weggeküßt.
Und Düfte hauchen die beblümten Gräben,
Und aus der Puppe Schmetterlinge ſtreben.

Wie eine junge Braut beim erſten Kuſſe,
Blickt hold verſchämt die herrliche Natur.
In reiner Freude heiterem Erguſſe,
Durchſchwärmen Vögelein die grüne Flur —
Wie ſie ſo glücklich hüpfen und ſich ſonnen,
Als wär' für ſie der Schöpfung Werk begonnen.

Und jünglingsreif erheben all' die Bäume
Das blüh'nde Haupt zum Himmel ſtolz empor,
Und Wolken zieh'n darüber weg wie Träume,
Und wieder tritt die Sonne hell hervor.
O Schöpfung, welchen König muß du haben,
Der dir verliehen ſolche prächt'ge Gaben.

Natur, Natur, wer dich im Lenz ſieht prangen,
Vergißt des Grabes düſt're Moderluft,
Nicht mehr iſt er im Zweifel dann befangen,
Ob ihm der Himmel aufgeht in der Gruft.
Das Herz erſchließt ſich ihm in frommer Weihe.
O, herrlich ſchön iſt es im ſonn'gen Maie!

Balthaſar wandelt, ſelig im Gemüthe,
Mit Sonnenaufgang über Flur und Feld,
Und ſinnig ſchaut er hin auf jede Blüthe.
O, heilig iſt dem Greiſe ſo die Welt.
Mit Wehmuth denkt er an ein baldig Sterben,
Sucht ſich des Lebens Weihe zu erwerben.

Jetzt wird der Greis der Einſamkeit entriſſen,
Vom lauten Leben allgemach umdrängt.
Was treibt die Maſſe her ſo wohlbefliſſen,
Im kleinen Raum zu Tauſenden geengt?
Sie Alle wollen jetzt ein Schauſpiel ſehen,
Im vollen Glanz die Truppen, eh' ſie gehen.

Wie hell die Waffen in der Sonne ſtrahlen,
So blitzend, blendend wie der Sonne Schein.
Dies ſchöne Schauſpiel würdig auszumalen,
Dazu müßt' ich ein beſſ'rer Kenner ſein.
Noch einmal laßt uns Friedrichs Heer erſchauen,
Und dann ihm Preußens Schickſal anvertrauen.

Seht dieſes Regiment der Leibhuſaren,
In ſeiner rothen Dolmans prächt'gem Staat,
Mit blauen Pelzen ſie behangen waren.
Ob ſie wol ſchützen, wenn die Kugel naht? —
Doch Muth iſt eines Mannes beſte Wehre,
Er kann nicht fehlen dieſem ſchönen Heere.

Noch ſtattlicher in ihren Tigerfellen,
Sind der Huſaren Führer anzuſchaun —
Wird man dem Feinde ſie entgegenſtellen,
Sie werden ſicher auch wie Tiger haun —
Und Sonne Mond und Sterne darauf prangen,
Mit gold'nen Schnüren ſind ſie reich behangen.

Und ſiehſt du dort die Gard' in Silber funkeln,
Aus dem der blanke Kuiraß iſt gehaun? —
Wol muß den Bürger ſolcher Glanz verdunkeln,
Doch darf er auch auf Schutz und Hilfe baun.
Wie ſtolz ſie mit den Federbüſchen nicken —
Für ſolches Corps muß ſich der Lorbeer ſchicken.

Und der Gemeine, vor und auf dem Rücken
Das Wappen, einen ſchwarzen Adler, trägt,
Durch gold'nes Eichenlaub ſiehſt du ihn blicken,
Dem Kuiraß, der verſilbert, aufgeprägt,
Wird er nur kühn die mächt'gen Flügel ſchwingen,
Muß Preußen bald ſein hohes Ziel erringen.

Auch der Gensd'armen Corps mit Zopf und Locke,
Hübſch weiß gepudert unter'm ſchwarzen Hut,
Im Eiſenkuiraß und im weißen Rocke,
Die machen ſich fürwahr nicht minder gut.
Sie werden bald es mit dem Pallaſch weiſen,
Nicht nur der Kuiraß, auch der Arm iſt Eiſen.

Dort rechts und links ſieht man noch and're Schaaren,
Und nicht in einer viel gering're Pracht,
Im blauen Dolman ſteht ein Corps Huſaren,
Mit Silber-Schnüren ſind ſie reich bedacht.
Und auch die Schwarzen, ſehet wie ſie rennen,
Wann ſollte ſie die ſchwarzen Teufel nennen.

O, einen schönen Anblick giebt das Ganze.
Was fehlt den Regimentern dort zu Fuß? —
Wie sie sich prahlen in dem bunten Glanze.
Zwar nützt das Gold und Silber nicht im Schuß,
Doch schön ist es, sie seh'n in Friedenszeiten,
Sie werden d'rum nicht minder tapfer streiten.

Den Kopf bedecken tschackoart'ge Mützen
Von Filz, mit langen weißen Schnüren d'ran.
Und Schilder mit Rex Friedrich darauf blitzen.
Ein solches Schild geziemt dem Kriegesmann
Mehr noch im Herzen als an seiner Mütze —
Denn Liebe ist des Königs beste Stütze.

Doch wer ist der, den sie jetzt salutiren,
Mit ihren Spontons [1]. — dort der Officier? —
Es muß ihm große Ehre wol gebühren,
Wie keck er sprengt auf seinem muth'gen Thier!
Es ist der Fürst, der edle Hohenlohe,
Wie männlich schön sitzt er zu Pferd', der Hohe.

Das iſt ein Rennen und ein Galoppiren,
Der Generäle mit dem ſtolzen Blick! —
Ach, manchen Helden wird das Heer verlieren,
Erliegend mitleidsloſem Kriegsgeſchick;
Doch wie der Kampf auch lichten wird die Reihen,
Er muß den Preußen doch den Sieg verleihen.

Hallo! Hallo! Jetzt ſchwenket eure Hüte,
Der König naht mit freundlichherz'gem Gruß;
Und Zuverſicht ruht jetzt ihm im Gemüthe,
Da er es weiß, daß er ſich ſchlagen muß;
Und dreimal hoch! Der König hoch, der Gute! —
So ruft das Volk, das Heer, mit freud'gem Muthe.

Und viele Großen kommen im Gefolge,
Seh't Braunſchweigs Herzog, ihn den Heldengreis,
Der ſich als Feldherr ſchon bewährt im Streite,
Und ſich errungen oft des Sieges Preis.
Wenn nur den Geiſt das Alter nicht gebrochen,
Hat Preußen Deutſchlands Schande bald gerochen.

Und ſiehſt du ihn ſo hoch zu Pferde ſitzen,
Prinz Louis mit ſeiner heißen Siegesgier?
Welch' Feuerſtrahlen ſeinem Aug' entblitzen,
Wol muß er zünden ſeines Hauſes Zier.
Wird ihm der Krieg der üpp'gen Ruh entreißen,
So wird ihn bald der dritte Friedrich heißen.

Und Andre noch, beſtimmet zu entſcheiden,
Ob Frankreichs Kaiſer unbeſiegbar ſei,
Ob Preußen ferner Schmach von ihm erleiden,
Und ob der Kön'ge Rechte vogelfrei;
Noch ſeh't ihr keinen Scharnhorſt, Schill und Blücher,
Doch iſt der Preuße ſeines Sieges ſicher.

Den letzten Blick dir glänzenden Parade,
So flimmernd, flammend in des Goldes Strahl!
Dein Loos liegt, ach, ſchon in der Todeslade,
Für Jena und das Auerſtädter Thal;
Doch iſt es nicht der Zopf, der dich verrathen.
Kommt er wohl hindern deine früh'ren Thaten? —

Es iſt der Geiſt, den neue Zeit geboren,
Der dich begräbt, du glänzende Parade,
Den Preußens Genius noch nicht erkohren,
Daß kräft'ger nach der Lehre es erblüh'.
Iſt auch der Zopf des alten Heer's verrufen,
Groß ſind die Helden, die es einſt erſchaffen.

* * *

Das Volk kehrt heim und giebt ſich heut' zufrieden,
Und es vergißt den Groll der frühern Zeit,
Da ſich Soldat und Bürger gern gemieden,
Verachtend der, der Andere mit Neid —
Der Officier begehrte Herrenrechte,
Und die Soldaten waren rohe Knechte.

Doch jetzt, wo's ſieht das Heer nach Kampf gelüſten,
Giebt ſich das Volk mit ganzem Herzen hin;
Das Heer wird ſtaunt Friedrichs Ruhm nicht brüſten,
Und ſelbſt bewähren tapfern Kriegerſinn.
Der Offizier wird es im Kampf' beweiſen,
Daß er im Golde nicht verlernt das Eiſen.

Dann wird der Bürger gern ihm Achtung zollen,
Und Achtung nur verkettet Stand an Stand;
Doch auch der Krieger darf nicht ferner grollen,
Und ſei in Liebe jenem zugewandt;
Es muß ſich Einer auf den Andern ſtützen,
Der Muth und nicht der Uebermuth ſoll ſchützen.

So trägt der Bürger leicht das Heer im Frieden,
Und er vergißt ſeiner Ernährung Laſt.
Nicht immer iſt dem Krieger Ruh' beſchieden,
Der Krieg kommt oft, ein ungebetner Gaſt,
Und willig geht er dann dem Tod' entgegen;
D'rum neidet nimmer ihm des Friedens Segen.

Der große Tag erſchien, ins Feld zu rücken;
Mit Kampfesmuthe war das Heer bereit.
O, möchte es ein ſiegrer Sieg beglücken,
Das tapfer ſich gezeigt zu jeder Zeit;
Wenn mir das Regiment iſt gut berathen,
So werden muthig fechten die Soldaten.

Es ſchritt Balthaſar fröhlich in den Reihen,
Die jetzt dem Heere gaben das Geleit,
Er wollte es mit ſeinem Hute weihen,
Man konnte ihn erkennen allerſeit;
Er hielt ihn hoch auf einem goldnen Stabe,
Doch flog darüber, ach, ein Unglücksrabe.

Balthaſar ließ wol eine Zähre fallen,
Doch faßte bald er wieder alten Muth.
Das Heer ließ Lebehochs dem Kön'ge hallen,
Und das war ſeinem treuen Herzen gut;
Die ſich mit ſolchem Eifer Feinden ſtellen,
Kann nur die höhre Macht des Herrn zerſchellen.

Und ahnungsfroh ſieht er den König winken,
Und auch die Königin iſt froh belebt,
Die Waffen in der Sonne gülden blinken,
Balthaſars Herz ſich traurig freudig hebt.
Ach, Fritz o ſteig empor aus deinem Grabe!
So ſeufzend ſieht er auf zu ſeinem Stabe.

So lebet wohl ihr tapferen Soldaten,
Die Siegespalme bringet uns zurück;
Denkt an des großen Friedrich's große Thaten,
Der ſtolz im Leide, demuthsvoll im Glück.
Wie ihr jetzt ſinget frohe Abſchiedslieder,
So fröhlich ſingend kehret uns bald wieder!

Anmerkungen.

[1] Zur Zeit Heinrich des Großen gab es noch keine Gensd'armerie, welche die Polizei verwal, sie war, wie jedes andere, ein Soldatencorps, zum Felddienst bestimmt.

[2] Die Officiere hatten im Dienste lange Stäbe oben mit einem eisernen Kreuz und sonderbar zugeschnitten, mit diesen salutirten sie. Die Unterofficiere hatten ähnliche, aber weit kleinere, welche sie beim Salut dreimal kreuzten, oder in horizontaler Lage schwenkten.

D. Verfaſſer

Zweiter Gesang.

Die Bürger der Residenz. — Jena. — Die Schreckensnachricht.

Die Hoffnung, Trösterin in allen Leiden,
Die über dieser Erde Grenzen reicht,
An deren holdem Schmiegen wir uns weiden,
Selbst dann, wenn böse Ahnung uns beschleicht;
Auch meinem Herzen bist du noch geblieben,
Ach, daß der Mensch die Teuschung selbst kann lieben!

Doch wären wir in Hoffnung nicht befangen,
Im Herzen lebte nicht die Ewigkeit,
Der Tod der machte grauen uns und bangen,
Und würde uns zum allerschwersten Leid.
Wer könnte ohne Hoffnung ruhig sterben,
Daß ihm der Tod das Leben wird erwerben!

D'rum will auch ich nicht von der Hoffnung scheiden,
Sie ist der Seele ewiger Magnet,
Um den sie sich in Freuden wie in Leiden,
Wie unsre Erde um die Sonne dreht —
Und ohne sie nicht leben und nicht sterben,
Die Hoffnung muß auf Welten sich vererben.

Balthasar war erwacht aus Traumesschlummer,
Ein großes Unglück hatte er geschaut,
D'rum war sein Herz erfüllt mit Weh' und Kummer,
Bevor der Tag, der freundliche, gegraut.
Doch gab die Sonn' ihm ihre goldnen Blicke,
Vertraute wiederum er dem Geschicke.

Doch laßt mich erst erzählen, welche Pflichten
Der Bürger in der Residenz jetzt trug,
Und dann will ich das Weit're Euch berichten,
Denn aufgeschlagen bleibt noch lang' mein Buch.
Das Heer steht kampfgerüstet ja im Felde,
D'rum ist es Zeit daß sich der Bürger melde.

Wohl muß dem Bürger Wichtiges obliegen,
Der Pöbel will stets streng gezuchtet sein.
Er darf nicht mehr in Sicherheit sich wiegen,
Und muß sich ganz dem städtischen Dienste weihn.
Soldatenmut ist fürder ihm verliehen,
Er muß der Thore Wachen nun beziehen.

Seh't ihn am Brandeburger Thore sitzen,
Mit frohem Muth im buntesten Gemisch;
Der Bürger will nicht in der Sonne schwitzen,
D'rum sitzt er jetzt im Schatten um den Tisch.
Und darauf Domino und Würfel liegen,
Sie würfeln gar geschlagen oder siegen.

Ja, „g'rad" ist Sieg und „um" das heißt verloren,
Die Würfel künden oft den bösen Tag;
Doch wehe dem Propheten, der geboren,
Das Unheil vorzusehn, das kommen mag.
Das Gute nur — sei's auch ein halbes Wunder,
Wirft in der Menschen Herz der Hoffnung Zunder.

Viktoria muß wohl das Heer beſchützen,
Wie ſtolz ſie blickt von unſerm Thor herab!
Sie ſchwenken ihre Hüte, ihre Mützen,
Als ob ſie das Verſprechen ihnen gab:
Der Sieg iſt eu'r, was auch die Würfel ſagen,
Der Preußen Heer wird ſicher nicht geſchlagen.

Und froher Hoffnung ſingen ſie jetzt Lieder,
Und rauchen Tabak, trinken Wich und Bier,
Und ſtrecken gähnend dann die ſchlaffen Glieder,
Der Schlaf war damals guter Bürger Zier.
Doch nicht als Tugend hat er ſich bewieſen,
D'rum wird in dieſem Lied er nicht geprieſen.

O, anders iſt der Bürger eingeflochten,
Mit ſeines Herrſchers hocherhab'nem Thron,
Er hätte jetzt mit Würfeln nicht gefochten,
Mit der Gefahr getrieben argen Hohn,
Er hätte ſie gewürdigt und erwogen,
Und nicht im Siegesdünkel ſich betrogen.

D, seht die Stadt dem Feinde offen liegen,
Verloren [illegible] sie [illegible] Schlacht Verlust.
Wohl muß [illegible] jetzt sterben oder siegen —
Der Bürger [illegible] dessen nicht bewußt.
Denn er [illegible] zu sein in guten Händen,
Die [illegible] nur einen Sieg nur enden.

So schildern sie die guten Patrioten —
So gut [illegible] machen kann der Heerd.
Wird Bür[illegible] Einsicht nicht geboten,
So fehlt [illegible] der wahre Werth.
Der [illegible] kann das Vaterland nur schützen,
Der sich bewußt, was er vermag zu nützen.

* * *

Wohl haſt du Recht, wenn Ahnung dich bekümmert,
Balthaſar, frommer Greis, in dieſer Nacht;
Schon wird der Hoffnung ſchwarzer Sarg gezimmert,
Die noch zur hellen Flamme angefacht.
Im Herzen deiner ſichern Wachgenoſſen,
Indeß des Heeres Blut unſonſt gefloſſen.

„Die Wache abgelöſt!“ hört er jetzt rufen,
Und ſchnell erhebt er ſich, der würd'ge Greis;
Als er geſtanden an des Thrones Stufen,
Hat er geſprochen zu der Bürger Kreis;
Und einen guten Bürger will anzeigen,
Um Andre ihren Pflichten zuzuneigen.

Er ſchildert, patrouillirt und macht die Runde,
Und flößt den Bürgern Muth und Vorſicht ein.
Ob blutend ſelbſt an ſchlimmer Ahnung Wunde,
Will er ſich ganz dem Vaterlande weih'n;
Denn ſollte doch das Schlimmſte ſicher kommen,
So wird dem Bürger weiſe Vorſicht frommen.

Und so geschah es, daß einst er bei der Runde,
In einem Hause wilden Lärm vernahm;
Befremdend ihm in mitternächt'ger Stunde,
Ertönten Lieder ohne alle Schaam.
Er trat hinein, die Leute zu ersehen,
Die schwelgen bei des Krieges bittern Wehen.

Es waren in der Stube vier Gesellen,
Die sich erhoben als der Greis erschien,
Sich dräuend vor ihm gegenüberstellen,
Und höhnisch lachende Gesichter ziehn.
Balthasar sieht in ihre frechen Augen,
Die ihn erkennen lassen, was sie taugen.

Wer seid ihr? fragt' er sie mit ruh'ger Strenge,
Und welches ist dies loses Treiben hier?
Sie aber nehmen jetzt ihn ins Gedränge,
Und sagen: wozu? Just das fragen wir —
Mit welchem Wunsch bist du hierhergekommen? —
Wir hoffen, deine Absicht soll uns frommen.

Sie ſoll euch ſcheuchen, ſprach der Greis mit Würde,
Denn ich befehle euch, nach Hauſe zu gehn!
Fühlt ihr ſo leicht des Krieges harte Bürde,
In den wir's Vaterland verwickelt ſehn?
Daß ihr mit ſolchem Uebermuth' könnt hauſen,
Als wär' jetzt Zeit zu praſſen und zu ſchmauſen!

Juſt iſt die Zeit, ſo riefen jene wieder,
Da unſ're Nöthen ſich dem Ende nahn,
Und darum ſind wir ſröhlich, ſingen Lieder,
Und jubeln bis er krähen wird der Hahn,
Der uns es ſagt: es iſt der Tag gekommen,
Da von der Armuth wird die Noth genommen.

Denn wiſſe, Freund, wir ſtarben faſt vor Kälte,
Doch war zu hart uns da das Regiment,
Erhielten, als wir Abſchied uns erbaten,
Was man ſehr unwillkommen „Willkom" nennt!
Den Stock gab unſern Gliedern das Gepräge,
Wir wurden darum auch zum Krüppelzuge.

Wie? rief Balthasar, konntet desertiren,
Da's Heer zog gegen unsern schlimsten Feind! —
Warf einen strengen Blick zu allen Vieren,
Er war zu schönen diese nicht gemeint.
Und er sprach offen: sollt den Lohn empfangen.
Doch jene lachten, sprachen ohne Bangen.

Du magst in Frankreich deinen Feind erkennen,
Doch uns nicht bringen er die gold'ne Zeit.
Sie sollen stimmen, sengen nur und brennen,
Den Armen nicht geschieht damit ein Leid;
Sie dürfen rauben, die Paläste stürzen,
Die Reichen um die gold'ne Habe kürzen.

Balthasars Eugen großes Leid umflorte,
Und traurig blickte er auf seinen Hut;
Doch wie es auch in seinem Herzen gorte,
Er faßte wieder alsobald den Muth.
Und sprach: will euch von goldner Zeit erzählen,
Und dann trägt ihr mit beß'rer Einsicht wählen.

S'war einst ein Volk — Mit seinem Herrn zufrieden,
In schlichter Einfalt hatte es gelebt,
Und Wohlsein, wie's dem Sterblichen beschieden,
Ihm zu gewähren war er stets bestrebt.
Doch Armuth kann kein König selbst verhindern,
Er thut das Seine, sucht er Noth zu lindern.

Da kam ein Fremder, der dem Volk erzählte
Von gold'nen Tagen, aller Zeiten Ziel,
Und die Verheißung inniglich nun quälte
Das Volk, dem solche über Maaß gefiel.
Sein Sinn, in alter Zeit so froh bescheiden,
Der wollte sich an besserem jetzt weiden.

Es stürmte hin zum Haus' des Patriarchen,
Verlangend ungestüm die gold'ne Zeit,
Und ließ nicht ab zu drohen dem Monarchen,
Bis dieser sprach: geht heim, sie ist nicht weit.
Wenn erst die Sonn' am Firmament verblichen,
Hat leise euch die gold'ne Zeit beschlichen.

Das Volk [illegible] heim, die Nacht ließ sich hernieder,
Und sänftigte des Volkes zorn'gen Sinn,
Es schlossen sich die müden Augenglieder.
Der Schlaf ist mächt'ger als der Thoren Sinn.
Und als das Volk so lag im ruh'gen Schlummer,
Verschwunden war der Täuschung herber Kummer.

Doch als [illegible] die Bitt'ge wieder regte,
Und gold'ne [illegible] in die Häuser warf,
Gedacht' [illegible] der Hoffnung, die es hegte,
Und die ein [illegible] Mann, nie hegen darf.
Die gold'ne Zeit, die der Prophet verheißen,
Die sollte keine Ausflucht ihm entreißen.

Und abermals bestürmt' es den Regenten.
Dein Wort, Prophet, war elender Betrug!
Was sagtest du, da gestern wir uns trennten,
Wähnst unser Elend du nicht groß genug?
Doch nur Erfüllung bringt uns von der Stelle!
Und wilder wogte jetzt des Volkes Welle.

Da ſprach der Fürſt: — Nicht hab' ich euch belogen,
Sagt, habt ihr nicht von gold'ner Zeit geträumt? —
Ihr wähnet fälſchlich, daß ich euch betrogen,
Die gold'ne Zeit kam geſtern angeſchäumt.
Da ihr ſie doch im Traume habt genoſſen,
So redet, welche Thaten ihr entſproſſen.

Da ſprach der Erſte: — Meines Nachbar's Hölle,
Die mußte faller gleich in meine Hand,
Ging bettelnd an der Armuth Klauſenſtube,
Und ſtehe ſchon an meines Grabes Rand;
D'rum wollte ich noch Hülf' und Fülle genießen.
Ließ meines Nachbarn Reichthum ſie entſprießen.

Ein Zweiter ſprach: — In meines Schwagers Garten,
Da reizten mich die Früchte allzuſehr,
Ich war geſetzt der Bäume treu zu warten —
Nun pflückte ich ſie nach Gefallen leer.
Die gold'ne Zeit macht ja zu Herren Knechte,
Was Jeder will, das iſt ihm juſt das Rechte.

Und ſo ging's fort, dem Ähnlich ſprachen Viele.
Und der Monarch ſprach lächelnde es iſt ſo,
In fünf Minuten bring ich euch zum Ziele,
Und wenn ihr Lärm ſo werdet deſſen froh.
Da hörte man die andere Hälfte ſchreien:
Wir werfen dich, Despot, dem Tode weihen!

Ein Bürgerkrieg, der wollte faſt entſtehen,
Die gold'ne Zeit nicht Allen mehr gefiel.
D'rauf der Monarch: — Laßt doch ihr Andren ſehen,
Was euch gebracht des Traumes gold'nes Spiel.
Und jene nun begannen zu berichten,
Wornach die Sache günſtig war zu ſchlichten.

Der Erſte ſprach: — Dem Räuber meine Habe,
Dem ſetzten meine Diener ſich zur Wehr,
Wol oft erhielt er meine milde Gabe,
Doch jetzt begehr' ich ſie nimmermehr;
Man ſchlug ihn todt, — der Kirchhof ward ihm offen,
Dort mag er nun auf gold'ne Tage hoffen.

Ein zweiter ſprach: — Den ungetreuen Schwäger,
Den jagte ich aus meinem Dienſte fort.
Ein Nimmerſatt bleibt ewig arm und mager,
Und Niemand traute ſeinem Blick noch Wort.
Da's nicht gelang ſich Armuth zu entſchwingen,
Sah ich ihn ſelbſt ſich um das Leben bringen.

Und ſo ging's fort. — Das Volk ward denkend inne,
Daß nicht für Alle dieſe goldne Zeit,
Daß wol am Ende keiner was gewinne,
War ſich zu fügen willig nun bereit.
Der König ließ noch einmal ſich vernehmen,
Um die Rebellen gänzlich zu bezähmen.

Ihr wißt nun wie's mit golduer Zeit beſchaffen,
So wie ſie iſt, könnt ihr ſie haben nie;
Zur andern ſchmiedet euch erſt goldne Waffen —
Sie zu erringen. Wie man's treibe, ſo gerät's.
Thut eure Pflicht ihr Armen und ihr Reichen,
So wird die Zeit der goldnen faſt gleichen.

So ſprach Balthaſar, ſah nun in der Runde,
Und die Geſellen blickten finſter, ſtier,
Und einer fügte mit verbiſſ'nem Munde:
Mag's kommen, wie du ſagſt, wir bleiben hier —
Mit unſern Waffen und mit euern Münzen,
Da trotzen wir dem Könige und den Prinzen.

Ich will es ſehn, ſo ſprach Balthaſar wieder,
Hier habt ihr meine Börſe, worin Gold.
So ſchweigt fort und ſingt die frechen Lieder,
Doch es wird kommen, wie ihr es gewollt.
Noch iſt es Zeit, begebt euch hin zum Heere,
In einer Stunde bring' ich ſtreng're Lehre.

So ſchied der Greis und hat auch Wort gehalten,
Nach einer Stunde kam er ſie zu ſahn,
Sie hatten ihn verlacht, den braven Alten,
Der ihnen ließ die Zeit zur beſ'ren Bahn —
Wird nicht die Tugend gold'ne Zeit uns bringen,
Der Sünde wird es nimmermehr gelingen.

Es waren viele Wochen ſchon vergangen,
Daß kampfgerüſtet zog das Heer in's Feld,
Auf Siegesbotſchaft harrte mit Verlangen,
Der Bürger, ſtetem Schwanken bloßgeſtellt.
Das Heer, ſo ſchnell gerüſtet, war jetzt zagend,
Stand an der Saale, raſchen Kampf nicht wagend.

Nun aber endlich wird es ſich ermannen,
Denn es erſcheint des Königs Manifeſt:
„Mit Unterhandlung wenig wir gewannen,
Da ſich der Kaiſer auf ſein Glück verläßt;
So wird Gott beiſtehn dem gerechten Sinne,
Jetzt auf, Soldat, das blutige Spiel beginne.“

Und bald bracht' Botſchaft eine neue Zeitung,
Die ſich den Namen gab: „der Telegraph“:
Geſiegt hat Preußen unter's Fürſten Leitung,
Der muthig mit dem Feind' zuſammentraf.
Und übel zugeſetzt iſt er geflohen,
Man rühme hoch den tapfern Hohenlohen.

O he, juchhe! Das muß ein Sieg gewesen!
Man feiert's hier bei Bier und Wein und Punsch,
Der Bürger glaubt, was er gedruckt gelesen,
Und daß es wahr sei, ist sein heißer Wunsch;
Drum ist's nun wahr. Juchhe, das Heer soll leben,
Mag ihm des Feindes ferner Lehre geben!

Und noch einmal, spricht der Hohenlohe!
Hoch unser Fürst, der wahre, tapf're Held!
Vernichtet wurde Napoleon, der Hohe,
Der unterjochen will die ganze Welt.
Juchhe! Juchhe! Jetzt liegt er uns zu Füßen,
Der Preuß' weiß seine Feinde zu begrüßen.

Balthasar nur, der läßt sich nicht verwirren
Er hatte jüngst im Traume ein Gesicht.
Die Phantasie, die mag wol öfter irren,
Doch jeder Ahnung, Menschen, spottet nicht.
Wol manchmal kann ein Geist sich zugesellen
Dem Sterblichen, ihm Dunkles aufzuhellen.

Als einst der Greis im Schlafe war befangen,
Sah er sich auf ein Schlachtfeld jäh' versetzt,
Wo die Franzosen mit den Preußen rangen,
Und jene wurden in den Tod gehetzt.
Er sah die Preußen heldenmüthig siegen,
Und nur die Feinde auf dem Felde liegen.

Der Abend brachte seinen schwarzen Schleier,
Die Sonne wich, der Mond brach nun hervor,
Und Raben flogen hin und her und Geier,
Und diese Worte hallten an sein Ohr:
Nun, Todtengräber, kannst dein Amt verrichten,
Und diese Leichen auf einander schichten.

Der Greis stand auf, die Schaufel in den Händen,
Doch Gräber gähnten plötzlich um ihn auf;
Statt Todte in die Gruft hinab zu senden,
Sah er sie steigen aus der Gruft herauf.
Und ringsum hörte er die Leichen wimmern,
Und Tausende von Särgen sah er zimmern.

Doch sie, die Geister, finsterer Gruft entsteigend,
Die traten Alle sachte zu ihm hin,
Und eine Palme feierlich ihm zeigend,
Bedeutend ihm ihrer Erscheinung Sinn.
Wol haben wir die erste Schlacht verloren,
Doch hat sie uns den Rächer schon geboren.

Und so sieht er sie plötzlich aufwärts schweben,
Mit Geistern füllt sich ringsum an die Luft.
Und einen Sternenhimmel sieht er weben, —
Fort sind die Geister — aber leer die Gruft.
Und wieder hebt zum Himmel er das Auge,
Daß an der Sterne Pracht es Wollust sauge.

Und siehe, jetzt erkennet er die Sterne,
Bekannte Männer schau'n ihn freundlich an,
Und rufen ihn beim Namen aus der Ferne:
Leb' wohl, Balthasar, ächter Bürgersmann!
Der Fürst, der Herzog und der Prinz die winken,
Und lange noch die Sterne strahlend blinken.

Und dann erlischt das freundliche Gefunkel,
Und grauer Nebel jetzt den Greis umzieht,
Die Erde bebt, und aus dem dichten Dunkel
Tönt ihm entgegen schaurig Todtenlied.
Und in die Gräber steigen ein die Leichen,
Der Donner rollt — bis sie die Gruft erreichen.

Und nun hört er zwei mächt'ge Flügel rauschen,
Nah' über seinem Haupt — er sieht darnach;
Doch kann er nicht erspähen, nicht erlauschen,
Woher der Flug, das Rauschen kommen mag.
Da plötzlich leuchten wieder Mond und Sterne,
Sein Hut flingt zu ihm aus des Aethers Ferne.

Und lauter Palmen sieht er darin liegen,
Die streut er ringsum auf die Gräber aus —
Ihr konntet tapf're Preußen heut nicht siegen,
So ruht mit Ehren in dem Todtenhaus:
Und beß're Zeit wird eure Schmach verwischen.
Der Greis Balthasar war erwacht inzwischen.

war die Tollheit, der ihn ließ Böses ahnen,
darum ging er mit des Alters Schild,
ausgelassnen Jahre zu verschönen,
auend einer Lüge eitlem Bild.
n. „Telegraphien" schrieb Professor Lange,
falschen Wahn u., wollt unter seinem Range.

Gott sein Leben; wie ihm auch sollst du enden,
ist es nicht dem Schöpfer zu vertrau'n,
dies entschieden ist in deinen Händen,
eher darfst du keck auf Siege baun.
straft der Herr solch thörichtes Beginnen,
um sollt ihr nicht auf Stolz und Hochmuth sinnen.

big sah man an die gläub'gen Leute,
lter zu unerschaut so leicht dem Glück,
ebt es leicht dem Zweifel hin zur Beute.
ur Balthasar in dein Haus zurück,
n heute sollst und darfst kein Recht du haben,
ungestört den Frohsinn uns erlaben.

So ſprechen ſie und zechen fröhlich weiter.
Juchhe! Juchhe! und abermals ein Hoch.
Bis kam zur Stadt ein ſchneller, finſtrer Reiter,
Der brachte eine Zeitung, die nicht log.
Der Bürger wartete mit dumpfen Mienen,
Bis jener ſchlimme Anſchlag war erſchienen.

Ich muß dem Bürger Trauerbotſchaft geben:
Verloren hat der König Eine Schlacht,
Der König mit den Prinzen iſt am Leben,
Dem Bürger Ruh' zur erſten Pflicht gemacht!
Wie Ruhe — Ruhe — ſeine erſte Tugend —?
So gräbt ein Grab des Staates muth'ger Jugend.

Die Bürger leſen, und ſie leſen wieder,
Und ſtanden leſend ganze Stunden lang.
Ach, ſolche Zeitung ſchlägt den Muth darnieder,
Und es verſtummte nun der Becherklang.
Verloren eine Schlacht — wir ſind verloren!
Napoleon, der iſt ein Gott geboren.

lnd dennoch legt' sich bald der erste Schrecken.
Nur Eine Schlacht — noch lebt der Preußen Heer,
Zur Rache wird das Unglück sie erwecken,
Die zweite Schlacht verliert es nimmermehr!
So spricht das Volk — da's Unglück eingetroffen,
Und schnell geneigt zu zagen und zu hoffen.

ur Einer lebte, der jetzt trauernd weinte.
althasar, ach, bestellte seinen Sarg
ir seinen nahen Tod, wie er vermeinte,
seinem Gut' er seinen Kummer barg.
Ach, Pflichten dürfen wir darin nicht wähnen,
In den jetzt fließen seine heißen Thränen.

würd'ger Greis, noch ist's nicht Zeit zu trauern,
erst den zweiten schlimmeren Bericht,
jetzt zu sehen ist an vielen Mauern.
komm' und lies, doch du ertrügst es nicht.
Die Residenz ist in des Kaisers Händen,
Bald wird er seine Truppen hierhersenden.

In Kaiſers Ländern! ruft man mit Entſetzen.
Die Bürger taumeln nun im jähen Schreck,
Und keiner weiß die werthe Zeit zu ſchätzen,
Sie ſpielen nur mit der Gefahr Verſteck.
Beamte fliehen mit vermeinten Schätzen,
Und laſſen werthe Güter an den Plätzen.

Wie die Beamten und die Bürgersleute,
Iſt Schulenburg, der Kommandant der Stadt.
Er läßt ſie ungeſäumt dem Feind zur Beute,
Da er den Kopf ſo ganz verloren hat.
Balthaſar iſt's, der Bürger mehr als Alle,
Der retten will die Stadt vor ihrem Falle.

Wohl iſt es ſchön für einen Staat zu mühen,
Wenn ihm des Glückes goldne Sonne ſcheint;
Und Bürgerwohl wird ſolchem Thun erblühen,
Wenn Biederkeit und Weisheit ihm geeint;
Doch kommt die Noth, dann ſoll man auch nicht wanken,
Und muthig ſtehn in der Gefahren Schranken.

Daß die Beamten um den Thron ſich ſchaaren,
Erheiſchet ihre Ehre, ihre Pflicht;
Sie ſollen Muth und Einſicht offenbaren,
Sieht ſie auch nicht des Herrſchers Angeſicht.
Muß erſt der Bürger weiſe That ſie lehren,
So kann er ſie nicht ſchätzen und nicht ehren.

Balthaſar rang ſich los von ſeinem Kummer
Und eilte jetzt zum Kommandanten hin,
Ach, nicht gerührt, lag überall im Schlummer
Des Bürgers Zierde — Patriotenſinn.
Er ſah die Leute eigenſüchtig fliehen,
Mit Stab und Hab und Gut von dannen ziehen.

Auch ſah Balthaſar ſtehen ſchon den Wagen
Vor dem Palaſt des Grafen Exellenz,
Und Bürger, die verſammelt, hört er ſagen:
Er will verlaſſen unſre Reſidenz.
Balthaſar tritt ins Haus und vor den Grafen,
Den ſeine Worte, ſeine Blicke ſtrafen.

Es iſt nicht recht den Bürger zu verlaſſen,
Der rathlos iſt in dieſer Trauerzeit;
Es füllen mit Geſindel ſich die Gaſſen,
Und leicht geſchieht dem Bürger großes Leid.
O, bleibt, ermuthigt ihn ſich aufzuraffen,
Und gebt ihm in die Hände Waffen, Waffen.

Ja, Exellenz, gebt nicht ſo leicht dem Sieger
Die große Stadt durch Tauſende bewehrt;
Der Bürger wird zum Löwen und zum Tiger,
Darf kämpfen er für Weib und Kind und Heerd;
Nicht ſchutzlos wahrlich darf der Feind uns finden,
Soll er nicht Miſſethat ſich unterwinden.

Graf Schulenburg darauf verſetzt die Worte:
Man muß ſich fügen in des Schickſals Hand.
Ich laſſe euch des Feindes Mild' zum Horte,
Napoleon wird kein Tyrann genannt.
So redend ging er vom betrübten Greiſe,
Und eiligſt nach Stettin ging ſeine Reiſe.

So iſt, Balthaſar, unſer Schutz beſchaffen,
So ſchrecklich werden wir verlaſſen hier;
Im Zeughaus liegen unberührt die Waffen,
Sie wären jetzt des muth'gen Bürgers Zier.
So iſt die Stadt in Händen der Franzoſen,
Bald werden ſie um uſ're Ehre looſen!

Der Greis geht heim, er kann es nicht ertragen,
Er fühlt zutief des Vaterlandes Schmach.
O, wol nagt Gram die Seele ihm zernagen.
Mit heißen Thränen ſieht er ſein Gemach,
Wo er ſo manche traute Stund' konnt' plaudern
Mit ſeinem Gott, der ihn jetzt macht ſchaudern.

Und kummervoll ſitzt er im Sorgenſtuhle,
Der Hut vor ihm, auf ſeinem ſchwanken Knie.
Wol war mein Leben eine große Schule,
Doch ſolche bitt're Tage ſah ich nie.
O, Herr, mein Gott, erbarm dich meiner Wehen,
Und laß mich bald doch deinen Himmel ſehen!

Und ſtumm ſitzt nun der Greis mit ſeinem Hute,
Und ſieht ihn an, wol lange, lange Zeit.
Und dann erbebt er ſich mit Todesmuthe:
Noch eine Stund' ſei meinem Fritz geweiht.
Ja, Friedrich, Held, ich will dein Grab noch ſehen,
Und dann mein Gott, bitt' ich, laß es geſchehen!

Und als ihm nun noch Thränen g'nug gefloſſen,
Bricht auf er zu des Helden heil'gem Grab.
Doch iſt mein Lied damit noch nicht geſchloſſen,
Wir g'leiten ihn in's eigene hinab.
Der edle Greis, er kann ja eh' nicht ſterben,
Bis er gefunden ſeines Hutes Erben.

* * *

O, herrlich iſt die Vaterlandesliebe,
Sich ſchmiegend an der Herrſcher hohen Ruhm!
Wenn edler Keim nicht edle Früchte triebe,
Wär' unſ're Welt dann Gottes Eigenthum? —
Iſt groß der Fürſt, dann werden groß Nationen,
Die Völker hangen ab von ihren Thronen.

Stehn große Kön'ge bei des Staates Steuer,
Groß wird im Volke der geringſte Mann.
Der Ruhm, der zündet es, ein heilig Feuer,
Als ew'ge Veſtaflamme brennt es dann.
Ein treuer Prieſter wird das Volk ſie nähren,
Doch muß der König ihm das Oel gewähren.

Das Oel der Freiheit und des regen Strebens,
Sich zu entwickeln auf der Weisheit Bahn.
Stupidem Volk giebſt Würde du vergebens,
Sein ew'ger Hüter iſt allein der Wahn;
Ein edler König an des Staates Ruder,
Mag theilen nicht die Macht mit ſolchem Bruder.

Balthaſar hat die Pilgerfahrt begonnen,
Schon kniet er vor ſeines Friedrichs Grab'.
In ſeinem Glanz noch einmal ſich zu ſonnen,
Iſt er gekommen ſchnell mit ſeinem Stab'.
Mit ſeinem Stab' und ſeinem lieben Hute,
Iſt kurz geworden ihm die lange Route.

Jetzt ſehet ihn das Grabmal weinend küſſen,
Den kalten Stein, d'rin liegt das Feuerherz.
Doch würdig wir ſolch Denkmal finden müſſen,
Der Stein umſchließt des Ruhmes ew'ges Erz.
In Stein und Erz iſt aller Ruhm geſchrieben,
D'rum iſt er ewig auch bis heut' geblieben.

Nun weine, weine Greis, zum letzten Male
Gieb Thränen deinem Schmerze, deinem Gram.
Und dann mag fallen deiner Seele Schaale,
Die als die Liebe ja zur Erde kam.
Und als die Liebe wird ſie wieder gehen
Und wie du wünſchſt — den gold'nen Himmel ſehen.

Noch eine Bitte, eh' ich von dir scheide,
Spricht er, bevor er ganz sich abgewandt,
Mein König, ach, du siehst es was ich leide,
Daß nun dein Thron ist in des Kaisers Hand.
Doch der ist in des größten Königs Händen,
O, möchtest du dich für dein Land verwenden!

Und nun leb' wohl, leb' wohl, mein edler König,
Ich komm' zurück nach einem kurzen Gang.
Ach, konnte dich hienieden lieben wenig,
Denn fern hielt mich des Bürgers niedrer Rang.
D'rum laß mich droben sein in deiner Nähe,
O, Friedrich, meine Liebe nicht verschmähe!

So sprach der Greis und wollt' sich jetzt erheben,
Da sieht er plötzlich regen sich den Stein;
Er hört die Erde unter sich erbeben,
Es blendet ihn ein gold'ner Strahlenschein;
Und eine Stimme tönt ihm nun entgegen,
Gar feierlich, so wie ein heil'ger Segen.

Balthaſar, Greis, bald biſt du bei mir droben,
Doch fahren laß im Troſte dieſe Welt.
Was in den Sternen Gottes wird gewoben,
Du wirſt es ſchaun, wie dir es wohlgefällt;
Noch Jahre wird mich Feindes Ruhm verdunkeln,
Dann aber wird mein Stern von Neuen funkeln.

Die Stimme ſchwieg, der Strahl der war verſchwunden,
Die Erde ſtill, des Grabmals Decke fiel;
Und als Balthaſar wieder ſich gefunden,
Ging er getröſtet an ſein letztes Ziel.
Geiſt Friederichs, jetzt ſterb' ich ſonder Zagen,
Und ferner nicht will ich dem Schickſal klagen.

Dritter Gesang.

Einzug der Franzosen. — Napoleon. — Balthasar's Tod. —

Gieb, Muſe, Kraft mein letztes Lied zu ſingen,
Das Ende krönt das Werk, du weißt es ja.
Der Preußen Volk wird dir ein Hoch dann bringen,
Das deinen Bürger lieben, leiden ſah.
Ach, lieben, leiden, ſterben — ſind die Worte,
Die alle Menſchen kennen, Zeiten, Orte.

Wacht auf ihr Städter aus dem trägen Schlummer,
Denn heute wollt ihr doch ein Schauſpiel ſehn.
Schon habt ihr ausgeſchlafen euren Kummer,
Und eure Furcht, daß Uebles könnt geſchehn.
Es iſt verſprochen eure Hab' zu ſchonen,
Der Feind will zehren nur bei euch und wohnen.

Und durch die Gaſſen ſtrömt das Volk mit Spannung,
Knäult ſich zuſammen bei dem Hallſchen Thor.
Die Neugier hilft dem Bürger zur Ermannung,
Der jüngſt ſo gänzlich ſeinen Kopf verlor.
Und Branntewein den Wachen zugetragen,
Soll dem Franzoſ' gewähren Wohlbehagen.

So harrt das Volk dem Einzug lang entgegen,
Verſammelt iſt der Bürger Magiſtrat,
Der Thore Schlüſſel ſie mit Schmerzen legen
Auf Sammetkiſſen. So im vollen Staat
Will man den Kaiſer und ſein Heer empfangen,
An das man denkt mit Neugier und mit Bangen.

Die Trommel hallt, es ſchmettern die Trompeten,
Das Heer rückt ein, die Menge ſteht erſtaunt,
Jetzt kommt der Gaſt, den keiner hat gebeten,
Hat Einer wol dem Andern zugeraunt;
Doch einen Mann erſt ſieht man alſo kommen,
Erzähle es, wie ich dies jüngſt vernommen.

Ein Infanterist keck, blaß und lang und schmächtig,
Das schwarze Haar wallt um die Schläfe wild. —
Ist dies der Feind der uns so übermächtig?
Wir suchten wahrlich ein ganz andres Bild!
Gepudert nicht, ihm fehlt der Zopf, die Locke,
Der Leib bedeckt mit einem kahlen Rocke!

Die Füße nackt, der Hut klein und verwittert,
Zerrißne Schuh, die Pfeife gar im Mund!
Vor solchem Feind die ganze Welt erzittert!
Und neben ihm — da seht den kleinen Hund!
Ein Brod gespießt auf seinem Bayonette,
Man sieht wohl, daß der Hund es gerne hätte!

Auf seinem Pallasch eine Gans, o Wunder,
Ein blechner Löffel an dem Hute gar! —
So kommt ein Sieger tragend eitel Plunder,
Ist's nicht ein Mährchen, das ein Traum gebar? —
O, Bürger, bald wirst traun du deinen Sinnen,
Und lernen wie man Schlachten kann gewinnen.

Dem ersten Mann in seinem schäb'gen Rocke,
Folgt eine Avantgard', dann die Sappeurs,
Der Tambour dann, kunstfertig mit dem Stocke,
Ihn schwingend, fangend, werfend wieder höh'r.
Der Bürger staunt, doch hegt er den Gedanken:
Der Feind muß bald von unsern Streichen wanken.

Fünf Stunden währten wol die bunten Züge,
Zwölf Regimenter bildeten das Corps;
Der Davoust war's, ist nicht die Nachricht Lüge,
Noch damals in des Feldherrn-Ruhmes Flor.
Doch nahm er nicht die Schlüssel von den Thoren:
Gebt sie dem größten Feldherrn, der geboren!

Beſcheidenheit, die iſt wol zu loben,
Mit welcher Davouſt ſo geſprochen hat.
Nun hörte man ein Lärmen und ein Toben,
Denn in Beſitz genommen ward die Stadt.
Und wie lebendig wurden alle Straßen,
Da freute ſich das Pöbel übermaßen.

Feldſchmiede und Geſchütz auf allen Plätzen,
Bagagewagen und die reiche Beut';
Wol konnten den beſſern Bürger nicht ergötzen,
Doch ach, dem Pöbel der Skandal erfreut,
Man hörte ſeine Hurrahs, ſeinen Jubel —
Denn zu gewinnen hofft er in dem Trubel.

Die Stadt ſah aus wie in den großen Meſſen,
Verhandelt wurde ſchnell die Beute nun.
Hier Berge ſilberner und gold'ner Treſſen;
Der Kriegen, die in Todes Armen ruhn;
Dort Pferde, Vieh und Schmuck, Soldatenkleider,
Vom Preußenheere jüngſt gewonnen leider.

Und viele Münzen und der Tapfern Orden,
Der Staat, in dem es prangte Preußens Heer,
Der Bauern Gut und was erbeutet worden,
Die Uhren, Ringe und was Alles mehr;
Das kauften Bürger nun um bill'ge Preiſe,
Es wurden Arme reich auf dieſe Weiſe.

Doch was das Land im Großen hat gelitten,
Das ſchmerzte tief der Patrioten Herz,
Sie hatten um Gewinn ſich nicht geſtritten,
Und häuften Reichthum nicht in ihrem Schmerz.
Verſchmäh'ten es, ſich alſo zu bereichern,
Mit Schmach und Schande, Schätze aufzuſpeichern.

Sie trauerten, da ſie die Kirchen ſchauten,
Entkleidet ihres Schmuckes ſchöner Zier;
Denn keine Ställe ſich die Feinde bauten,
Die Kirchen füllten jetzt des Viehs Gezieh'r.
So konnten ſie mit ihren frechen Händen
Die Kirchen und die Tempel Gottes ſchänden.

Ach, Römer mit dem Namen der Barbaren,
Die trieben die Besiegten unter's Joch;
Doch ihre Götter ihnen heilig waren,
Sie weih'ten sie und bauten Tempel noch —
Noch Ehrentempel für der Feinde Götter,
Verachtung traf den seelenlosen Spötter.

O, kommt mir nur und rühmt mir die Franzosen,
Der Bildung des Jahrhunderts stets voran.
O, Schmach und Schande dem Gedankenlosen,
Der ihnen Weihrauch blindlings streuen kann!
Ja Weihrauch — Weihrauch gebt ihr nur dem Fremden,
Dem eig'nen Ruhme bleibt nichts zuzuwenden.

O, fahret fort in eurem eitlen Leben,
Verschmähet euch selber ganz zu weihn.
Erdrückt es eurer Männer ernstes Streben,
Die kämpfen ständig für eu'r Wohlgedeihn.
Laßt sie verkümmern, elend untergehen,
Euch rühren nicht von ihren bittern Wehen.

Doch ſchweige, ſchweige, laß den Zorn verrauchen
Mein Deutſchland, du, mein liebes Vaterland;
Werd ich auch Geiſt und Kraft für dich verbrauchen,
Und ſterben hin, von dir nicht anerkannt;
Einſt kommen wird der Tag — wo du erkennen,
Dann wirſt du wol auch meinen Namen nennen.

* * *

Balthaſar hat ſich längſt zurückgezogen,
In ſein Gemach, wo eine Kerze brennt;
Er lieſt ein Blatt, geſchrieben wohlerwogen,
Es iſt — ach ja — es iſt ſein Teſtament;
Denn er beſitzt faſt ein'ge Millionen,
Wen will er denn mit dieſem Gelde lohnen? —

Es ſteht darin gar kurz und ſchön geſchrieben:
Ich laſſe meinen Reichthum beſtem Ziel.
Für's Vaterland iſt er mir werth geblieben,
Und glücklich bin ich, daß es iſt ſo viel.
Zu Waffen, nur zu Waffen ſoll er dienen,
O, laßt den Feind bald unſ're Schande hnen.

Er lieſt es noch einmal und lieſt es wieder,
Und ſpricht dann mit dem Hut' ein freundlich Wort:
Du, einz'ger Freund, ſo gut und fromm und bieder,
Wirſt folgen mir an einen beſſern Ort,
Als dieſe Welt, ſo blind und ſo verdorben.
O, beſſer mit dem Freund' vereint geſtorben.

Doch noch zuvor ſollſt du den Feind erblicken,
Eh' du mir wirſt des Todes Eigenthum;
So will es ſich für dich noch heute ſchicken,
Des Haſſes Blick, er ſei dein letzter Ruhm.
O, ſtolz und groß ſollſt du dich heute zeigen,
Der es vergaß, ſich unſerm Fritz zu neigen.

Und ſprach's, erhob ſich, wandelt auf die Gaſſe,
Wo wirrer Lärm ihn alſobald umſchließt.
Es rennt und läuft das Volk in großer Maſſe,
Wie wenn der Strom die Ufer überſchießt;
So drängt und drückt ſich Alles zu den Linden.
Hier werden wir Balthaſar wieder finden.

* * *

Horch', Glocken tönen ernſt in heil'ger Feier,
Der Kaiſer kommt mit ſeines Heeres Reſt.
Er rückt nicht ein als Retter und Befreier,
Und dennoch ſcheint der Menge dies ein Feſt.
O, Volk! O, Volk! Muß dich dies nicht verletzen,
Weißt du die Freiheit beſſer nicht zu ſchätzen!

Mußt erſt an Moskaus Flammen dich erheben,
Der Ruſſe weiß ihn beſſer zu empfahn;
Da wird dem Feinde Willkomm nicht gegeben,
Da wird das Volk ihm nicht mit Jauchzen nahn!
Als glüg eu'r Heer, da tönten eure Lieder,
Und jauchzen könnt ihr, da es kehrt nicht wieder!

So komm' der Held in ſeinem Siegeszuge,
Der ſich als Kriegesfürſt ſo oft bewährt.
Er hat die Welt erobert wol im Fluge,
Und Frankreichs Stolz und Uebermuth vermehrt;
Doch muß, er muß den Völkern Heil auch bringen,
Weil er ſie lehrt wonach ein Volk ſoll ringen.

Noch liegen ſie die Völker tief im Schlafe,
Noch wenig wiſſen ſie von Pflicht und Recht;
D'rum kommen mußte eine ſolche Strafe,
Damit ein Bürger werd' aus einem Knecht.
Napoleon kann Knechte wol beſiegen,
Nationen aber muß er unterliegen.

Und ſolch Bewußtſein, das iſt dir zu danken.
Napoleon, du könnteſt größer ſein;
Doch ford're ich dich nimmer vor die Schranken,
Was Gutes du gebracht, ſoll dich nie reihn.
So tönt denn Glocken einer Feierſtunde,
Die ſchlug — doch heilts eine größ're Wunde.

* * *

Er kommt! Er kommt! So rufen viele Stimmen,
Napoleon er iſt's, wie ernſt er blickt.
O, ſeht das Feu'r in ſeinen Augen glimmen,
Das iſt ein Auge, das den Feind erdrückt;
Wol nicht ein Schwert könnt' ſolche Wunden ſchlagen,
Als dieſe Augen, wenn ſie Böſes ſagen.

Und welche Stirn an diesem Cäsarhaupte,
Sie trägt in sich den Willen einer Welt,
Der Welt, die vor den Königen bald raubte,
Bis ihn der Völker stärkrer Will' zerschellt.
Der Rock, der Hut scheint groß am großen Kaiser,
O, zehnmal größer wäre er als Weiser.

Hurrah! Vivat! der Kaiser der Franzosen!
Und vielmal hoch! so schreit die Menge nun.
Es fehlte nur man streute ihm auch Rosen —
Darf also sich der Bürger Schande thun.
Ist etwa das des Ruhmes Anerkennung?
O, Deutsche, Preußen, ich wüßt' and're Nennung!

So rief Balthaser, wollt' das Volk durchdringen,
Um nah' genug zu sein Napoleon.
Doch ach, es wollte ihm nicht bald gelingen,
Vergebend war sein Bitten und sein Drohn.
Ich will, ich muß dem Feind in's Antlitz sehen,
O, laßt mich durch — es ist ja bald geschehen.

Vergebens aber ſprach er zu der Menge,
Die fremden Truppen feſſelten ſie jetzt;
Und unbeachtet ſtand er im Gedränge,
Und grämte ſich, daß er zurückgeſetzt.
Balthaſar ſtirb, das Volk verſteht dich nimmer,
Denn deine Weisheit hat nicht bunten Schimmer.

Doch haben ihn die Garden dort zu Fuße,
Die jetzt erlitten ſtolz die Muſterung;
Das Volk nahm ſich zu dieſem Schauſpiel Muße,
Auch war an Witzen nicht Ermangelung.
Die läßt es nimmer hinter ſich zu Hauſe,
Beim Todesmahl, ſo wie beim Hochzeitsſchmauſe.

Nun kam ein Corp's von hohen Grenadieren,
In Lederzeug, weiß wie des Schnees Glanz;
Und lange, rothe Federbüſche zieren
Die Bärenmütz', die Stirn bedeckend ganz.
Wie ſie ſo g'rade auf dem Pferde ſitzen,
Wie ihre Degen ihre Augen blitzen!

Nach dieſen kam das Corps der Mammelucken,
Gekleidet ganz in ihre türk'ſche Tracht.
Es fehlten noch Chineſen und Kalmucken,
Hat er nicht dieſe auch hierhergebracht?
Der türk'ſche Säbel hat die Schneide innen,
Und ſichelförmig — weh' dem Kopfe d'rinnen.

Nun die Sappeurs mit ihren weißen Schürzen,
Der Bärenmütze und dem Kurzgewehr,
Und einem Beil' gar! — Etwa zu verkürzen,
Den Widerſpenſtigen und den Deſerteur? —
So muß es ſein, ſie ſind des Heeres Henker.
Das Publikum iſt oft ein ſchwacher Denker!

Und dieſe da — ſind das nicht Kuiraſſire? —
Die ſtecken ja in Eiſen ganz und Stahl!
Wol zu bedauern ſind die armen Thiere,
Denn ſolche Laſt macht wahrlich ihnen Qual.
Doch mörderiſch verſtehn ſie wol zu hauen,
Wie ſie ſo trotzig auf die Leute ſchauen.

Der Harniſch funkelt wie ein Salamander,
Sie ſitzen d'rin ſo ſicher, feſt und ſteif.
Der Helm — trug ſolchen nicht Held Alexander?
Wie ihn umwallt der lange Pferdeſchweif.
Die fragen nichts nach Stichen und nach Hieben,
Kein Wunder iſt's, daß Sieger ſie geblieben.

So ſprach das Volk und ließ den Feind paſſiren
Bis auf den letzten Mann mit leichtem Sinn;
Dann hörte man auf's Neu' die Trommel rühren,
Und Alles ſtrömt zur Leipz'ger Straße hin.
Napoleon der will jetzt Heerſchau halten! —
Ruft man Balthaſar zu, dem traur'gen Alten.

Napoleon indeß der war geritten
Mit dem Gefolge nach dem Hall'ſchen Thor.
Dort ſprengte er in der Soldaten Mitten
Und hob befehlend ſeine Hand empor;
Und alſobald ward feierliche Stille,
Es ſprach ſich aus des Imperators Wille.

Dann ritt er durch der Regimenter Reihen,
Sprach mit den Tapfern, die er nie vergaß;
Ließ Anerkennung ihnen angedeihen
Und die er ſelbſt im Heere auserlas,
Die folgten ihm vor der Soldaten Fronte,
Daß jeder die Belohnung ſchauen konnte.

Ein Adjutant rief nun mit lauten Worten
Den Namen jedes dieſer Tapfern auf.
Napoleon umhängte ſie mit Orden,
Und Trommelſchlag und Feldmuſik darauf.
Vivo l'Empereur! hört man ſie donnernd rufen,
Die aus dem Kaiſer ihren Abgott ſchufen.

Das war ein Cäſar unter ſeinem Heere —
Dies Schauſpiel ſchön war es und impoſant.
Der Krieger ſtrebt nach Lohn nicht, doch nach Ehre,
Wird tapfer, weiß er ſich nur anerkannt;
Der Kaiſer ſieht und lohnt ſtets ſeine Braven,
Die muthig mit dem Feind' zuſammen trafen.

Balthaſar ſieht, in ſeinen Augen Zähren,
Der Scene zu und denkt an ſeinen Held.
Auch Friederich, der wußte wohl zu ehren,
Den Krieger vor dem Volke und der Welt.
Der höchſte Rang blieb ſeinen Tapfern offen,
Sie durften auf den höchſten Lohn ſtets hoffen.

Doch ſchnell reißt er ſich los von dieſem Bilde
Und ſchreitet vor, den Hut in ſeiner Hand.
Mein König, in der Seligen Gefilde,
Mit Einem Blick ſei mir jetzt zugewandt.
Ich bitt' dich, Herr, um deinen letzten Segen!
Vor ſprengt der Kaiſer, ihm der Greis entgegen.

Ja ihm entgegen geht mit ſichern Schritten
Balthaſar, achtend nicht des Volkes Ruf.
Napoleon iſt weiter raſch geritten,
Und ach den Greis trifft ſeines Pferdes Huf.
Balthaſar hält ſich feſt an ſeinem Zügel,
Ruft zu dem Kaiſer in dem gold'nen Bügel:

Sieh' dieſes Haupt — ſchon mehr als zwanzig Jahre
Blieb es ſtets unbedeckt vor Jedermann,
Und liegen wird es bald nun auf der Bahre,
Weil es nur Friederich noch ehren kann.
D'rum will ich wieder jetzt mein Haupt bedecken
O, möcht' mein Tod des Helden Geiſt erwecken!

Und ſprach's und drückte auf die greiſen Haare
Den treuen Hut, den er ſo ſehr geliebt;
Sein Auge blitzt noch einmal vor dem Staare,
Und dann ihn dichte Finſterniß umgiebt.
Balthaſar lächelt, wankt und ſinket nieder —
In dieſem Leben ſeh'n wir ihn nicht wieder.

* * *

Das Lied iſt aus — der Vorhang iſt gefallen;
Er birgt den Greis in ſeinem Todtenkleid.
O, mögt ihr oft zu ſeinem Grabe wallen,
Schaun die Geſchichte jener Unglückszeit.
So ſchließ' ich denn. — Ein Gruß noch ſei geboten
Dem braven Bürger, allen Patrioten! —

Druck von L. Th. Kornegg in Berlin.

Preußens

Tausend und Eine Nac

Historisch-romantische Erzählungen

aus der ganzen

Preußischen Geschichte.

Von

Dr. Bernhard Hesslein.

Erster Band.

K 1917. 1. 28

Berlin.
Verlag von Carl Röhring,
Kochstraße Nr. 30.

Kgl Univ Bibl
Berlin

II.

Das Blutgaſtmahl.

940 n. Chr. Geb.

In dem alten Soltwedel oder Salzwedel an der Jetze ſaßen die erſten Markgrafen der Nordmark. Dieſes Städtchen war alſo vor mehr als acht Jahrhunderten von großer Wichtigkeit. Es lag hart an der Grenze des Landes, welches die wilden, kampfesmuthigen Wenden inne hatten, welche zwar von Karl dem Großen zur Bezahlung eines Tributs genöthigt worden waren, aber unter deſſen ungleich ſchwächern Nachfolgern das ihnen aufgezwungene Chriſtenthum und die Oberherrſchaft der Kaiſer abgeworfen hatten. Immer

kühner drangen sie nach Deutschland ein, stifteten ein großes Reich, welches den Deutschen und dem Christenthume höchst gefährlich wurde, und konnten nur mit Mühe nach dem Norden zurückgedrängt werden. So saßen sie denn in dem weiten Lande, welches heut ein großes Stück der preußischen Monarchie ausmacht. Sie saßen in Brandenburg, Preußen, Pommern, Schlesien, welche Länderstrecken damals zum Theil die nördliche und einen Theil der östlichen Gränze Deutschlands bildeten. Sachsen, welches dem kühnen, thatkräftigen Karl dem Großen so viel zu schaffen machte, aber endlich das Christenthum angenommen hatte, befreundete sich mehr und mehr mit deutscher Cultur und deutschen Sitten und gab endlich Deutschland einmal wieder einen tüchtigen, tapfern Kaiser, welcher unter dem Namen Heinrich der Vogelsteller den deutschen Kaiserthron bestieg.

Dieser Kaiser richtete sein Hauptaugenmerk darauf, die Grenzen des damals schon sehr weitläufigen deutschen Kaiserreichs zu sichern, und dies konnte eben nur durch Unterwerfung derjenigen Völkerschaften geschehen, welche das Land immerfort beunruhigten. Die Wenden mußten also völlig unterworfen werden, und dazu waren zwei Dinge unerläßlich: Einführung des Christenthums unter ihnen, und stete Bewachung, bis man ihrer für alle Zeiten sicher war.

So setzte denn Heinrich der Vogelsteller im Jahre 926 über die Elbe, fiel in das Havelland ein und machte energische Anstalten, die Hauptstadt der Wenden, Brennabor, das heutige Brandenburg, zu erobern.

Es war in der That keine Leichtigkeit, die Wenden in ihrem Lande zu bezwingen. Um sich eine richtige Vorstellung von dieser Schwierigkeit zu machen, braucht man nur an die Tscherkessen zu denken, welche, ein klei-

nes Völkchen, der ungeheuren russischen Macht s
lange trotzen. Die Wenden fochten für ihre Göt
ihre Freiheit, denn ihre Götzen waren in ihren
so heilig, wie Christus den Christen; diesen woll
nicht treulos werden und sie mit einem Gotte
schen, den sie nicht kannten, nicht begriffen, und v
sie daher nicht dachten, daß er im Stande sei, M
und Völker, die an ihn glaubten, zu beglücken.
Knechtschaft schien ihnen der Zwang zu einer
verehrung, für welche sie weder Sinn noch Vers
hatten.

In dieser Gesinnung fanden sie nicht allein
bei ihren Waffen, die sie tapfer zu führen wußten,
sie schon hierdurch keine verächtlichen Feinde wurd
schützte sie auch der eigenthümliche Boden ihres L
welchen die Kultur noch nicht geebnet, ein frie
betriebsames Leben urbar und zugänglich gemacht
Das Land, welches sie bewohnten, war sumpfig, m
und waldig, und wohl geeignet, sie gegen jeden A
zu schützen.

Aber dem Muthigen hilft oft das Glück. Ein
ker Frost trocknete die Moräste und Sümpfe aus, d
wässer erhielten eine Eisbrücke und Heinrich erobert
kurzer Belagerung Brandenburg.

Der Sieger zwang nun den Besiegten seine Re
auf, verpflichtete sie zu einem jährlichen Tribut un
guten Muths wieder heim.

Indeß sah er bald ein, wie wenig er eigentlic
dauernden Unterwerfung der Wenden gethan hatte.
waren sie nun auch getauft und hießen Christen
tauften fortan ihre Kinder: was war damit gewon
Sie hatten äußerlich eine Religion, oder vielmehr

Namen einer Religion, die ihrem Herzen, ihrem V
ſtande fern war — denn mit der Taufe kommt nicht
Geiſt, kommt nicht der Chriſt: der Geiſt liegt im W
im Werk, im Sinn, und wie ſollten die beſiegten W
den den Gott der Chriſten begreifen lernen? — U
war es dem Kaiſer möglich, ſtets ein wachſames A
dahin zu ſchicken, wo die Wenden ſaßen, da er der L
der ſo viele zu regieren, der Uebelſtände ſo viele zu v
beſſern hatte?

Es lag demnach die Idee ſehr nahe, durch And
fortzuſetzen, was er allein nicht ausführen konnte.
mußte Prieſter und ſtreitbare Männer dahin ſenden,
ſtete Belehrung und Ueberwachung Noth that. Nun
gen die chriſtlichen Prieſter zu den menſchenſchlachtend
Wenden, ihnen das Evangelium zu verkünden, ſie
milderen Sitten zu erziehen, ihnen die Religion des F
dens und der Barmherzigkeit zu lehren; und ob mand
auch den Märtyrertod da ſterben mochte, es fehlte n
an muthigen Geiſtern, die weiter lehrten über dem r
chenden Blut ihrer gemordeten Brüder.

Die ſtreitbaren Männer ſtellte der Kaiſer hart
der Grenze auf, oder, wie es in altdeutſcher Spra
heißt, an der Mark, und ſetzte über dieſe Mannſch
einen Oberbefehlshaber, der Markgraf genannt wu
und nichts Anderes als ein General, ein Wächter
Mark war, welchen der Kaiſer damals natürlich n
ein- und abſetzen konnte. Der erſte Markgraf ſoll Be
hard geheißen haben, von dem die Geſchichte wenig
berichten weiß, wie ſie überhaupt uns aus jener Z
nur wenigen dürftigen Stoff überliefert hat. Die M
ſelbſt hieß als nördlichſter Theil des Reichs die No
mark; ſpäter hieß ſie die Altmark, da noch mehr L
erobert wurde, auch die Mark Salzwedel, weil in

sem Städtchen, wie wir oben gesagt, die Markgraf
oder Grenzstatthalter ihren Sig hatten.

Diese kräftigen Maßregeln Kaiser Heinrichs war
denn auch nicht ohne Wirkung. Die Wenden zahlt
ihren Tribut, die christliche Religion gewann Bode
aber dies währte nur so lange, als die Wenden d
starke Hand des deutschen Kaisers fühlten. Nach dess
Tode gestalteten sich die Verhältnisse ganz anders. Hei
richs Sohn und Nachfolger, der Kaiser Otto, auch, wi
wohl mit Unrecht, der Große genannt, war in sehr vie
Kriege verwickelt und konnte daher den Wenden nic
so unausgesetzt seine Macht entgegen stellen, wie es b
diesem Volke nothwendig gewesen wäre, dem Religi
und Herrschaft noch neu waren. Kaum fühlten sie si
etwas freier und sahen den Kaiser mit anderen Völke
beschäftigt, so sannen sie darauf, das ihnen unerträglic
und verhaßte Joch der Christen und der Deutschen abz
schütteln, um zu werden, was sie früher gewesen: e
freies, unabhängiges, heidnisches Volk.

Zu dieser Zeit war es, daß ein Markgraf zu Me
ßen saß — es war der Nachfolger Bernhards, also d
zweite überhaupt, — welcher gegen die heidnischen Wen
den mit Waffen kämpfte, die leider kein günstiges Lic
auf das Christenthum warfen — Waffen, welchen di
ses wilde, aber gleichwohl redliche und gerade Volk nic
gewachsen war. Es waren dies Waffen der Hinterli
der Grausamkeit und des schnöden Verraths, und namen
lich war es eine That, die ein schwarzer, häßlicher Fle
in der alten Geschichte der Deutschen bleibt.

Welcher auch der Erfolg geworden, die Geschicht
hat es nicht unterlassen, solche That zu richten, denn nie
mals heiligen die Zwecke die Mittel.

Dies iſt die Epoche, in welche unſere folgende Darſtellung fällt. —

1.

Dem Markgrafen Gero waren ſehr üble Nachrichten zu Ohren gekommen. Flüchtige Prieſter, welche unter den Wenden lebten, hatten ihm berichtet, daß dieſe mit dem Abfall vom Reiche und vom Chriſtenthum umgingen, daß ihre Fürſten Berathungen und Zuſammenkünfte hielten, und daß es durchaus nicht geheuer bei ihnen ſei.

Dieſe Nachricht war dem Markgrafen durchaus nicht angenehm; war er doch dem Kaiſer verantwortlich für ſeine Verwaltung, und gleichwohl fehlten ihm die Mittel, einem allgemeinen Aufſtande der Wenden zu begegnen. Denn er hatte eben nicht ſehr viel Volk. Sein Herr und Kaiſer bedurfte der ſtreitbaren Mannſchaft im Kampfe gegen die kriegeriſchen Hunnen oder Ungarn, und nicht viel Volk lag in der Mark.

So ging denn Gero lange mit ſich zu Rathe, was unter ſo mißlichen Umſtänden zu thun ſei. Sollte er zuerſt angreifen? Sollte er den Angriff erwarten? Beides war unter den obwaltenden Umſtänden gleich mißlich. Hier war guter Rath theuer.

„Ich werde mich mit meinem Burgprieſter beſprechen," dachte endlich Gero.

Es keimte in ſeiner Seele allerdings ein Entſchluß auf; aber es war ein ſchlimmer, finſterer Entſchluß, und er wollte gern ſein Gewiſſen beruhigen, ehe er an die Ausführung ſchritt.

Er ließ alſo den Burgprieſter zu ſich bitten, welcher auch bald erſchien.

Der Prieſter war ein Mann, welcher einem Krie-

ger ähnlicher als einem Diener Gottes war. Er hatte einen trotzigen Blick, und seine kräftige Gestalt paßte sehr wohl dazu. Neben dem Markgrafen stehend oder sitzend, sah er diesem an Gestalt fast ähnlich, und man erkannte auf den ersten Augenblick: das waren zwei Männer, welche für einander paßten, welche das Geschick nicht umsonst zusammengeführt hatte.

„Ihr wißt," begann Gero, „wie es aussieht im Havellande, im Lande der Wilzen und Wenden."

„Ich weiß es," fiel der Priester ein; „meine Gedanken haben sich unaufhörlich mit diesem Gegenstande beschäftigt, ob Gott mir einen Einfall geben würde, der tauglich wäre zur Abwendung des uns drohenden Unheils."

„Nun," fragte Gero lauernd, „und was hat der Herr Jesus Euch offenbart? Ihr seid ein heiliger Mann und sicherlich bei ihm gut angeschrieben."

„Er hat mir offenbaret," versetzte der Priester sehr scheu und den Markgrafen durchdringend ansehend, „daß Ihr, mein Sohn, Rath schaffen werdet, sei es wie es sei."

Wie ein Blitzstrahl, durchzuckten Gero diese Worte, und er richtete sich stolz empor.

„Wenn der liebe Gott so zu Euch gesprochen hat, mein guter Vater," sagte er, „so erkenne ich, daß ich nicht nöthig habe, länger zwischen Gedanken und Handlung zu wählen, und ich bitte um nichts, als um Euren Segen und um Absolution."

„Und was wollt Ihr thun, mein lieber Sohn?" fragte der Priester mit wohlgefälligem Lächeln.

„Das will ich thun, mein guter Vater," versetzte der Markgraf und theilte dem Priester seinen Plan mit. —

Als der Markgraf ausgesprochen hatte, saß der Priester noch einen Augenblick da, als prüfe er den ihm mitgetheilten Entschluß, dann sprach er endlich:

„Mein Sohn, thue wie du gesprochen. Deine Hand wird von dem Blute nicht befleckt, welches du vergießen wirst, das Evangelium zu retten. Das Gewissen wird nicht mit dir hadern, die Kirche spricht dich frei, unser lieber Herrgott bleibt dir gnädig, denn du thust ja um seinetwillen, was du thust. Gott segne dein Werk, mein Sohn!“

Mit diesen Worten verließ der Priester den Markgrafen. Dieser aber beschied einen seiner tapfersten Leute, den Hauptmann Kuno, zu sich, und entsandte ihn mit einem geheimen Auftrage nach dem Havellande zu den Wenden.

2.

An dem Ufer der Jeze standen mehrere Fischerhütten, welche theilweise von Fischern bewohnt waren. Einige hatten aber auch alte invalide Kriegsmänner inne, welche sich hier niedergelassen hatten und sich mit Fischen und anderer friedlicher Handthierung, so gut es ging, ernährten. Zu diesen gehörte auch ein betagter Mann, welcher schon die verhängnißvolle Lebenszahl siebenzig überschritten hatte, aber doch für sein Alter wunderbar rüstig und kraftvoll war. Dieser Mann war in der Stadt und in der Umgegend unter dem Namen der Alte von Soltwedel oder vom Ufer bekannt. Auf seinen Kriegszügen hatte er viel gesehen, aber auch, was die Hauptsache ist, viel gelernt, denn er hatte einen regen und aufgeweckten Geist, und weit mehr Verstand, als er in seinem blutigen Handwerk gebrauchen konnte. Was ihn aber besonders auszeichnete, war ein religiöser

Sinn, ein sanftes, inniges Gemüth, weshalb ihn sein Kameraden scherzhaft den kleinen Christus nannten, ei Name, den er sich als eine Gotteslästerung sehr ernstlic verbat. Aber die wilden, rohen Kriegsmänner achtete auf diesen Widerspruch wenig, und nannten ihn dennoc so, bis es ihnen endlich von einem höheren Priester b der strengsten Strafe untersagt wurde.

Der Alte hatte, da er noch jung und kampfesfrisc war, öfter tüchtig gegen die Wenden gefochten, ja e hatte selbst viele von ihnen bekehrt; aber in spätern Jah ren hatte er die Lust und wohl auch die Kraft verloren ferner zur Ehre Gottes auszuziehen. Er war des bluti gen Handwerks überdrüssig geworden, und hatte sich an Ufer der Jetze ein Hüttchen erbaut und sich einem stillen beschaulichen Leben hingegeben.

Es bedurfte keines Wunderglaubens, um dem alte Manne mehr Menschenkenntniß als andern Leuten zuzu trauen, und es konnte gar nicht fehlen, daß sich die schlich ten und einfachen Leute von Salzwedel und der Umge gend oft bei ihm Rath holten und daß es, wo es eine verwickelte Geschichte zu lösen, die Folgen eines unange nehmen Ereignisses zu beseitigen galt, alsobald hieß: „Wi wollen zum Alten gehen, der wird uns rathen."

Es war am Abende eines Sonntags, als sich der Hütte des Alten ein junger Mann näherte, dessen ritter licher Gang einen höheren Stand verrieth. Der Jüng ling konnte wohl zwanzig Jahre zählen und hatte ein freies, offenes Wesen, aber er schien sehr nachdenklich und betrübt einherzugehen. Mit frommer Würde bückte er sich vor dem Kreuze, welches vor der Hütte des Al ten aufgerichtet stand, küßte es und trat hinein zu dem Alten, welchen er mit Verzehrung seines Abendbrotes be schäftigt fand.

Daß wir es gleich sagen: der junge Mann war kein anderer, als der Sohn des Markgrafen Gero.

„So spät noch, mein lieber Sohn?" rief der Alte, dem jungen Otto die Hand reichend, welcher sie ehrfürchtig küßte; „ei, so sage mir doch, was treibt dich zu mir?"

„Es ist sehr stürmisch in meinem Innern," versetzte Otto; „kommt, lieber Vater, habt doch die Güte, mich ein wenig in Eurem Kahn zu schaukeln; das Element ist nicht gar freundlich, aber mir recht; zum stürmischen Sinn paßt stürmisches Wetter."

„Wogt es so unruhig in deiner Seele?" fragte der Alte, indem er, von Otto gefolgt, aus der Hütte trat und seinen Kahn losband.

„Ach, mein lieber Vater," versetzte Otto, „es wogt allerdings sehr unruhig darin, es ist mir fast, wie das Lied sagt:

„Weh' dir! Weh' dir, du schlechter Christ,
Wenn du vom Teufel besessen bist!".

„Um Gottes Willen, mein Sohn," sagte der Alte, sich fromm bekreuzend, „was sprichst du da aus? Was hast du auf dem Gewissen, daß du es also beschwert fühlst mit der größten Pein, die sich ein guter Christ denken kann?"

Die beiden Männer waren während dieses Gesprächs in den Kahn gestiegen, und sie ließen sich von den unruhigen Wellen hin und her treiben, denn der junge Otto hatte dem Alten so viel mitzutheilen, daß dieser das Rudern vergaß und sein aufmerksames Ohr ununterbrochen dem Jünglinge lieh.

„Ihr wißt es, frommer Vater," so begann letzterer seine Mittheilung, „daß ich mit Stoinef, dem jungen Wendenfürsten, sehr befreundet bin, und daß ich auch

seiner Schwester, der schönen Mirrel, recht gut bin. Ich habe Euch das ja gleich mitgetheilt, und Ihr fandet nichts Sündhaftes darin, da Ihr ja wißt, daß Stoinef ein braver, ritterlicher Mann ist, der auch das Christenthum ohne Rückhalt angenommen hat und um keinen Preis mehr Menschen und noch dazu Christen dem abscheulichen dreiköpfigen Götzen Triglaff oder sonst einem Götzen schlachten würde."

„Das alles weiß ich, mein Sohn," fiel der Alte ein. „Stoinef stammt aus einem edlen, königlichen Geschlechte, das im Kriege gegen uns fast gänzlich aufgerieben worden ist. Er ist ein edler, tapferer und großherziger Jüngling: dafür gilt er im ganzen Lande, dafür ist er bekannt, und ich glaube wohl, daß er es redlich mit unserm heiligen Christenthume meint. Nun, seine Schwester wird ihm wohl gleichen, und ich kann dir gerade keine Vorwürfe über eine Neigung machen, die im menschlichen Herzen liegt, vorausgesetzt, daß es eine keusche, ehrbafte Minne ist. Hast du deinem Vater, wie ich dir gerathen, und wie es einem Sohne gebührt, mitgetheilt, was in deinem Herzen vorgeht?"

„Hört mir zu, mein guter Vater," fuhr Otto fort; „eben dabei halte ich jetzt. Ich habe bis gestern mit mir gekämpft, und versuchte vergebens, die Bürde des Bekenntnisses von mir abzuwälzen. Es hielt mich etwas zurück, was ich nicht nennen kann. Endlich jedoch entschloß ich mich — ich wollte zu meinem Vater gehen und ihm meine Liebe entdecken. Da hörte ich die Stimme unseres Burgpriesters, welcher bei meinem Vater gegenwärtig war. Ich wollte wieder umkehren, aber ich konnte das Gespräch verstehen, und einige Worte fesselten besonders meine Neugierde. Ich that nicht schön, mein Vater — aber ich konnte nicht anders, ich mußte lau-

schen, denn ich hörte auch meines Freundes Namen nennen — und ach, was hörte ich mehr, mein Vater, das mich mit Entsetzen erfüllte!"

„Und du kommst, es mir mitzutheilen?" fragte der Greis, den jungen Otto prüfend ansehend.

„Ja, deshalb, mein Vater; ich muß mich gegen Euch aussprechen, ich muß."

„Mein Sohn," versetzte der ehrwürdige Alte; „bewahre das Geheimniß deines Vaters, laß deinen Mund nicht wissen, was dein Ohr hörte, denn du hast es nicht als rechtmäßiges Eigenthum vernommen."

„Das ist wahr, sehr wahr, mein Vater," entgegnete Otto; „aber ich habe alles überlegt, und ich muß und werde reden."

„So rede zu Gott, mein Sohn, und auch er wird dich hören."

„Und auch antworten?" fragte Otto, und sah dem Greise starrsehend in's Antlitz.

„Er wird dir auch antworten."

„Ach, warum aber wollt Ihr mich nicht hören, mein guter Vater? Seid Ihr doch stumm, wie dieses Wasser, und bewahret vertraute Rede, wie ein heiliges Geheimniß. Ist es nicht so gut, als flüsterte ich es in's Ohr des Beichtigers? — O, hört mich, laßt mich reden, ich bitte Euch."

Der Greis sann eine Weile nach, dann endlich legte er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes, und ihm ernst in's Antlitz schauend, sagte er:

„So rede, mein Sohn, damit dein volles Herz nicht vielleicht zur Unzeit sich überschütte. Ich werde hören und schweigen."

„Mein Vater," begann Otto nun wieder, „hat unsern Kuno zu den Wenden gesandt, um ihre sämmtlichen

Fürsten zu einem großen Gastmahl einzuladen, und ich befürchte, mein guter Vater, o ich befürchte sehr, daß sie kommen werden."

„Du fürchtest —?"

„Ja, mein Vater, denn wisse, wenn sie gekommen sind — es wird nimmer Einer von ihnen wieder fortgehen."

„Was sprichst du da, mein Sohn?"

„Was ich vernommen, mein Vater: der Tod der wendischen Fürsten ist beschlossen — er soll sie treffen bei den dampfenden Schüsseln, bei den schäumenden Humpen."

„Und wer will sie tödten?"

„Der Herr Markgraf, mein Vater."

„Mit dem Schwerte?"

„Mit dem Schwerte."

„Wann?"

„Am Sonnabend der nächsten Woche."

„Das hast du gehört? Bist du deiner Ohren sicher, mein Sohn? War es keine Täuschung, kein Traum?"

„Weder Täuschung, noch Traum."

„Und Euer Burgpriester Adalbert hat dem blutigen Verrath nichts entgegengesetzt?"

„Er hat den Plan meines Vaters gut geheißen und ihm seinen Segen ertheilt."

„Und was dachtest du, mein Sohn, als du das hörtest?"

„Ach, ich dachte sehr viel. Mir brannte das Gehirn, als säße Feuer darin; ich wußte nicht, wozu mich entschließen, und ich kam zu Euch. — Jetzt habe ich mein Herz vor Euch ausgeschüttet, und ich will es Euch sagen, mein Vater, ich bin entschlossen — — —"

„Stille, stille, mein Sohn," versetzte der Greis mit

tiefem Ernste auf dem Antlitz; „wo das Alter reiflich zu erwägen hat, soll nicht die Jugend leichtsinnig handeln. Du bist entschlossen? Sage nicht, daß du zur That fertig bist, ehe du gehört, was ich thun werde. Du hast mir dein Geheimniß anvertraut; jetzt fasse dich in Geduld, bis ich den Umständen gemäß gehandelt habe."

„Und was wollt Ihr thun, mein Vater?" fragte der Jüngling."

„Beten und überlegen," sagte der Greis. „Morgen werden wir uns sprechen, mein Sohn."

Sie hatten das Ufer wieder erreicht und stiegen aus. Der Sturm hatte sich gelegt und die Sterne traten klar am Horizonte hervor. Der Jüngling nahm Abschied von dem ehrwürdigen Alten, welcher ihn liebreich umarmte, und heimkehrend mit gesenktem Haupte, seufzte er unaufhörlich:

„O Mirrel, wie wird das enden!'

3.

Der Markgraf Gero ging ruhig in seinem Burggemache auf und nieder. Man sah es ihm an, daß ihm etwas schwer auf dem Herzen lag, und daß er voll Ungeduld war. Sein Blick schweifte oftmals nach der Straße hinaus, über die Brücke weg, welche den Eingang zu seiner Burg wahrte. Endlich erheiterte sich sein Blick, ein Reiter kam auf schäumendem Rosse daher gesprengt, man hörte die hellen, schmetternden Töne einer Trompete, und der Reiter sprengte in den Burghof.

Bald darauf trat der Hauptmann Kuno zum Markgrafen ein.

„Endlich, endlich!" rief Gero; „wahrlich, ich war

ſchon beſorgt um Euch und glaubte Euch nimmer wieder zu ſehen."

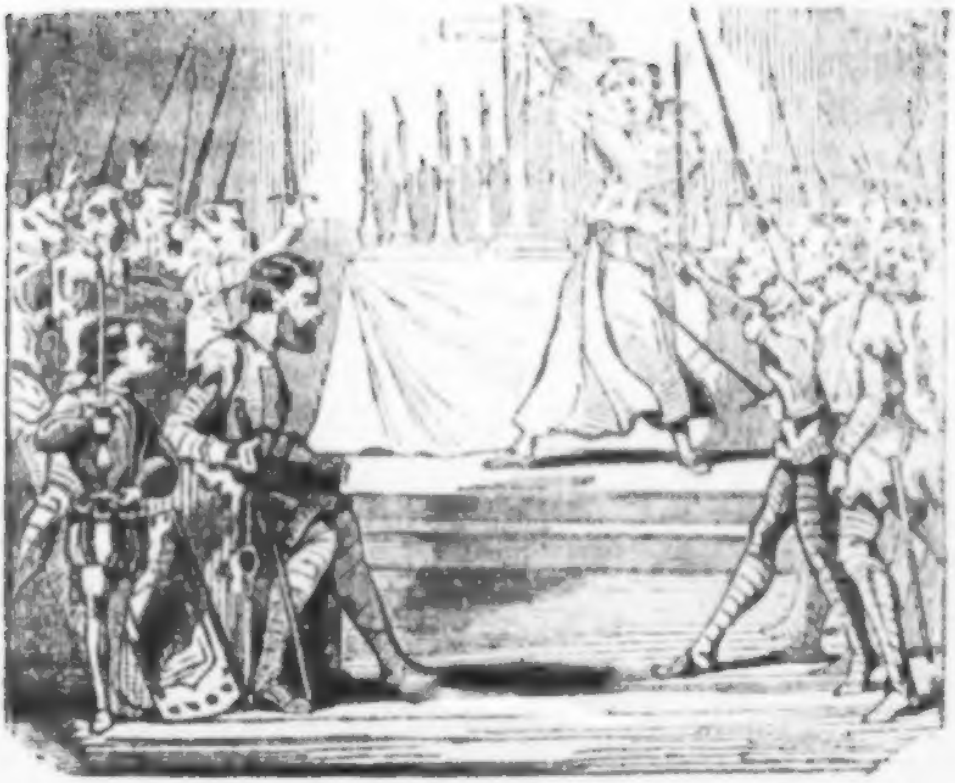
„Oho," verſetzte Kuno und legte den ſchweren Helm ab, ſich den triefenden Schweiß von ſeinem Antlitz wiſchend; „dieſe Heiden, Herr Gero, welche uns Chriſten ſchlachten und mit Haut und Haar verzehren, ſind ſo weich wie die Kindlein, wenn man ſie zu nehmen weiß. Ich habe ſie gar nicht ſo wild gefunden, wie unſer Burgprieſter ſie ſchildert. Ich habe bei den heidniſchen Fürſten die beſte Aufnahme genoſſen. Die Popen zwar, ihre Götzenprieſter, ſahen mich mit gar tückiſchen, boshaften Augen an, und ich hörte auch nicht ſelten den Ruf hinter mir her: „Das iſt ein Chriſt!" Hm, das ſchlechte Volk dachte wohl in ſeinem Schelmenherzen: „Das wäre ein Freſſen für unſere Zerneboegs!" Aber ich warf ihnen ein paar Augen zu, daß ſie ſicher glauben mußten, Gott verzeih' meiner Seel', der Leibhaftige gucke aus ihnen. Ich habe auch die ungeheuren Steine geſehen, auf denen dieſe verfluchten Heiden die guten Chriſten ihren heidniſchen Götzen opfern. „Das Chriſtenſchlachten ſoll euch ſchon eingetränkt werden," dachte ich bei mir, ließ aber meine Gedanken klüglich im Hinterhalt und that gar ſchön mit den Fürſten. Und als ich ihnen ſagte: „Der Herr Markgraf Gero will ein großes Feſt auf ſeiner Burg zu Soltwedel geben, und es wird der Meth wie Waſſer fließen, und er läßt Euch freundlichen Gruß entbieten und bittet um Eure Gegenwart, und es ſollen bei der Gelegenheit einige Dinge verhandelt werden, die ſehr zu Euren Gunſten ſind," — ei, was machten ſie da für blanke Augen und reichten mir die Hand, in die ich freundlich einſchlug, jedoch nicht ohne mich weidlich durch fromme Sprüchlein zauberfeſt zu machen."

„Sie werden also kommen, und Ihr habt sie allesammt gesprochen, die ich Euch aufgegeben?“ fragte Gero.

„Alle bis auf den König. Der Krole reist jetzt im Lande umher und stattet den Poruſſen einen Besuch ab. Es sind dreißig an der Zahl, die kommen werden.“

„Ist auch im Grunde nicht nothwendig, daß der Krole komme,“ versetzte Gero; „er hält zu den Deutschen, und wenn die aufrührerischen Fürsten nicht wären, würde das Wendenland an keinen Aufstand denken, und wir würden uns darin festsetzen können wie im selbstgebauten Nest. Wenn wir nur die andern dreißig haben, dann können wir das Land getrost zu des Kaisers Füßen legen.“

„Sie werden kommen,“ fiel Kuno ein; „sie haben mir Alle die Hand darauf gegeben, und wenn die Heiden etwas versprechen, so halten sie daran fest, wie der Böse an einer ihm verschriebenen Seele. „Kommt nur,“ sagte ich ihnen; „es handelt sich wirklich um wichtige Dinge. Wir wollen uns beim vollen Becher besprechen, wie es in Zukunft zwischen uns gehalten werden soll, daß wir fortan freundschaftlich neben einander leben können.“ Da fragten mich Einige, ob wir vielleicht ihre Götter annehmen wollten, und ich habe ihnen geantwortet — nun ich denke, unser Herr Burgpriester wird mein Gewissen und meine arme Seele schon reinwaschen — ich habe ihnen also geantwortet: „wir würden darum würfeln, welcher Gott der Herr bleiben soll, ob Christus oder Svantevit, und es käme uns auf die fünfhundert Ochsen, die sie uns als jährlichen Tribut zahlen müßten, auch gar nicht an, unser Herr Christus mache uns so viele als wir wünschten.“ Und ich erzählte ihnen da eine Geschichte, welche sie mit aufge-



Der Schwur in der Kapelle

sperrten Augen und Mäulern anhörten, und die sie gar nachdenklich stimmte.

„Nun trinkt erst," sagte der Markgraf und wies auf den mächtigen Pokal, welcher bis zum Rande gefüllt auf dem Tische stand; „Eure Zunge mag trocken sein, und dann sollte es mir leid thun um Eure Beredsamkeit."

Bei diesen Worten blickte der Hauptmann gar freundlich lachend zum Markgrafen auf, ihre Blicke begegneten sich; aber der Markgraf sah nicht recht heiter aus, das Gewissen mochte ihm wohl pochen, da er an die finstere Unthat dachte, deren Gelingen er nun nicht mehr bezweifelte.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und meldete dem Markgrafen, daß der Alte draußen sei und ihn dringlich zu sprechen wünsche.

„Der Alte?“ fragte der Markgraf.

„Der Alte vom Ufer,“ erläuterte der Diener.

„Ach der! Nun, er soll sich noch ein Weilchen gedulden, wenn der Herr Kuno mich verläßt, mag er kommen.“

„Das schmeckt!“ rief Kuno, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan; „nun aber will ich machen, daß ich zu Ende komme, denn ich sehne mich nach Rast. Ich erzählte den Heiden also, wie folgt:

„Es war einmal eine große Hungersnoth bei uns im deutschen Lande, und das will viel sagen, denn es umfaßt beinahe die ganze Welt, nur ein kleines Stückchen Eisland da oben fehlt noch, und weiter nichts. Das Vieh wurde fast gänzlich ausgerottet, denn theils mußte es getödtet werden aus Mangel an Futter, theils auch aus Mangel an aller anderen menschlichen Nahrung, und als endlich nach einem großen Bußtage, den unsere Priester befahlen, uns die Gnade des Herrn Jesus verheißen wurde, siehe, da war weit und breit im ganzen Lande kein Ochse mehr zu finden, und kein Schaf und auch kein Wild, denn selbst die Wölfe, Füchse und Bären waren alle erlegt und verzehrt worden. Nur in einer Schlucht eines ungeheuren Waldes, im Sachsenlande bei der Elbe, woselbst ein Fischerdörflein steht, das sie Wiesengau nennen, hatte eine Wölfin ein paar Junge geworfen. Das war das ganze Thierreich im ganzen Lande. Aber unser Herr Bischof ging auf das Geheiß des Herrn Christus, der ihm in der Nacht erschienen war und mit ihm gar wichtige Dinge besprochen hatte, nach der Wolfsschlucht, besprengte sie mit Weihwasser, sagte ein heiliges Sprüchlein, das ihm Christus gelehrt, und ging dann wieder heim, bis zum anderen Morgen die Folgen dieser heiligen Handlung erwartend. Am Morgen ging der Bischof

von vielen andern Prieſtern und gar vielen vornehmen Leuten und auch von einer Maſſe geringen Volks begleitet, nach der Wolfsſchlucht zurück, und ſiehe da, auf eine halbe Meile weit hörten ſie ſchon ein ungeheures Gemecker und Gewieher, und was das Thiergeſchlecht ſonſt noch alles ſchreit; und als ſie näher und immer näher kamen, wollten ſie ihren Augen ſo wenig wie ihren Ohren trauen, denn der ganze Wald war angefüllt mit Ochſen, Pferden, Schafen und anderem Rind, und faſt alle waren Weibchen und noch dazu trächtig, und ſie warfen in Einem fort, in Einem, Einem fort, ſo daß der Wald ſicher das Rind nicht hätte faſſen können, wäre es nicht von ſelbſt nach allen Gegenden gelaufen und hätte ſich über das ganze Land vertheilt. Da war mit einem Male wieder Ueberfluß an jeglichem Vieh, wie es zuvor nie geweſen, und das Merkwürdigſte dabei war, daß, wo ein Heide ſich verſing, ein ſolches Pferd oder anderes Rind aufzufangen, es augenblicklich, und wenn es auch ein junges Schaf geweſen, zum fürchterlichſten Wehrwolf wurde und den Heiden zerriß.

„Ihr könnt Euch alſo leicht denken, daß es uns um Eure Ochſen nicht zu thun iſt, unſer Biſchof kann uns Ochſen machen, wann und ſo viel er will.

„So erzählte ich den Heiden, und ein Pope, der meine wunderbare Hiſtorie mit anhörte, wurde ganz blaß vor Neid, denn er dachte gewiß bei ſich: „Was die Chriſten können, kann ich doch nicht!“ Ich aber lachte mir heimlich den Buckel voll und wurde ordentlich angeſtaunt ob meines Chriſtenthums. Aber daß die dummen Heiden was Heimliches im Schilde führen, und daß ſie daran denken, in unſer Land einzufallen und das Joch abzuſchütteln, und unſere Kirchen zu zerſtören, und uns alleſammt zu ſchlachten, wenn ſie uns beim Kragen ha-

den, das merkte ich wohl, und ich dachte so bei mir: Besser ist, wir schlachten Euch zuvor.

„Da habt Ihr den ganzen Bescheid, Herr Gero, und nun laßt mich noch einen ordentlichen Schluck thun und dann in's Bette kriechen, Kopf und Beine sind mir schier schon zu schwer, als daß sie mir noch lange Bescheid thun sollten."

„Bei der heiligen Jungfrau!" rief Gero; „an Euch ist ein guter Pfaffe verloren, Ihr versteht es, zu flunkern; aber die Sache ließ sich hören. Geschehen doch täglich der Wunder genug mit uns Christen. Ich danke Euch, mein lieber Kuno, pflegt jetzt in Gottes Namen der Ruhe. Ihr habt mir gut mit der Zunge gedient, und die Zeit ist nicht fern, da Ihr auch mit Eurem tapfern Schwerte dareinschlagen müßt."

Mit diesen Worten schlug er dem Hauptmanne freundlich auf die Schulter und entließ ihn gnädig.

„Jetzt mag der Alte kommen," rief er dann hinaus. „Weiß Gott, was er will. Unser Burgpriester ist ihm nicht gewogen, und ich habe gehört, daß ihn die Leute für einen Heiligen halten."

4.

Festen, sicheren Trittes und dennoch bescheiden, trat der Alte jetzt zu dem Markgrafen ein. Gero, welcher ihn jetzt zum ersten Male sah, war betroffen von der ehrwürdigen Gestalt des Greises, welcher ihm kerzengerade gegenüberstand.

„Was führt Euch zu mir?" fragte Gero, nachdem er den Greis finsteren Blickes vom Scheitel bis zur Sohle gemessen hatte.

„Herr Gero," begann der Alte, „zuerst mögt Ihr

wiſſen, wer ich bin, dann will ich Euch ſagen, welch' Anliegen mich zu Euch führt, ſo Ihr mir gnädiges Gehör ſchenken wollt."

„Ich höre," verſetzte der Markgraf geſpannt.

„Ich bin ein alter Kriegsmann, und habe unter dem allergnädigſten Kaiſer, dem Herrn Heinrich, viele Jahre für Gott und ſein heiliges Chriſtenthum gekämpft. Ich trage von dreißig Wunden die Narben."

„Von dreißig?" ſagte Gero.

„Ja, Herr Markgraf; ſo Euch's gefällt, könnt Ihr ſie ſehen, ich hab' ſie ſämmtlich auf der Bruſt empfangen, auf dem Geſichte und der Stirn, auch etliche auf dem Arme — aber alle auf dem vorderen Theile meines Körpers, Herr Markgraf! Ich habe dieſe Wunden für den Kaiſer und das Chriſtenthum, aber alle im offenen, redlichen Kampfe gegen die Hunnen und Wenden erhalten."

Der Alte ſah bei dieſen Worten den Markgrafen mit forſchenden Augen an, welcher das ſeine ſchier niederſchlug, und wiederholte dann:

„Ja, im offenen, redlichen Kampfe, Herr Markgraf!"

„Und weiter?" ſagte dieſer.

„Obwohl dieſe Wunden heilten und nichts als Narben zurückließen, ſo ſchwanden doch allmälig meine Kräfte, die ehemals wunderbar groß waren, daß ich im Heere den Ruf eines gewaltigen Herrn hatte; und in einem Kampfe, den wir gegen die Wenden fochten, geſchah es, daß ich in einem ſchwachen Augenblicke vor einem Heiden floh, deſſen Kraft mir gegen die meinige übergewaltig ſchien. Ich ergriff alſo die Flucht und verſteckte mich in einer Wildniß, woſelbſt ich mich wohl geborgen hielt, nicht wiſſend, daß mein mächtiger Kaiſer durch

Christus' Beistand den Sieg errungen hatte. Endlich aber trieb mich der Hunger aus meinem Verstecke hervor, da sah ich den riesigen Wenden, vor dem ich geflohen war, vor mir liegen. Ich erkannte ihn ganz genau. Er lag da im festen Schlummer, und sah die Gefahr nicht, die ihm zu Haupte stand, und sah nicht das gezückte Schwert, das sein Leben bedrohte. Es ist dein Feind, dachte ich, es ist ein Heide, sein Leben gehört dir. Und ich wollte ihn durchbohren.

„Da aber durchzuckte es wie ein Blitz meine Glieder, und ich fühlte einen durchdringenden Schmerz im ganzen Körper; aber es waren dreißig grimmige Schmerzen, und es schien mir, als gingen alle meine dreißig Wunden auf, und bluteten, und wären wieder frisch, wie eben geschlagen, so daß ich ganz betroffen dastand. Und es schien mir zugleich, als hörte ich in meinem tiefsten Innern eine Stimme, welche rief: „Schände nicht deine dreißig ehrlichen Wunden durch einen Meuchelmord, der dir freilich keine Wunde bringt, der die alten aber öffnen und dir einen ewigen Schmerz verursachen würde." Und als ich die Stimme so sprechen hörte, da athmete ich tief auf, und mir rannen große Thränen aus den Augen, und es war mir, als wälze sich ein großer Stein von meinem Herzen, und die Wunden schmerzten nicht mehr, und ich fühlte mich leicht und wohl in dem Momente, da ich mein nacktes Schwert wieder ungebraucht in die Scheide stieß.

„Und was ich nun that, Herr Markgraf," fuhr der Alte nach einer Pause fort, „da ich mich so leicht und wohl fühlte, das brachte mir den schönsten Augenblick meines Lebens. Ich trat zum schlafenden Wenden hin und weckte ihn auf. Er sah mich voll Entsetzen an und sprang auf, nach seinen Waffen suchend, die ich ihm

leise während seines Schlafes genommen hatte. Ich gab ihm sein Schwert zurück und sagte zu ihm:

„Wende, du erkennst mich wohl. Ich war es, der gestern vor dir herfloh, da mich Schwäche befallen hatte. Ich habe dein Leben geschont, welches, während du fest schlummertest, in meinen Händen war. Aber ich bin ein Christ und kein Meuchelmörder. Komm, laß uns jetzt im ehrlichen, offenen Kampfe, Mann gegen Mann, hier streiten. Bist du auch stärker als ich, der Sieg steht bei Gott." —

„Kaum hatte ich also gesprochen, da schleuderte der Wende seine Waffen weit weg und fiel mir zu Füßen und küßte mir die Hand und trocknete sich die nassen Augen, und wir verließen dann endlich Arm in Arm den Wald, und in der nächsten Kirche ließ sich der Wende taufen, und wir schwuren beide zugleich die Waffen ab. Ich setzte mich hierher, in Ruhe lebend, denn ich fühlte mich zu schwach, unter die Heiden zu gehen, aber mein tapferer Freund, der Wende, zog zu seinen Brüdern, sie mit dem heiligen Evangelium, das so großherzige Menschen macht, zu beglücken.

„Seht, das ist mein Geschick." —

Der Alte schwieg und sah mit seinem noch hellen, offenen Auge den Markgrafen an, der ganz Ohr, aber im düstern Schweigen dasaß.

Es entstand eine lange, unheimliche Pause.

„Und zu welchem Zwecke erzählt Ihr mir das?" fragte endlich der Markgraf, und warf einen mißtrauischen Blick auf den Alten.

„Wehe, wehe Euch!" rief dieser, und seine Augen funkelten, und seine Gestalt hob sich, als hätte sie urplötzlich die ehemalige jugendliche Frische wiedererhalten; „wehe Euch, Herr Markgraf, daß Ihr eine Frage

thut an mich, statt an Euer Gewissen. O, sagt mir, blutet Ihr nicht jetzt aus allen Euren Wunden, die Ihr in offener Schlacht, ein tapferer Krieger, erhalten habt? Schmerzen Euch nicht Eure Narben, daß Ihr den ehrlichen Kampf scheut, in welchem Ihr sie erhalten, und Eure Hände mit Blut und Meuchelmord besudeln wollt?" —

Da zuckte der Markgraf empor, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen, wie schweres Gewittergewölk; er sprang auf und faßte den Arm des ehrwürdigen Alten und rief mit donnernder Stimme:

„Was wagt Ihr, und von wem habt Ihr die Kunde dessen, was ich thun will?"

„Herr Markgraf!" sagte der Greis mit unerschütterlicher Ruhe, „die Kunde ist mir durch Gott geworden, und im Vertrauen auf ihn und Euren Edelsinn, welcher gern einen voreilig gefaßten Entschluß, der Euch nicht Ehre bringen kann, fallen lassen wird — in diesem Vertrauen habe ich das Wagniß unternommen. Ihr seid ein Mensch, wie ich, ein schwacher Sterblicher, Versuchungen preisgegeben; hört die warnende, mahnende Stimme, da es noch Zeit; denn bei Gott, einer schnöden, unchristlichen That kann nimmer göttlicher Segen entsprießen."

Diese ruhig und ernst ausgesprochenen Worte verfehlten zwar auf den tückischen Markgrafen ihren Eindruck nicht, aber die bessere Regung währte nur kurze Zeit. Sein grausames, hinterlistiges Gemüth gewann nur zu rasch wieder die Oberhand, und schlau lächelnd sagte er zum Alten:

„Da Euch der liebe Herrgott selbst, wie Ihr sagt, offenbart hat, was ich in meinen Gedanken mir vorgenommen, so will ich meinen Zorn dämpfen, der Euch ver-

nichten würde. Ich will diese Nacht mit mir zu Rathe gehen, und morgen um diese Zeit kommt wieder. Entweder ich folge Euch, oder — —"

Der Markgraf sah den Greis mit seinen durchbohrenden Blicken an, aber er mußte sie bald vor dem reinen, ruhigen und frommen Auge des Alten niederschlagen.

„Oder?" sagte der Greis.

„Ich lasse Euch in den Thurm werfen."

„Wie Gott will," versetzte der Greis, „er ist der Herr meines Lebens und meiner Seele. Ich thue, was Christenpflicht ist."

Mit diesen Worten entfernte sich der Alte.

Der Markgraf aber ging zu seinem Burgpriester, mit welchem er eine lange, geheime Besprechung hatte.

5.

Es war Abend. Der Alte saß, das Haupt gestützt, in seiner Hütte. „Das ist das Schicksal der Wissenden," seufzte er, „daß sie mehr als andere Menschenkinder zu verantworten haben. Was soll ich jetzt thun, was rathen? O du mein Herr Jesus," setzte er dann hinzu, und hob die Hände gefaltet zum Himmel empor, „du hast mich so oft über Noth und Verzweiflung hinweggeführt, sage mir, was ich thun soll, daß ich nicht irre mit meinem schwachen, so leicht geblendeten Menschengeiste."

Kaum hatte der ehrwürdige Alte diese frommen Worte ausgesprochen, da öffnete sich die Thüre, und des Markgrafen Sohn, der junge Otto, trat zu ihm ein.

„Ich will mir Bescheid holen, mein lieber Vater," sagte Otto, den Alten kindlich begrüßend, „ich habe seit

gestern unruhige Zeit verlebt, denn ich dachte stets, was wohl jetzt in Eurem Sinne vorgehen könnte, und welchen Rath Ihr mir ertheilen würdet. Ich glaube, wir haben nicht viel Zeit, uns zu besinnen, denn heute ist Kuno von seiner Botschaft zurückgekehrt, und schon sind Befehle gegeben, die, wenn auch nicht auf blutige That, doch auf ein außergewöhnliches Ereigniß schließen lassen. Bei unserm Meister Balduin, dem Schmied, sind Waffen bestellt, aber heimlich, ganz heimlich, und dabei heißt es auf unserer Burg, daß am nächsten Sonnabend ein großes Fest bei uns sein würde, zu dem viele, sehr viele Gäste gebeten seien. Daraus wird ein Geheimniß gemacht, und das Entsetzliche scheint also gewiß."

„Höre, mein Sohn," sagte jetzt der Greis und ergriff Otto's Hand, „höre mir aufmerksam zu. Der liebe Gott hat eine schwere Last auf deine jugendlichen Schultern gelegt, aber das möge dich nicht entmuthigen. Wem er viel aufbürdet, der kann viel tragen. Du stehst zwischen Freund und Vater; du kannst den einen nicht verrathen ohne den andern. Daß dein Vater von seinem unheilvollen Entschlusse zurücktreten würde, das hoffte ich gestern, aber heute nicht mehr. Ich habe ihn gesprochen und allerdings noch keine bestimmte Antwort erlangt. Sie soll mir erst morgen werden. Gott kann noch sein Herz zum Guten lenken, aber ich fürchte, ich fürchte! — Ich sehe es kommen, mein Sohn, Worte retten nicht mehr!"

„Nun," rief der junge Otto bewegt, doch entschlossen, „bei Gott dem Herrn, ich bin nicht zweifelhaft. Ich selbst will noch einmal mit meinem Vater sprechen; ich will ihn beschwören, sein Vorhaben aufzugeben, und will er nicht — dann werde ich nach Mannespflicht handeln."

„Mein Sohn," sagte der Greis, dessen Blick mit unendlichem Wohlgefallen auf dem Jünglinge ruhte, „dein Entschluß ist brav, aber unüberlegt. Es ziemt dem Sohne nicht, gegen den Vater zu streiten, und glaubst du, daß der Herr Markgraf der Mann ist, dergleichen ungestraft zu dulden? Er wird dich einsperren, und was dann?"

„Ach, lebte doch meine Mutter noch!" rief der Jüngling, und Thränen entrannen ihm, „sie war so gut und zart, gewiß, sie hätte den blutigen Vorsatz meines Vaters beseitigt. Denn Ihr habt ganz Recht, mein Vater, so wird es kommen: der Markgraf läßt mich in den Thurm werfen, bis die Sache vorüber, so ich nicht das Schwert gegen ihn ziehen und auf das Aeußerste gefaßt sein will."

„Davor behüte dich Gott, mein Sohn!" rief der Greis entsetzt.

„Ja, Gott behüte mich," murmelte der Jüngling, „aber was soll werden?"

„Willst du mich ruhig anhören, mein Sohn?"

„O, redet, redet doch!" sagte Otto tiefsinnig dastehend.

„Siehe," fuhr nun der Greis fort, „wenn ich, wie es oft geschah, auf meinen vielen Zügen im deutschen und im wendischen Lande an einem Scheidewege stand, wo ich nicht rechts noch links wußte, und auch Niemanden fand, der mir mit Zuverlässigkeit Bescheid zu geben vermochte, dann wählte ich stets den rechten Weg. Ich konnte mich irren, und irrte mich auch wirklich nicht selten, aber ich traf auch eben so oft, und hatte doch immer, wenn ich wirklich irre ging, die Genugthuung, nach einem guten Entschlusse geirrt zu haben, indem ich dachte, das Rechte muß stets das Rechte sein, und wenn ich's traf, war meine Freude doppelt groß. Du, mein

Sohn, ſtehſt jetzt an einem ſolchen Scheidewege, du haſt Kindes- und Freundespflicht, aber du haſt noch eine größere Pflicht als dieſe — du haſt Menſchenpflicht zu erfüllen!"

„Und wie ſoll ich handeln?" fragte der Jüngling.

„Gehe rechts, mein Sohn," verſetzte der Greis, „verlaſſe die Stadt und gehe rechts."

„Zu den Wenden?"

„Zu ihnen."

„Ich ſoll ihnen ſagen, daß mein Vater Verrath gegen ſie ſinnt?"

„Nicht das, mein Sohn. Sobald du aus dem Bereiche der Macht deines Vaters biſt, kannſt du frei handeln. Stelle dich, als wäreſt du deſſen Abgeſandter, und ſage den wendiſchen Fürſten, daß dein Vater das Gaſtmahl aufgeben müſſe, da eine gebieteriſche Pflicht ihn ſchleunigſt von Soltwedel abgerufen habe. Die Wenden werden nicht kommen, du verräthſt deinen Vater nicht, und das Gräßliche iſt verhütet. Du retteſt ſie und ihn, und dein Gewiſſen iſt frei von jeglicher Uebelthat. Meinſt du nicht auch, mein Sohn?"

Als der Greis ſo geſprochen hatte, ward der Jüngling von einer unnennbaren Rührung übermannt, er fiel dem ehrwürdigen Alten zu Füßen und bat um ſeinen väterlichen Segen.

„Sei getroſt," ſagte der Greis, ſeine Hände auf das Haupt des Jünglings legend, „deine Abſicht iſt rein und edel, der Herr wird mit dir ſein. Er ſegne und behüte dich."

Als der Greis ſo geſprochen hatte, bewegte ſich leiſe die Thür der Hütte, zwei funkelnde Augen blickten in's Zimmer. Es war, als hätten die Sprechenden einen unſichtbaren Zeugen gehabt. Leiſe, ganz leiſe wurde die

Thüre wieder angelehnt. Die funkelnden Augen waren verschwunden.

„Ich breche nach Hause auf," rief Otto, „es ist Gefahr im Verzuge."

„Nicht doch, mein Sohn, rüste dich auf morgen. Wer weiß, vielleicht wendet sich das Herz deines Vaters zum Guten. Erwarte noch meine Rückkehr."

Der Jüngling gab auch dieser vernünftigen Anordnung des Greises seine vollständige Billigung, und nachdem sie noch einmal sich dem Schutze Gottes empfohlen, trennten sie sich spät am Abende, entschlossen und zaglos.

6.

Als der Alte vom Ufer am andern Tage auf's Schloß kam, empfing ihn der Markgraf Gero mit sehr freundlichem Blicke. Aber es war eine Freundlichkeit, hinter der die Tücke eines Tigers lauerte.

Der Greis ließ sich auch von dieser Freundlichkeit nicht täuschen; er hoffte wenig von einem Manne, dessen Herz fähig war, einen so blutigen Entschluß zu fassen. Doch gab er gleichwohl nicht Alles verloren, da er den Burgpriester beim Markgrafen anwesend fand, und dessen moralische Unterstützung erwartete.

„Es ist ein Diener Gottes," dachte er, „er wird es nicht zugeben, daß ein Christ seine Hand in das Blut des arglosen Gastes tauche."

„Nun," rief der Markgraf, „mein weiser Prophet, Ihr kommt, Euch Bescheid von mir zu holen. Ist's nicht so?"

„Behüte mich der Herr," versetzte der Alte, „vor solcher Anmaßung; ich habe nie daran gedacht, mich zum Propheten zu machen."

„Nun, wenn nicht das, so habt Ihr doch wenigstens behauptet, von unserem lieben Herrgott Mittheilungen zu erhalten. Nicht wahr, Ihr behauptet, die Wissenschaft dessen, was ich vorhabe, und was Euch zu mir führte, von unserem lieben Gotte erhalten zu haben?"

„So ist's," versetzte der Alte mit unerschütterlicher Ruhe, „durch des allsehenden himmlischen Vaters Vermittelung, durch seine Zulassung und Bewirkung."

„Seht doch, es ist hübsch," fuhr der Markgraf spöttisch fort, „mit so großen Herren, wie der liebe Gott und unser Herr Jesus Christus ist, in Berührung zu stehen. Man erfährt da zum eigenen Nutzen und Frommen und zur Gunst des lieben Christenthums mancherlei Dinge, deren Kenntniß man sonst nicht erlangen würde. Ich habe auch auf dieselbe Weise, wie Ihr, so etwas erfahren. Ja, wahrhaftig, ich weiß etwas, was Euch gewiß sehr angenehm sein wird, wenn Ihr es hören werdet."

„Ich hoffe," versetzte der Greis, sich das Ansehen gebend, als merke er den Hohn nicht, welchen der Markgraf in seine Worte legte, „ich hoffe, daß ich nicht umsonst für Euch und Eure Seele und für das Heil Eures Hauses zu Gott gefleht habe."

„Gewiß nicht," fuhr Gero mit einem entsetzlichen Lächeln fort, „und sagt mir, mein guter Freund, wenn Ihr zu wählen habt zwischen dem Thurme in unserer Burg und dem Wendenlande, welche Wahl würdet Ihr treffen? Redet! Oder wißt Ihr nicht mehr, was rechts und was links ist?"

Bei diesen Worten stieß der grausame Gero ein lautes Lachen aus, denn der Alte wurde durch seine letzten Worte in der That etwas erschüttert.

„Ich rathe Euch," fuhr der Markgraf ſtets im gleichen Tone fort, „geht rechts, immer rechts! Rechts ſind die Ketzer, mit denen man Freundſchaft ſchließen kann. Was gehen uns die Chriſten an, wir halten es mit den Heiden, von welchen ſie geſchlachtet werden. Gehe rechts, mein lieber Sohn. Nun, da iſt wohl billig, daß Ihr mit einander geht! Ja, ja, mein lieber Freund, ich danke Euch von Herzen für den guten Rath, den Ihr meinem Sohne gegeben habt. Bitte, gebt ihm auch ferner Eure beſten Rathſchläge."

Nach dieſen Worten ſchlug der Markgraf mit einem Hammer auf eine Eiſenplatte, welche auf dem Tiſche lag, und auf dieſes Zeichen trat der Hauptmann Kuno, von zwei Leuten, welche Feſſeln trugen, gefolgt, in's Zimmer.

Die beiden Leute legten die Feſſeln auf die Erde und verſchwanden dann wieder. Kuno aber trat zu dem Greiſe und ſagte:

„Habt die Güte, dieſen Schmuck anzuprobiren; ich denke, er muß Euch gut ſtehen, alter Mann. Ihr ſcheint mir auf das Märtyrerthum verteufelt beſeſſen zu ſein, und der Herr Gero wird's Euch gönnen, und meiner Seel', ich gönn's Euch auch."

Wohl war der Greis einen Augenblick erſtarrt. Nicht ſein eigenes Unglück bekümmerte ihn, denn er war ja auf das Aeußerſte gefaßt, aber es erſchütterte ihn, daß er ſeinen Plan verrathen ſah; er war beſorgt um den Jüngling, deſſen Schickſal ihm nicht mehr ungewiß ſein konnte; er zitterte für ihn, für ſein deutſches Vaterland, für die Chriſtenheit, denn er ſah die Folgen des Verraths voraus.

Faſt regungslos ließ er ſich vom höhnenden Kuno feſſeln, während ihn der Markgraf und der Prieſter un-

verwandten Blickes betrachteten. Sie schienen sich an seiner plötzlichen Niedergeschlagenheit, an seinem Kleinmuth zu weiden.

Aber bald kam dem unglücklichen Greise die Besinnung wieder. Mit schmerzbewegter Stimme, doch in ruhiger Fassung, sagte er, sich an den Markgrafen und den Priester zugleich wendend:

„Nicht mein Geschick ist es, welches mich jetzt mit Trauer erfüllt; um dies Leben, das schon so oft dem Tode preisgegeben ist, zittere ich nicht. Meine Tage sind gezählt, nicht allzulange werdet Ihr meinen Leib quälen können. Aber um des Erlösers Christi willen, der da gesprochen: ihr sollt die Heiden taufen in Wasser und nicht in Blut; ihr sollt sie lieben mit menschlichem Erbarmen, nicht mit Tücke und Verrath; ihr sollt wahrhaft und gottesfürchtig sein, nicht grausam und meuchelmörderisch — um dessentwillen, der also gesprochen hat, flehe ich Euch an, Herr Gero, und Euch, Herr Priester, der sich diesem Gotte, Christus, geweiht hat, lasset ab von Eurem sträflichen Beginnen, dann möget Ihr mit mir machen, was Ihr wollt, ich will es ohne Murren dulden und Euch segnen."

Da warf der Priester dem Greise einen tödtlichen Blick zu, in welchem der ganze Haß einer häßlichen, zelotischen Seele lag.

„Verruchter," rief er, „schweige, oder bei Gott, dein Loos wird schlimmer sein, als das der Heiden. Was unterfängst du dich? Du uns segnen, in dessen Herzen kein Glauben lebt, der die Heiden in ihren schändlichen Plänen unterstützt und den Sohn lehrt, das Schwert gegen den Vater zu kehren! Elender, du willst uns segnen? — Fort mit dem Schuft. In den Thurm mit dem abtrünnigen Sohn der Christenheit!"

Die Ermordung der Wenden.

„Ihr wollt meinen Segen nicht," rief der Greis mit erhobener Rechten, „nun wohlan, ſo nehmt meinen Fluch. Verflucht ſei das Geſchlecht, welches zu Ehren Gottes ſich mit Schmach und Unrecht und Blut beſudelt. Verflucht ſei die Hand, welche die meuchelmörderiſche Waffe gegen den wehrloſen, vertrauungsvollen Freund zückt. Verflucht ſei die Unthat, die Ihr begehen wollt, verflucht die Wurzel, verflucht die Frucht. Gottes Gericht über Euch!"

Als der Greis ſo ſprach, gab der Prieſter einen geheimniſſeriſchen Wink, und Kuno ſchlug dem Unglücklichen mit der Feſſel auf's Haupt, daß er die Beſinnung verlor und ſprachlos zurücktaumelte; dann rief er die Leute herbei, welche die Feſſeln gebracht hatten, und der bewußtloſe Alte

ward weggeſchleppt und unter grauſamem Hohn in das Thurmgefängniß geworfen.

Aber der Markgraf ſtand eine Weile in tiefem Sinnen da; der Fluch des Greiſes war nicht ganz wirkungslos geblieben, und hatte einen mahnenden Nachhall in ſeinem Gewiſſen zurückgelaſſen. Da aber trat der Prieſter zu ihm heran und ſagte, die Hände auf das Haupt des Markgrafen legend:

„Mein Sohn Gero, Euch ficht kein Fluch an — denn ich ſegne Euch im Namen Chriſti und ſeiner heiligen Kirche. Scheut das Blut nicht und züchtigt den Abfall der Wenden, wie Gott Sodom und Gomorrha gezüchtigt, wie er Jericho zerſtört und das mächtige Reich der Römer vernichtet hat. Was iſt der Mord von Dreißigen, wo es gilt, Tauſende der Kirche und dem Kaiſer zu gewinnen?“

„Ich wanke auch nicht,“ verſetzte Gero, „mein Vorſatz ſteht feſt. Die Saat iſt reif, wir müſſen mit dem Schwerte mähen.“

„So iſt's recht, mein Sohn,“ verſetzte der Prieſter, „auch unſer groſſer Karl, der das römiſche Reich wieder errichtet, hat den Altar des Chriſtenthums mit dem Schwerte aufgebaut. So hat auch der Herr ſeinem Diener Moſes geheißen. So hat auch Chriſtus befohlen: geht hin und lehret die Heiden. Was die Zunge nicht kann, muß das Schwert thun, denn es iſt die feurige Zunge Gottes, mit der er zu tödten befiehlt, um das rechte Leben zu ſchaffen.“

7.

Die Zeit der kleinen Bartholomäusnacht, welche in der Burg zu Soltwedel vorbereitet war, nahte mit ſtar-

ken Schritten heran. Höchſt geräuſchlos und höchſt geheimnißvoll war der blutige Plan zur Ausführung gereift. Um dreißig argloſe Wendenfürſten beim Jubeln zu morden, hatte man zweihundert Mann zuverſichtlicher Söldlinge in die Burg eingelaſſen, doch nur in kleinen Häuflein, ohne ihre Beſtimmung der Wahrheit gemäß anzudeuten. Deſto lärmender und geräuſchvoller waren die Vorbereitungen zum Gaſtmahle getroffen worden. Der Weinkeller war gefüllt; der Meth, der Lieblingstrank der Wenden, war in Maſſe gebraut, die Ochſen in Menge geſchlachtet; es war in der markgräflichen Burg ein reges Leben, Treiben und Drängen und eine Heiterkeit, als ginge man dem heiligen Chriſtfeſte entgegen.

Nur fünf Perſonen wußten, warum es ſich eigentlich handelte, wußten, daß hinter dieſem freundlichen Blendwerk der Meuchelmord grinſend auf ſeine Beute lauerte; es war ihnen nicht ganz wohl zu Muthe, und das böſe Gewiſſen flüſterte Dreien manch' unheimliches, banges Wort zu.

Der arme Otto ſaß im Thurme ſchier der Verzweiflung preisgegeben. Er hatte bis jetzt noch immer eine leiſe Hoffnung genährt, daß der Alte vom Ufer, ſein väterlicher Freund, ſein Schickſal bei Zeiten erfahren und zu ſeiner Befreiung, wie zur Errettung der Wenden, und ſomit auch ſeines Freundes Stoinef, Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, aufbieten würde; aber je näher der verhängnißvolle Tag herannahte, je mehr floh ihm die ſchwache Hoffnung, und das Herz wollte ihm ſchier brechen. Die kindliche Liebe war gänzlich bei ihm vertilgt worden, und ein unglücklicher Haß, der Haß gegen den eigenen Vater, erfaßte den Jüngling.

Aber dieſer Haß nagte wie der Schmerz an ſeinen

Jugendkräften und drohte ſie gänzlich zu verzehren, und zuweilen befiel ihn eine furchtbare Raſerei, wenn er ſeiner Ohnmacht und der Tücke ſeines Vaters gedachte. Zu ſeiner Rettung und Erlöſung vermochte er nicht das Geringſte zu thun. Er war zwar nicht, wie der unglückliche Greis, gefeſſelt, aber die Mauern des Thurmes waren von fürchterlicher Dicke. Zudem kam er mit keinem menſchlichen Weſen in Berührung, denn die Speiſen, die übrigens nicht ſchlecht waren, wurden ihm allemal durch die Klappe gereicht, welche an der Thüre ſeines Kerkers angebracht war, und ſo viele Mühe er ſich auch gab, mit dem Menſchen, der ihm die Speiſen zuſchob, zu ſprechen, er erhielt keine Antwort.

Eben ſo erging es dem armen Alten vom Ufer. Er ſaß gefeſſelt in demſelben Thurme, er erhielt die Speiſen auf dieſelbe Weiſe, wie der unglückliche Jüngling; aber der Greis, ruhigeren Blutes, der ſchon unſäglichen Gefahren keck in's Auge geſchaut und ein unzerſtörbares Gottvertrauen hatte, war bei weitem gefaßter, ſo ſehr ihn auch das Schickſal des unglücklichen Jünglings bekümmerte.

„Sollen wir verderben des Guten wegen," ſo dachte er, „das in unſerer Abſicht gelegen, ſo wird uns ſicher der Rächer entſtehen. Wenn Unthat Unthat gebäret, wird auch das Streben, ſolche zu verhüten, nicht ohne ſegenreiche Frucht bleiben, die unter dem Schutze des Allmächtigen ſprießen, reifen und gedeihen wird. Und was liegt dann an uns?"

Dennoch erſchütterte es auf Augenblicke ſein Gemüth, wenn er an den jungen Otto dachte. War doch der Sohn des Markgrafen in der Vollkraft ſeines jugendlichen Alters, und waren doch ſeine Anſprüche an das Leben ganz andere, als die, welche ein Greis machte, der,

wenn auch noch kräftig, dennoch des irdiſchen Lebens Laufbahn faſt hinter ſich hatte. Stand er doch ſchon mit einem Fuße im Grabe und hatte von dieſer Welt ſchon Abſchied genommen, oder doch wenigſtens ſchon längſt darauf ſich vorbereitet. Er dachte ſich ſo ganz in die Seele ſeines jungen Freundes hinein, und manche Thräne entrann ſeinen Augen im Gedenken ſeines Schickſals, das ſelbſt im Falle der Verſöhnung mit ſeinem Vater immer ein ſehr trauriges war.

Er ſelbſt, der Markgraf Gero, ſah mit peinlichem Gefühle die Stunde ſeiner ſchändlichen That näher und näher rücken. Nicht vor der That bangte ihm, aber vor deren Folgen, die er ſchwerlich überſehen konnte, vor dem ewigen Richter und Lenker des Menſchen- und Völkergeſchicks, vor dem Fluche der Unthat, und dennoch wollte er ſie vollführen.

Der Burgprieſter that auch das Seinige, den Markgrafen zu keinem anderen Entſchluſſe kommen zu laſſen. Er hatte, auf Gero's Mittheilung des Beſuches, den ihm der Alte am Ufer abgeſtattet, gerathen, dieſen nicht aus den Augen zu laſſen, er machte ſich anheiſchig, ihn zu bewachen. Er war es, der ſich nach der Hütte des Alten ſchlich und die Unterhaltung mit dem jungen Otto belauſchte. Natürlich hatte er dieſe dem Markgrafen nicht ganz getreu wieder hinterbracht. Er hatte Alles aus ſeiner Mittheilung fortgelaſſen, was zu Gunſten des armen Greiſes ſprechen und Gero erſchüttern konnte. Er verſtand es gut, den Markgrafen auf ſeine Abſichten hinzuleiten, und jetzt noch bot er Alles auf, ihn bei ſeinem blutigen Entſchluſſe feſtzuhalten.

Das geſchah und das that er zu Ehren Gottes und der Religion.

Dahin führt Fanatismus, Herrschsucht und Engherzigkeit.

Am besten befand sich der wilde, verwegene und immer lustige Kuno. Er vollführte rasch und keck Alles, was ihm aufgetragen wurde, er that es im Namen seines Herrn, und machte sich auch nicht die geringsten Scrupel darüber, ob man sich seiner zu guten oder bösen Dingen bediene. Das zu untersuchen war nicht seine Sache. Ueberhaupt war dieser Charakter aus den seltsamsten Widersprüchen zusammengesetzt. Er konnte sehr wohl über die Religion und die Priester spotten, er glaubte an viele Dinge nicht, an die damals hellere Köpfe glaubten, und dennoch war er wieder im höchsten Grade abergläubig. Er konnte die schrecklichsten Grausamkeiten, ohne zu zucken, begehen, und dennoch war er oft weich wie ein Kind. War er aber einmal in Wuth gesetzt, glich er einem Tiger. Ueber seine Handlungen dachte er niemals nach, er überlegte weder zuvor noch nachher. Er handelte nach den Eingebungen des Augenblicks. Ja, dieser Mensch konnte sogar liebenswürdig sein, wenn er bei guter Laune war, denn er hatte Witz und gesunde Einfälle; aber wenn er — was seine Lieblingssache war — ein wenig zu tief in den Humpen gesehen hatte, dann konnte er die tollsten und die dummsten Streiche begehen, und wehe dem, der ihn daran hindern wollte, und nicht die Kraft und Macht besaß, es schnell und mit sicherm Erfolge es thun zu können.

Diese Eigenschaften machten Kuno zu einem brauchbaren Menschen für Gero, der mit ihm überhaupt manche Charakterähnlichkeit besaß. Kuno wurde selten zu Rathe gezogen, so lange man überlegte; war aber die Ausführung beschlossen, dann war Kuno immer der Erste, dem

sie übertragen wurde. Er war immer thatfertig und that entschlossen.

Kuno war jetzt vollauf beschäftigt, alle Vorbereitungen zur Unthat zu treffen. Er hatte das Kommando über die zweihundert Mann in der Burg, welche am Abende vor dem Festtage in dieselbe eingelassen und so untergebracht worden waren, daß sie, selbst sichtbar, nicht auffallen konnten. Diesen Leuten war das, was am Tage später vorgehen sollte, noch ein tiefes Geheimniß. Dreißig Gäste, bestehend aus Rittern und Hauptleuten aus der Umgegend und der Umgebung des Markgrafen, waren außerdem zur Tafel geladen. Es waren lauter Getreue, auf die man sich verlassen konnte, die man aber dennoch erst am Abende vor dem Festtage mit dem entsetzlichen Vorhaben *bekannt machen wollte.*

Es konnte aber nicht fehlen, daß die ungewöhnlichen Vorbereitungen und Vorgänge in der markgräflichen Burg einiges Aufsehen erregten, und daß mancherlei Gerüchte verbreitet wurden, an denen zwar nichts Wahres war, aus denen aber doch genugsam hervorging, daß man auf Manches aufmerksam geworden war, was der Markgraf lieber geheim gehalten hätte. So munkelte man zu Soltwedel allerlei von dem plötzlichen Verschwinden des Alten auf der Burg. Man hatte ihn dahin gehen sehen, ja, dieser und jener seiner Nachbarn behauptete sogar, daß er den Alten vom Ufer kurz vor seinem Verschwinden gesprochen und von ihm gehört haben wolle, daß er einen schweren, verhängnißvollen Gang nach der markgräflichen Burg thun müsse.

Vielleicht war dies wirklich der Fall, und der kluge Greis wollte für den äußersten Fall einen Wink über sein Verbleiben zurücklassen, damit der junge Otto bei etwaigen Nachfragen auf die rechte Spur geleitet würde.

Man war daher über das Verschwinden des guten Alten in der ganzen Umgegend und in Soltwedel sehr unmuthig, und schon entstanden allerlei sehr unheimliche Gerüchtchen, und man sah am Abende manchen Insassen von Soltwedel sich um die Burg schleichen und mißtrauisch nach dem Thurme gucken. Nicht selten kam dann eine solche Spürnase mit der sehr ernstlichen Nachricht daheim: „Es müsse allerdings nicht geheuer in der Burg sein, man höre ein leises Winseln, das aus dem Thurme zu kommen scheine, der Teufel müsse auf der Burg seinen Höllenspuk treiben, jedenfalls ginge es in der Burg nicht richtig zu."

In einer Zeit, wo die Gespenster, Geister und der Alt- und Großmeister derselben, der Teufel, dieses heidnische böse Wesen, das die Christen sich ohnfalls ungeeignet hatten, eine so große Rolle in der Welt spielten, wußte man bald, was man aus diesen Nachrichten zu machen hatte, und die Burg kam in Verruf der Spukerei.

Eben so, wie das Verschwinden des Alten, machte das plötzliche Verschwinden des allgemein geliebten Jünglings Otto nicht weniges Aufsehen. Letzteres aber mehr unter den Kriegsleuten des Markgrafen, welche dem jungen, tapfern Otto mit Leib und Seele ergeben waren. Man hatte zwar ausgesprengt, daß er mit einer wichtigen Sendung betraut zum Kaiser gesandt sei; aber das glaubte wer mochte. Denn wie kam es, daß man den Jüngling so ganz allein, ohne alle Begleitung, reisen ließ? Es war zwar wahr, daß der Freund des jungen Otto, den man stets um ihn und mit ihm zu sehen gewohnt war, sein Spielgefährte, der junge Bruno, ein verwaister Sohn des tapferen Ritters und Wendenbekämpfers Kromibar, schon seit einem Monde sich im

Lager des Kaisers befand; aber fehlte es an Getreuen, die man dem Jüngling zu einer so weiten und gefahrvollen Reise beigesellen konnte? — Man hörte daher ganz frei die Meinung aussprechen, der junge Otto müsse sich durchaus auf der Burg befinden, und man bestürmte Kuno, welcher immer so geheimnißvoll that, und von dem man richtig vermuthete, daß er um die Sache wissen müßte. Dieser war auch in der That nur der Einzige, außer dem Priester und Gero, welcher wußte, welche Bewandtniß es mit dieser Sache hatte. Denn Kuno und Adalbert hatten den Jüngling ohne alle Beihülfe in den Kerker geworfen, und so war jegliches Aufsehen und das Hinzuziehen anderer Personen vermieden worden.

Kuno also, bestürmt mit Fragen, versetzte mit verschmitztem Gesichte: „Wartet, bis Herr Otto zurückkehrt, der wird Euch am besten erzählen können, wo er gewesen ist.“

Indeß war der Abend vor dem verhängnißvollen Tage herangerückt, und es war die höchste Zeit, die Getreuen und Mannen des Markgrafen in den furchtbaren Plan einzuweihen. Die Vorbereitungen dazu waren mit schlauer Berechnung von dem Burgpriester getroffen. Es war in der Burg ein Saal, welchen man die Kapelle nannte, wiewohl außer einem riesigen Kruzifix, das der Kaiser Otto dem Markgrafen zum Geschenk gemacht, und vor welchem ein großer Tisch mit zwei mächtigen Messingkandelabern stand, dem Saale jede kirchliche Einrichtung fehlte; doch bei dieser Gelegenheit hatte man Rath geschafft. Man hatte aus der Kirche zu Soltwedel einige Geräthschaften entliehen und die sogenannte Kapelle recht feierlich ausgeschmückt. Auch hatte man nicht vergessen, den ganzen Saal, dessen kahle, weiße Wände eben nicht son-

derlich auf das Gemüth wirkten, schwarz zu drapiren. Der Priester hatte das schwarze Tuch von einem Bürger aus Sachsen auf seine eigene Kosten entnommen. „Um die liebe Christenheit," sagte er, „mag ich einmal zum Verschwender werden."

In diese so feierlich ausgeschmückte Kapelle ließ man die Gäste eintreten, welche am Gastmahl Theil nehmen sollten. Der Priester stand auf einer Erhöhung vor dem Tische. Die vier großen Wachskerzen auf den Kandelabern warfen auf das riesige Kreuz ein ganz eigenthümliches Licht, daß es recht unheimlich aussah. Der Markgraf saß auf einem Lehnsessel aus kostbarem Schnitzwerk, ihm zur Seite standen zwei junge Diener, jeder eine Kerze in der Hand. Kuno aber führte die Ritter und Getreuen des Markgrafen, die Vornehmsten seiner Umgebung, in die Kapelle hinein.

„Meine Lieben und Getreuen!" redete sie der Markgraf an. „Ihr wißt es und seid schon darauf vorbereitet, daß uns morgen die mächtigsten und kühnsten der wendischen Fürsten des Havellandes besuchen, dreißig an der Zahl. Ihr wißt es, daß sie Alle treulos ihrem Versprechen geworden; daß sie den Tribut, welchen ihnen unser allergnädigster Kaiser und Herr auferlegt, verweigern, daß sie das Christenthum, das sie zu achten und heilig zu halten versprochen, vor wie nach auf das Empörendste schmähen; daß sie die Christen, welche sie durch List oder Gewalt in ihre Hände bekommen, ihren verfluchten Götzen auf ihren Altären schlachten und opfern, und auf jegliche schnöde Weise uns, die Sieger, höhnen und verspotten, sie, die Besiegten. Wahrlich, liebe Getreue, empört sich nicht Euer tapferes Blut gegen solche Unbill und Gräuel? Sollen wir sie noch fernerhin dulden, das Reich Gottes beeinträchtigen, die heilige christ-

liche Kirche beschimpfen und deutsche Tapferkeit verhöhnen lassen? Sollen wir warten, bis sie über unsere Marken einbrechen, wie sie es doch, wie Euch allbekannt, im Sinne haben, und uns niedermetzeln, unsere Weiber und Kinder und Heerden und sonstige Schätze fortführen, unsere Burgen und Städte verwüsten und ihre Götzen in unsere heiligen, ehrwürdigen Kirchen an die Stelle des Kreuzes setzen und unseres guten Herrgotts? Herr Jesus Christus! Sollen wir die Hände in den Schooß legen und dem geduldig entgegen sehen und warten, bis Tücke und Verrath uns die Grube gegraben und die deutsche Einfalt vor den verruchten Heiden zum Spotte und Gelächter geworden? — Sagt, seid Ihr zusammt dem so gesonnen?"

Der Markgraf schwieg, und ein lautes, unwilliges Gemurmel durchlief die kleine Schaar. Man hörte die Schwerter klirren und drohende Worte und Flüche. Der Markgraf schaute zufrieden auf die Getreuen und fuhr also fort:

„Ich weiß, Ihr denket wie ich. Besser ist es, wo es gilt, unser heiliges Christenthum zu schirmen und die alte deutsche Tapferkeit zu bewähren, der Wolf, als das Lamm zu sein. Besser der Löwe, der zerreißt, als der Hund, welcher beißt. Besser ist es, wir tauchen das Schwert tief in die Feindesbrust, als daß wir warten, bis man uns niederwirft auf den Stein, zu Ehren des heidnischen Götzen unserer Eingeweide beraubt, dem Moloch schlachtet und uns sterben läßt, wie die Hunde, die auf dem Misthaufen verfaulen, wo am jüngsten Tage, am Tage der Seligkeit aller guten Christen, unser Keiner gedenken mag. Eure Wahl ist mir nicht zweifelhaft, und die Stunde ist nahe, wo Ihr die Wölfe und die Löwen sein könnt. Die Stunde ist nahe, wo Ihr die

Schwerter nur zu zücken braucht, um mit Einem Stoße der mächtigsten und grausamsten Feinde ledig zu sein, das wendische Volk für alle Zeit unterwürfig und zu unseren Knechten zu machen. Sagt jetzt, meine Lieben und Getreuen, scheut Ihr das Blut beim Weine nicht, und seid Ihr bereit, Diejenigen niederzuschlagen, die morgen als äußerliche Freunde, aber als heimliche Feinde zu uns kommen und an Eurer Seite den Becher leeren werden?"

Als Gero so gesprochen hatte, entstand eine allgemeine Pause. Es ließ sich nicht das beifällige Gemurmel, welches Gero's ersten Worten folgte, hören; die anwesenden Männer schienen stutzig und fast zweifelhaft zu werden, ob sie auch das Rechte gehört hätten. So roh auch viele von ihnen waren — den Feind zu morden, unversehens, bei vollem Pokal, an den er vielleicht so eben mit ihnen freundschaftlich angestoßen, zu überfallen: das war ein gar zu arger Schelmengedanke, vor dem sie zurückschauderten.

Der Priester schien dies sehr wohl zu merken, und er nahm jetzt rasch das Wort.

„Meine lieben Söhne und Freunde," sagte er, „ich gebe den Worten unsers Markgrafen, des Herrn Gero, vollkommen meine Zustimmung. Denn sie sind nicht allein die der Vernunft, sie sind auch im Geiste unserer heiligen Religion, im Geiste des Evangeliums ausgesprochen. Die Vernunft gebietet uns die Nothwehr, und heißt es nicht in unsern Gesetzen: Auge um Auge, Zahn um Zahn, d. h. mit dem Maaße, mit welchem du mir missest, messe ich dir? Und haben die heidnischen Fürsten nicht die Absicht gehabt, uns in ihr Land zu locken und dann uns zu tödten? Ich sage Euch, ich verantworte vor Gott die That, zu der Ihr Euren Arm leiht.

Ich segne Eure Schwerter, die morgen rauchen werden vom Herzblute der verrätherischen Heiden. Ich segne Euch im Namen des Herrn und weihe Euch zur Vertilgung der Natternbrut. Was Ihr morgen thun werdet, wird wohlgefällig sein in den Augen unsers Herrn Christi, wie Gott wohlgefällig war die Ermordung der Amalekiter und aller Heiden, die das gelobte Land bewohnten."

„Ei was," rief Kuno, nachdem der Burgpriester ebenfalls seine Rede geschlossen hatte, die ihren Eindruck auf die Versammlung nicht verfehlte, „was bedarf es da vieler Worte, wo das Herz sich von selbst zur Gerechtigkeit drängt. Hier habt Ihr mein Schwert, gottseliger Herr Adalbert, habt die Güte, es mit dem heiligen Weihwasser zu besprengen, und ich gelobe Euch, die dreißig heidnischen Fürsten allein zum Höllenpfuhl zu senden, wenn diese Leute hier davor zurückbeben sollten."

„Ich hoffe," sprach der Markgraf nun wieder, „daß Keiner zurückstehen wird, da es gilt, für unsern lieben Herrgott und unsern guten Kaiser das Schwert zu ziehen, und es wird Keiner von uns leer ausgehen, wenn es uns gelingt, das Reich der Wenden uns gänzlich unterthan zu machen. Das aber ist eine Kleinigkeit, wenn wir die Fürsten, die am aufrührerischsten sind, unschädlich gemacht haben. Nicht wahr, Ihr Leute, Ihr seid bereit, vor Gottes geweihtem Altar, vor dem Kreuze des Erlösers, bei Eurer dereinstigen Seligkeit den Schwur zu leisten, ein Jeder zu thun, was unser tapferer Kuno thun wird? — Ja, seid Ihr das, wie ich es nicht anders erwarten kann, zu thun willens, so schwört mir das!"

„Wir schwören!" rief Kuno und zog sein Schwert, dessen Spitze er dem Kreuze zuneigte.

„Wir ſchwören!“ riefen die andern Männer, und klirrend flogen die Schwerter aus der Scheide.

Es war ein unheimlicher Anblick, die vielen dem Morde geweihten Schwerter in dem ſchwarzbeſchlagenen Saale blinken zu ſehen.

Nun begann der Prieſter über die Verſammlung den Segen zu ſprechen. Er beſprengte die Schwerter mit Weihwaſſer und verſprach jedem Einzelnen völlige Vergebung ſeiner Sünden.

„Alſo morgen, meine Freunde,“ ſprach Gero, indem er die Kapelle verließ, „haltet Euch wacker, und unſer gnädiger Kaiſer wird nicht vergeſſen, was wir für ihn gethan haben. Gehabt Euch wohl!“

Die Würfel waren jetzt gefallen, die Bluthat war bis zur Erfüllung reif.

8.

Was war das für ein Gaudium in Soltwedel! Der ganze Flecken war auf den Beinen und umlagerte die markgräfliche Burg. Die ſtolzen Wendenfürſten zogen ein, und ſie waren gar prächtig anzuſchauen, die rieſigen, muskelkräftigen Geſtalten, bekleidet mit koſtbarem Pelzwerk, die langen Meſſer an der Seite, Blechhelme auf dem Haupte. Wenn ſie neben den Deutſchen ſtanden, die auch ausſahen wie ein Hünengeſchlecht, dann merkte man wohl, daß ſie dieſen ebenbürtig an Tapferkeit ſein mußten. Sie brachten ein großes Gefolge mit, das man in den unteren Räumen der Burg unterbrachte, während der Markgraf ſelbſt die Fürſten im großen Saale empfing, der im erſten Stockwerke und zu dieſem Feſte ganz ſtattlich ausgeſchmückt war. Auch war die lange Tafel mit köſtlichen Speiſen beſetzt, mit Wild-

pret aller Art und schönen Früchten. Auch an vortrefflich zubereiteten Fischen fehlte es nicht. Da war vor Allem die Fischsuppe, welche der Deutsche sehr gut zu bereiten wußte, und die aus allerlei kräftigen Ingredienzen bestand. In einer riesigen Schaale dampfte der Meth, der Lieblingstrank der Wenden, den sie selbst in ihrem Paradiese nicht zu missen gedachten. Denn eine Glückseligkeit ohne Meth schien ihnen eine Chimäre. Kaum hatten sie sich an die Tafel gesetzt, so liebäugelten sie schon mit dem berauschenden Getränke, dessen kräftiger Dampf ihren Sinnen angenehm schmeichelte, und sie schon in eine gewisse Erregung versetzte. Es waren der Diener gar viele, welche den Wünschen der edlen Gäste auf jegliche Weise zuvorzukommen suchten. Wahrlich, man hatte es nicht schlecht verstanden, die scheußliche Gestalt des Sensenmannes Tod auf das Angenehmste zu verhüllen; man hatte es nicht schlecht verstanden, den fein gesponnenen Verrath in ein lachendes Gewand zu kleiden. O, was waren das für Syrenenblicke, welche die unglücklichen Wenden mehr und mehr in den Taumel der Freude hineinrissen, in welchem sie so schmählich untergehen sollten.

Im Anfang, als das Mahl begann, herrschte noch eine unheimliche Freundlichkeit. Zwar das Benehmen und Entgegenkommen der Wenden war herzlich und offen, ahnten sie doch die Falle nicht, welche ihnen gelegt war; aber ihrem Wirthe und seinem Anhang pochte das Gewissen, trotz des Segens des Priesters und ihrer geweihten Schwerter. Sie fühlten, daß sie ein schweres Unrecht auf Kosten des Christenthums begingen, welches doch nimmer den Meuchelmord gut heißt. Steht nicht im Evangelium: „Vergebe deinen Feinden!" — wie reimt sich ein so edler Grundsatz mit dem Morde der Arglosen,

die man als Freunde empfängt? — Deshalb hielt man es auch für nöthig, das Gewissen zu berauschen, daß es seine That vergesse, und dem Arm nicht den Dienst versage, zu schweigen, wenn es gelten würde. Deshalb that man es den Wenden fast zuvor und versetzte sich in eine heitere Stimmung, die von selbst nicht kommen wollte. Dem Markgrafen bangte fast, es könnte sich eine unvorsichtige Zunge lösen, und hierbei leistete ihm der Priester vortreffliche Dienste. Es konnte nicht auffallen, daß er wenig trank, und er richtete sein Augenmerk fortwährend auf Gero's Leute, und hütete mit Argusaugen, was sie thaten und sprachen. Der Hauptmann Kuno war bald oben, bald unten, und behielt die bewaffneten Leute im Auge, welche zwar von dem Vorhaben nichts wußten, doch darauf vorbereitet waren, im Falle die übermüthigen Wenden Gezänke anfangen sollten, ihren Herren zu Hülfe zu kommen und das Gefolge der Wenden niederzumetzeln. — Doch konnte diese traurige Geschäftigkeit den wilden Kuno nicht abhalten, dem Humpen tüchtig zuzusprechen, und seine Zunge wurde der Ermahnungen des Priesters und des Markgrafen ungeachtet ein wenig geläufiger und redseliger als gut war. Seine Verwegenheit gewann den höchsten Grad. In solcher gefährlichen Verfassung saß er zwischen zwei der gefürchtetsten Wenden, die ihn an Größe wohl einen ganzen Kopf überragten.

„Gelt," rief er seinen beiden Nachbaren zu, „unser Meth schmeckt so garstig nicht, und er ist nicht von Eurem. Aber das Fleisch, das Ihr da genießet, kommt meiner Seel' von wendischen Ochsen her, die Ihr uns als Tribut erlegt habt, und es ist gut von Kraft und Geschmack. Sagt doch, Ihr Eisenfresser, ich dächte, da Ihr so gutes Rindfleisch habt, könnt Ihr Eure Götzen

Die beiden auferſtandenen Wenden.

wohl damit regaliren. Sind ſie denn durchaus verſeſſen auf Chriſtenfleiſch?"

„Habt Ihr Euch ſo ſchlecht in unſerem Lande umgeſehen?" verſetzte der Eine der Wenden, welcher Kuno zur Rechten ſaß, und ein Haupt aus der königlichen Familie der Stoineſe war; „habt Ihr Euch ſo ſchlecht bei uns umgeſehen, daß Ihr hier Dinge vorbringt, die uns ſelbſt ganz neu ſind? Wir ſchlachten keine Chriſten, ſeitdem wir das Kreuz verehren und mit Euch einen Gott haben."

„Habt Ihr?" rief Kuno höhniſch; „nun, meiner Treu, ich habe allerdings keine Kreuze geſehen. Wo ſtecken denn die?"

„An unſern Meſſern!" rief der Wendenfürſt ärgerlich und zeigte bedeutſam auf den Griff ſeiner Waffe.

„Was kümmert es uns, wo die Männer des Havellandes ihre Kreuze aufstellen!“ fiel der Markgraf ein, indem er dem Priester einen Wink gab, welcher zu Kuno herantrat und ihm einige Worte zuflüsterte; „uns genügt es vollkommen, daß sie sich zum Christenthum bekennen und die heilige Taufe an ihren Kindern vollziehen; das geschieht nach der Bedingung des letzten Friedens, und darüber hinaus machen wir keine Ansprüche.“

Nach diesen Worten wurden die Humpen wieder gefüllt, aber das Zwiegespräch mit Kuno hatte doch die Laune der Wenden ein wenig vergällt. Waren sie doch unfein daran erinnert worden, daß sie neben ihren Siegern saßen und mit dem Fleische gespeist wurden, welches sie diesen in Unterwürfigkeit darzubringen gezwungen waren. Man merkte wohl, wie sie sich innerlich ob dieser Schmach entrüsteten, wie sie die buschigen Brauen zusammenzogen und unwillkürlich mit der Rechten an die Messer fuhren.

Draußen aber machte der Priester dem wilden Kuno über seine Unvorsichtigkeit Vorwürfe.

„Wollt Ihr die Wölfe entwischen lassen,“ sagte er, „nachdem Ihr uns so wacker beigestanden, sie in die Falle zu locken? Könnt Ihr Eure Zunge nicht ein wenig besser hüten? Noch haben die wendischen Bären ihren Verstand und unbenebelte Sinne, und Zunge und Schwert sind bei ihnen noch auf dem rechten Fleck. Ihr werdet mit unzeitigen Aufreizungen Alles auf's Spiel setzen. Ihr habt ja Zeit, Eurem Hohne die Zügel schießen zu lassen, wann der Hammer auf das Eisen fällt und das bewußte Zeichen gegeben wird. Bis dahin aber hütet Euch; schon ist der Wenden Mißtrauen erweckt, daß nicht freundliche Absicht sie nach Soltwedel gerufen. Geht doch, sorgt lieber dafür, Ihr verwetterter Tausendsasa, das uns von

anderer Seite Kurzweil komme, als von Eurer verwegenen Zunge, mit welcher Ihr dreinstecht, wie mit dem Speere. Laßt nur den Mann mit der Cymbel kommen und dem Tubus und den Becken, und wacker in die Posaune blasen, und dann führt uns den Narren her, der uns mit allerlei Hokus ergötzen wird. Derweil trinken die wilden Wenden sich toll und voll, und wenn sie recht in der Luft sind, und sie sich wie die Säue auf dem Boden zu wälzen beginnen, dann ist es Zeit, dem Gaudium ein Ende zu machen, und die Schlächterei mit ihnen zu beginnen, wie sie es mit uns armen Christenmenschen machen. Nicht wahr, mein lieber Sohn, Ihr wollt Euch dessen erinnern und meinen gutgemeinten, fürsichtigen Worten Gehör geben?"

„Ja, ja," versetzte Kuno, „es läßt sich allerdings fein predigen mit dem Käppchen auf dem Kopfe, aber einem Kriegsmann wird es sauer, so nach dem Tempo dreinzuschlagen und nicht loszublitzen, je eher je lieber. Nun, meinetwegen könnte die Geschichte gleich vor sich gehen; ist mir just Recht, wenn sie sich zur Wehre setzen. Heißa! da wird's ehrlichen Schweiß kosten, aber es wird doch ein ordentlich Stück Arbeit gethan!"

„Seid Ihr denn mit einem Male toll?" rief der Priester entsetzt. „Glaubt Ihr denn nicht, daß es noch sehr die Frage ist, auf wessen Seite sich das Zünglein der Glückswage neigen würde, falls es zum ernstlichen Widerstande von ihrer Seite käme? Mann gegen Mann da oben, das bedenkt. Wenn Ihr es auch mit ihrer zwei aufnehmen würdet, so ist doch mancher unter uns, der mit einem halben nicht fertig werden möchte, und da sollte es Euch doch schwer werden, die andere Hälfte noch mit auf Euer Theil zu nehmen. Auf Hülfe könnt Ihr aber nicht rechnen, denn die Leute unten haben ge-

mag mit dem Gefolge zu thun. Also setzt Euch keinen Span in den Kopf, oder zieht den heraus, der schon darin steckt und zügelt Euren Muth, bis es Zeit ist und der Tanz beginnt. Dann könnt Ihr Sprünge machen, so hoch Ihr wollt."

„Ja," sagte Kuno, ein wenig nachdenklich geworden, „das ist nach Eurer Art ganz Recht, aber weiß Gott, die Zeit wird mir lange, als hörte ich — Gott verzeih' mir meine Sünde — die Messe am Ostermorgen. Na, ich werde mich schon hüten und mich nach der Musik und den Saufereien umthun. Die können uns allerdings ein wenig die Zeit vertreiben."

Mit diesen Worten stürmte Kuno davon und holte die Musikanten, deren viele gegenwärtig waren. Denn die Wenden selbst hatten einige Cymbelspieler unter ihrem Gefolge, weil sie diese Musik vorzüglich liebten, und auch die Deutschen sie gern hörten. Auch Sänger fehlten nicht, denn die Wenden hatten sich einen Weidelotten, einen Weisen, mitgebracht, welcher zur Priesterklasse gehörte und unter dem Oberpriester, dem Kriven, stand. Er verstand es, die Gedanken in schönen Bildern auszusprechen und gewissermaßen zu dichten. Denn vom Reim und der Poesie hatten die Wenden keine Kenntniß. Auch der Markgraf hatte für einen Sänger Sorge getragen, welcher aber nicht eine so hohe Würde, wie der wendische Weidelotte hatte, denn er war nur ein sogenannter Saufnarr, welcher bei feierlichen Gelagen den Witzling machte und die Gäste mit allerlei Possen unterhielt, eine Sitte, woraus später das berühmte Institut der Hofnarren entstand, und welche eigentlich schon bei den Römern bekannt war, die auch die Tafelfreuden ohne eigens dazu eingeladene Possenreißer nicht für vollständig erachteten.

Kuno trommelte also diese Leute zusammen und führte sie in den Speisesaal. Das Gesicht der finstergelaunten Wenden erheiterte sich wieder, als sie ihren Weidelotten und ihre Cymbelspieler sahen, sie fühlten sich durch ihre Zulassung zur Tafelbelustigung geschmeichelt, und Kuno, der Worte des Priesters wohl eingedenk, setzte sich wieder zwischen die beiden Wendenfürsten, füllte ihnen die Humpen und seinen eigenen, und leerte ihn mit seinen Nachbarn auf einen Zug.

Nun kam die Gesellschaft, namentlich durch Kuno's Ausgelassenheit, in Schwung; die Cymbeln ertönten, es wurde gesungen, gelärmt, angestoßen und tapfer getrunken, und endlich forderte Gero den Weidelotten auf, etwas von sich hören zu lassen. Dabei reichte er ihm einen vollen Humpen, um seiner Begeisterung die nöthige Unterlage zu geben.

Der feurige Meth wirkte auch vortrefflich auf den Geist des wendischen Weisen; seine Augen begannen zu leuchten, seine Wangen flammten, und mit kräftiger, männlicher Stimme ließ er seinen Gesang hören, welcher aber sehr momentan war, so daß man es mit mehr Recht eine Rede nennen konnte.

Also sang er:

Es waren auf Erden der Völker zwei,
Die Eine Mutter geboren,
Die Eine Brust groß genährt,
Die Ein Vater gelehrt den Speer zu werfen,
Die Keule zu schwingen,
Mit dem Messer darein zu hauen.
Als Slava sie jedoch mächtig machte,
Als sie der Ruhm berauschte,
Entbrannte der Zorn des Pya,
Der seine Zernebog's herbeirief.
Und der böse Schelmengolt, Pya der Teufel sprach:
Groß und mächtig sind die Völker.

Die des Nordens weite Gefilde bewohnen,
Die Eine Mutter geboren,
Die Eine Brust groß genährt,
Die Ein Vater gelehrt den Speer zu werfen,
Die Keule zu schwingen,
Mit dem Messer darein zu hauen;
Ueber die der Geist des Swantewit
Sein heiliges Licht hat ausgegossen,
Welcher die Wenden in die Walhalla aufnimmt,
Wenn sie die Welbog's, die weißen Götter, beschützen.
Ich will sie mit dem Unfrieden auseinander jagen,
Und mit der Mißgunst und dem Neid wieder zusammenführen,
Und sie fremd machen, die früher Eine Mutter genährt,
Die Ein Vater gelehrt den Speer zu werfen,
Die Keule zu schwingen,
Und mit dem Messer darein zu hauen:
Bis sich Eins mit dem Blute des Andern gesättigt,
Und Eins Knecht, das Andere Herrscher ist;
Und ewige Zwietracht die Messer schärft,
Die Pfeile spitzt, die Keule geschwungen hält,
Bis Pya, der Schelmengott, die alten Götter vom Throne gestoßen,
Und ein neuer Gott die Herzen besiegt,
Und sich auf den Thron der weißen Götter setzt,
Den Triglaff stürzt, den Radegast stürzt, den Swantewit stürzt,
Und seine Macht bewährt im Blute, das er fließen macht,
Und in den Kriegen, die er entbrennen läßt,
Und in den Siegen, die er seinen Dienern verleiht.
Ja, die Wenden, so gut und tapfer sie sind,
Ihre Götter sind todt, und Christus ist groß,
Der heilige Christus, der gelebt und gestorben,
Und immer noch lebt, und mächtiger ist als alle Götter,
Die vor uns gewesen sind,
Christus, der Gott unserer Götter!

Als der begeisterte Weibelotte so sang oder sprach, sahen die Christen mit einer großen Zufriedenheit auf ihn, denn sie erkannten, daß er ein wirklicher Christ, ein aufrichtig bekehrter war. Es ist auch möglich, daß die klugen Wenden, welche ihren beabsichtigten Abfall

vom Kaiser und Christenthume geheim halten wollten, sich mit ihrem Weisen zuvor über sein Thema verständigt hatten, um auf keine Weise das Mißtrauen der Deutschen zu erwecken. Dennoch ärgerte sie es heimlich, als sie die Freude auf den Gesichtern ihrer Wirthe sahen, die so recht herzlich über den Sieg triumphirten, den sie der Wende feiern ließ. Doch suchte Gero die Mäßigung noch so viel als möglich zu erhalten. Die Wenden tranken wie toll und suchten ihren Aerger im Meth zu ertränken. Die Deutschen beobachteten noch etwas mehr Mäßigkeit, nur Kuno gab den Heiden nichts nach, und trank wo möglich noch mehr als sie. Seine Stimmung wurde immer gefährlicher, denn er ließ mehr und mehr die Maske fallen, und hinter dem freundlichen Gesicht das blutlechzende Tigergesicht hervorgrinsen.

„Ja," rief er mit stammelnder Zunge, „Euren verfluchten heidnischen Götzen ist schon Recht geschehen von unserm Herrn Christus, und wir wollen Euch schon zeigen, was wir für Kerle sind und was wir für einen Gott haben. Da wird Euch Sehen und Hören vergehen. Wenn ein Christ will, so ist es ihm ein Spaß — — — — —"

Es war ein Glück, daß Gero plötzlich die Cymbeln ertönen ließ, so daß Kuno's Worte ungehört verhallten, und als die Musik wieder schwieg, stand der Saufnarr da und machte die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß er sich produciren wollte.

So etwas war Kuno's Leben und fesselte eine Weile seine Aufmerksamkeit.

Indeß hatte sich der Priester erhoben und war hinausgetreten, nachdem er nach allen vier Weltgegenden hin ein Kreuz gemacht. Dies war das Zeichen, daß der verhängnißvolle Moment nahe war; doch sollte noch

ein Zeichen, das Fallen des Hammers auf die Eisenplatte, diesen selbst andeuten.

So berauscht auch Kuno war, so hatte er doch das Zeichen bemerkt, und er rief dem Saufnarren zu:

„Sei mir mal ein rechter Narr, du Hans von Hans, gieb unsern guten Freunden mal ein Räthsel auf. Wenn's auch ein wenig schwer ist, Hans, wir schlagen gern, und die Wenden da beißen gern, werden's Räthsel schon aufknacken."

„Ein Räthsel!" sagte der Saufnarr mit einem närrischen Gesichte, „hm, dem Wunsche kann Genüge geschehen. Ich habe eins von meiner Großmutter, hört nur:

„Als meine Großmutter mit mir in den Wochen lag — —"

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Worte.

„Du siehst mir auch ganz aus wie deiner Großmutter Sohn!" rief Kuno.

„Nun freilich," versetzte der Narr, „aber ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, sonst vergeßt Ihr den Anfang, ehe Ihr das Ende gehört."

„Dann fange mit dem Ende an, du Narr!" rief Kuno.

„Zu dienen!" rief der Narr, „ganz der vornehmen Gesellschaft zu Gefallen. Wenn mir Jemand sagen könnte, wo ich in der nächsten Stunde sein werde, dann will ich mehr sagen, als ich weiß."

„Ei, du verwetterter Hans!" rief Kuno, übermäßig lachend; „wenn du das den Herren hier sagen könntest, die würden dich gleich zu ihrem Weisen machen."

„Bin nicht lüstern nach Weisheit," rief der Narr, „es hat mancher Weise mehr Speck als Hirn; aber ich sage Euch, als meine Großmutter mit mir in den Wochen

lag, die wußte ganz genau, wo ich in einer Stunde sein würde."

„Na, wo denn?" fragte Kuno.

„Ja, das ist's eben — heißt nur, Herr Hauptmann."

„Aber wen soll ich denn heißen, du Narr?"

„Das Räthsel."

„So sage uns doch erst, wie so du der Sohn deiner Großmutter bist?"

„Ihr fragt auch gar zu viel," versetzte der Narr mit einer ungemein komischen Fratze, die Alles zum Lachen brachte; „wißt Ihr denn nicht, daß ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten verstehen? — Ich sage Euch, daß ich mit meiner Mutter zugleich geboren, und so eigentlich ihr richtiger Bruder bin. Da nun meine Großmutter meiner Mutter Mutter ist, so muß ich auch meiner Großmutter Sohn sein."

„Das ist ganz richtig," rief Kuno lachend, „aber sage mir doch, in welchem Verwandtschaftsgrad stehst du eigentlich mit deinem Vater?"

„Nehmt mir das nicht übel," versetzte der Narr, „die Frage ist ein wenig vorwitzig. Wer sagt denn, daß ich einen Vater haben muß?"

„Du wirst doch wohl kein Bastard sein?" rief Kuno.

„Bastard? Behüte Gott! Ich bin ein ganz richtiges Menschenkind, aber mein Vater ist zwei Jahre vor meiner Geburt gestorben. — Gott hab' ihn selig, es war ein prächtiger Kerl."

„Du siehst ihm wohl sehr ähnlich?" fragte Kuno.

„Wie ein Narr dem andern," versetzte Hans.

„Also war dein Vater auch ein Narr?"

„Er war nicht klüger als Ihr, Herr Kuno."

„Was sagst du Narr?“ rief Kuno, sich wüthend von seinem Sitz erhebend.

„Nicht klüger als Ihr, ganz gewiß!“ versetzte der Narr mit der ruhigsten Miene.

„Du sagst also, daß ich nicht klüger als ein Narr bin?“ rief Kuno, und wollte den Spaßvogel bei den Ohren packen.

„Behüte mich Herr Jesus, ich behaupte im Gegentheil, daß mein Alter nicht klüger als Ihr gewesen sei.“

Kuno machte ein sehr bedenkliches Gesicht und schien die Worte des Narren zu überlegen, ohne aus dem Zirkel recht herauskommen zu können. Der Markgraf, welcher die Zeit zur That für reif hielt, da seine Leute nicht mehr nüchtern, die Wenden aber gänzlich angetrunken waren, erhob sich jetzt und rief mit lauter Stimme:

„Hört! Ich habe auch ein Räthsel — aber es ist nur für unsere Gäste bestimmt; wollt Ihr rathen?“

„Unser Weidelotte mag sich damit beschäftigen und es rathen,“ rief der angesehenste der Fürsten, welcher neben dem Markgrafen saß. „wir aber werden hören.“

„Da wollen wir aber erst noch einen guten Humpen leeren,“ rief Kuno; „faßt an, Ihr wendischen Heidenkinder, Ihr Zernebocgssöhne —“

„Wollt Ihr uns beschimpfen?“ riefen mehrere Wenden zugleich und erhoben sich von ihren Sitzen.

„Ihr seht ja, daß er total berauscht ist,“ rief der Markgraf. „Aber trinkt, meine Freunde, und dann hört. Ich trink' Euch zu: auf glückliche Vollendung dieses Tages!“

„Und aller Tage!“ riefen die Wenden.

„Bis zum letzten Tage!“ rief ein christlicher Ritter.

Die Wenden leerten die gefüllten Humpen mit einem

Zuge bis an den Rand. Die Wirkung war überraschend. War es, daß der eine Zug viel zu sehr über das Maaß hinaus ging, war es, daß die letzte Methschaale einen stark berauschenden Beisatz hatte, der nur den Humpen der Wenden beigefügt worden, genug, sie fielen bald auf ihre Sessel zurück, ihre Augen verdrehten sich, und sie begannen allerlei tolles Zeug zu machen.

In diesem Moment verließ Kuno, dem der Markgraf einen bedeutsamen Wink gegeben hatte, seinen Sitz, und eilte aus dem Saale hinaus. Sobald er draußen war, drang ein gar gewaltiger Lärm zu seinen Ohren, und der Burgpriester kam eilig die Treppe hinauf. „Beim Beelzebub!" rief er, „was ist denn das für ein Höllenspektakel?"

„Um Gotteswillen, wie weit seid Ihr?" fragte der Priester.

„Wie weit? Der Tanz wird gleich losgehen."

„So eilt! eilt! eilt!" rief der Priester, „sonst geschieht ein Unglück, wenn es nicht schon geschehen ist."

„Aber was habt Ihr denn?" fragte Kuno.

„Ist denn von dem wüthigen Geschrei nichts zu Euren Ohren gekommen?" fragte der Priester.

„Oho!" rief Kuno, „giebt es nicht genug Geschrei bei uns da drinnen, daß wir noch ein Stückchen Ohr für andere Kehlen übrig haben sollten? Aber so sagt endlich, was es giebt."

„Sie haben da unten zu viel gesoffen, und in ihrer Tollheit durchstöbern sie nun den Thurm, und da fürchte ich, daß sie sich's leicht beikommen lassen könnten, die Thüren der Gefängnisse zu erbrechen. Ihr wißt, wen sie bergen."

„Da soll ja der heilige — —"

„Hört! hört Ihr?" fragte der Priester aufhorchend.

„das ist ein Getöse, als fielen schwere Schläge gegen eine Thür.“

„Ja, ich höre. Sind es Wenden oder von unsern Leuten?“

„Nun, wer denn anders, als die letzteren. Sie sagten, des Markgrafen Sohn Otto müsse durchaus in dem Neste stecken; ich kam gerade darauf zu, als sie darüber raisonnirten, und brachte sie davon ab, aber sie haben sich zu voll gesoffen, und jetzt wird's schlimm werden, wenn wir nicht gleich zum Ziele kommen.“

„Die Hundsvötter!“ rief Kuno zornig, „wartet nur, ich werde sie lehren Hokos Pokos machen!“

„Wohin wollt Ihr?“ rief der Priester, den davonstürmenden Kuno festhaltend.

„Ich werde das tolle Volk durchfuchteln, daß es sein Vaterunser vergessen soll!“ erwiderte Kuno.

„Nein, nein, bleibt hier; laßt uns drinnen die Sache zu Ende bringen, denn mit dem Volke werdet Ihr schlecht auskommen. Schickt mir sofort den Herrn Gero heraus, und alles Uebrige überlaßt mir.“

„Ihr habt Recht,“ rief Kuno, dessen Augen wild funkelten, „die Geschichte dauert mir so schon zu lange. Ich sollte zwanzig Leute vor die Thür des Saals stellen, aber ich sage Euch, es wird uns Keiner von den Heiden entwischen, und wir brauchen draußen Niemanden, der sie auffängt. Na, macht was Ihr wollt, und laßt mich ebenfalls machen, was ich will.“

„Gottes Segen über Euch, mein Sohn!“ rief der Burgpriester.

Als Kuno in den Saal trat, sah es daselbst sehr bunt aus. Die Wenden waren zumeist dem Meth schon überwunden. Einige schliefen und schnarchten wie ein homerischer Held, Andere lagen trunken in ihren Sesseln,

der wendiſche Weiſe und der deutſche Narr tanzten zuſammen und ſchloſſen die innigſte Brüderſchaft; dagegen waren andere der Fürſten noch ziemlich nüchtern, am nüchternſten Kuno's Nachbaren.

Dieſer berichtete dem Markgrafen, daß der Prieſter draußen ſeiner warte, und als Erſterer kaum den Saal verlaſſen hatte, trat Kuno an ſeinen Sitz heran und rief, den Humpen erhebend, mit brüllender Stimme:

„Dieſen Humpen noch trinke ich meinen guten Freunden zu, und Alle, welche ſich dazu zählen, fordere ich auf, mir Beſcheid zu thun!“

Es erhoben ſich alle Leute aus dem Anhange des Markgrafen und auch einige Wenden, aber ſeine beiden Nachbaren blieben ſitzen.

„Warum weigert Ihr mir den Beſcheid?“ ſchnaubte Kuno; „iſt Euch Euer Heidengott lieber, als ein ehrlicher Chriſtenmenſch? Nun, ich ſage Euch, das hier iſt Meth wie Blut, und ſauft Ihr meinen Meth nicht, ſo thut Euch mein gutes Schwert Beſcheid!“

Mit dieſen Worten ſchleuderte Kuno den ſchweren Humpen mit aller Gewalt über den Tiſch nach der Thür hin. „Auf, auf, meine Freunde!“ rief er. „Tod den Verräthern, welche unſern Herrgott verachten, unſern Tribut nicht zahlen und unſere Herrſchaft nicht anerkennen. Blut! Blut! wer ein guter Chriſt iſt, thue wie ich!“

Und mit dieſen Worten ſtieß Kuno dem Wendenfürſten, welcher noch kaum recht begriff, ob Kuno im Rauſche oder im Ernſte ſprach, ſein Schwert tief in die Bruſt. Lautlos fiel er auf den Boden. Ein entſetzlicher Tumult erhob ſich, die Wenden griffen nach ihren Meſſern, um den Tod ihres Genoſſen zu rächen; daß es auf ſie Alle abgeſehen war, das fiel ihnen nicht ein, ſo un-

erhörten Frevel konnten sie von den Deutschen nicht glauben. Aber diese hatten schon längst die Schwerter gezückt und fielen über die Unglücklichen her, ehe diese an ihre Vertheidigung denken konnten. —

Es war eine fürchterliche Verwandlung, welche so plötzlich in dem Freudensaale vorging. Dem Taumel der Lust folgte ein blutiger Kampf, oder vielmehr ein blutiges Würgen. Die meisten der Wenden lagen geschlachtet auf der Erde, oder erfüllten sterbend den Saal mit ihrem Todesgeröchel. Noch andere wehrten sich wie Verzweifelte gegen die Uebermacht, und es wurden von ihren Streichen mehrere Deutsche tödtlich getroffen. — Aber wie theuer auch Einige ihren Tod erkauften, sie wurden überwältigt, und schon lag die ganze Schaar bis auf einen Einzigen zu Boden gestreckt, ihn mit ihrem Blute färbend.

Als Kuno sah, daß der letzte der Wenden, den Rücken an die Fensterbrüstung gelehnt, trotz seiner vielen Wunden noch immer tapfer focht, da beschlich ihn eine Art Großmuth, und er rief den Seinen zu:

„Macht Platz, Freunde, warum wollen wir Alle mit dem Einen kämpfen? Es ist der Letzte von den Hunden; ich habe das Stück angefangen, laßt es mich auch enden. Platz da, Platz da, liebe Freunde!"

Mit diesen Worten drängte sich Kuno an den Wenden heran, seine Freunde machten ihm Platz und traten zurück. Das meuchelmörderische Blutbad sollte wenigstens mit einem ehrlichen Zweikampf enden.

Als der Wende dem wilden Kuno allein gegenüberstand, da funkelten seine Augen wie die eines Ebers, seine riesige Gestalt schien noch größer zu werden, ein fürchterlicher Ingrimm belebte seine Züge, aber er kämpfte nicht. Er zog das Messer zurück und rief seinem Gegner zu:

„Ich verachte dich, elender Bube, ich verachte dich und dein ganzes Geschlecht aus tiefster Seele; ich verachte deinen Gott, der so schlechte, nichtswürdige Menschen macht. Ich weiß es wohl, Ihr Schelme, die Ihr die heiligsten Rechte mit Füßen tretet, daß ich aus dieser Mäusefalle nicht lebendig herauskommen werde; aber ich will mein gutes Messer mit deinem Hundeblute nicht beflecken. Fluch über Euch heimtückische Verräther!" Mit diesen Worten stieß sich der heroische Wende das Messer bis an das Heft in die Brust, und lautlos sank er nieder.

9.

Todesstille herrschte in der Nacht nach dem entsetzlichen Blutbade in der markgräflichen Burg. Die Gemordeten schliefen den ewigen Schlaf, und lagen nebeneinander in dem Burgsaal; aber auch die Mörder schliefen, zwar nicht zum Nimmererwachen, doch berauscht von Meth und Blut, ermattet von den Anstrengungen des Festes und der Aufregung des Kampfes. Nur Einer der bei dem Blutbade Betheiligten, der Hauptanstifter der That, der Markgraf Gero, konnte keine Ruhe finden, und ging mit finsteren Gedanken in seinem Zimmer auf und nieder. Er überlegte erst jetzt die Folgen, welche die Freveltat herbeiführen würde, und was dagegen zu thun sei. Zwar Keiner der Wenden, welche zum Gastmahl gekommen, hatte lebendig die Burg verlassen, selbst das Gefolge hatte Gero seinen berauschten Leuten preisgegeben, um sie von der Befreiung seines Sohnes und des Alten abzuwenden, und ihnen anderweitige Beschäftigung zu geben. So war zu gleicher Zeit unten und oben das Blutbad vor sich gegangen, auch der wendische Weise war nicht verschont geblieben, und es war Nie-

mand entronnen, die entsetzliche Kunde heim zu tragen, und die Wenden zur Rache anzurufen. Aber solche That konnte unmöglich geheim bleiben, und es war leicht einzusehen, welche gewaltige Aufregung die Kunde von der Ermordung ihrer Fürsten bei den Wenden hervorrufen würde.

Diese Gedanken, und wohl auch das Bewußtsein einer That, welche, nachdem sie geschehen, das Herz und das Gewissen erzittern machte, ließen Gero nicht schlafen. Es wurde ihm so bange, so einsam, so unheimlich in seinem Schlafgemache, und er sehnte sich nach Gesellschaft. Er ließ den Priester rufen, aber was half es ihm, daß aus dessen Munde Honigworte flossen, da doch der Stachel des Verbrechens in seinem Herzen saß, den der priesterliche Segen nicht beseitigen konnte. In dieser Stimmung verließ Gero endlich das Gemach und durchstrich von innerer Unruhe, die den Schweiß auf sein Antlitz trieb, gefoltert, die todesstille Burg.

Er vermeidete den großen Saal, in welchem die Todten lagen, zu berühren; er stieg Trepp' auf, Trepp' nieder, das Licht in der Hand, welches eine unheimliche Helle verbreitete. Plötzlich blieb er stehen, er glaubte ein Geräusch zu vernehmen. Er hatte sich auch nicht geirrt, es näherten sich ihm leise Tritte. Der Markgraf zog sich in einen Winkel zurück, da der Herannahende eine Laterne zu haben schien; die Schritte kamen näher, und mit Entsetzen erkannte er den Alten vom Ufer.

Eine Bewegung, welche er in der Ueberraschung gemacht hatte, verrieth dem Alten Gero's Versteck; ohne Verlegenheit trat er zu dem Markgrafen heran, welcher ein Gespenst vor sich zu sehen glaubte. Der Alte sah in der That mehr einem Todten, als einem Lebendigen

Otto und Adalbert.

gleich. Er blickte, ohne im Geringſten überraſcht zu ſein, den Markgrafen mit ernſtem, ſtrafendem Blick an, und mit einer Stimme, die dieſem durch Mark und Bein ging, ſagte er:

„Du ſchläfſt nicht, ich konnte es mir denken. Es müßte kein Gott, die Tugend müßte Wahnſinn, das Verbrechen Edelthat ſein, wenn es nicht ſtets den unſichtbaren Rächer und Richter fände. Nein, du kannſt nicht ſchlafen, denn die Würmer, welche die Leichen der Gemordeten zernagen, nagen zugleich mit an deinem Herzen. O, hundertmal glücklicher ſind ſie, als du; ſie

ſterben in Unſchuld und Vertrauen, du aber wirſt leben in Verzweiflung."

Der Markgraf Gero ſtand noch immer erſtarrt vor dem Alten da, er war keiner Bewegung mächtig. Der Alte aber ſchritt langſam weiter, die Treppe hinab. Als Gero endlich zur Beſinnung kam und den Alten wieder zu erreichen ſuchte, war er nirgends zu finden. Endlich glaubte er in dem großen Saale ein Licht ſchimmern zu ſehen; die Thüre war nur angelegt, er trat heran und öffnete ſie ein wenig — aber raſch ſchlug er ſie wieder zu, und entſetzenbleich floh er dieſen wunderbaren Anblick.

Die Todten waren auferſtanden, zwei Wenden gingen im Saale herum, über ihren Schultern hing der Wolfs- und Bärenpelz. Mit fürchterlichen Mienen wandten ſie ſich der Thüre zu, als ſie dieſelbe knarren hörten, und ſchwangen ihre Keulen, und ein dreifaches Wehe tönte dem fliehenden Markgrafen nach.

Die auferſtandenen Wenden, welche den Markgrafen in die Flucht trieben, waren Otto und der Alte vom Ufer. Ihre Befreiung war ohne Schwierigkeit und ohne irgend ein Wunder in's Werk geſetzt worden. Als Gero nämlich kurz vor der Niedermetzelung der Wendenfürſten vom Prieſter gerufen wurde, waren die angetrunkenen Kriegsleute nahe daran, den Alten zu befreien. Die Riegel ſeines Kerkers waren zurückgeſchoben, ſeine Feſſeln ihm abgenommen. Gero brachte mit Noth die Leute von dieſem Unternehmen ab und ordnete die Ermordung des Gefolges der Wenden an. Den Alten ließ er in ſeinem Kerker zurück, vergaß es aber, oder hielt es nicht mehr für nöthig, den Kerker wieder zu ſchließen. Der Alte ſtürzte nun in den Speiſeſaal, um wo möglich die Wenden noch zu retten, aber es war zu ſpät, und ſo hielt er es für das Beſte, in ſeinen Kerker freiwillig

zurückzukehren und die Nacht abzuwarten. Als diese herangebrochen war und Alles im tiefsten Schlafe lag, verließ er seinen Kerker wieder und eilte, den unglücklichen Otto zu befreien. Es war ihm ein Leichtes, die schweren Riegel zurückzuschieben, und er theilte dem Jünglinge nun mit, was geschehen war.

Es war nicht Zeit, über das, was man thun wollte, sich lange zu berathen. Die Burg, den Ort zu verlassen, und in die Welt zu gehen, das war der einzige Entschluß, den sie fassen konnten. Doch wollten sie nicht ohne Waffen die Burg verlassen, und um die Wächter, die sie hindern konnten, durch ihre Erscheinung zu schrecken, beschlossen sie, sich in die Kleidung zweier der ermordeten Wenden zu werfen. Als dies geschehen war, als sie den Markgrafen entsetzt fliehen sahen, machten sie sich auf, die Burg zu verlassen. Der Alte vom Ufer hatte nicht bemerkt, wie Otto bei der Erscheinung seines Vaters erschüttert wurde, wie sein kindliches Herz erbebte, als er seinen Vater so unstät sah, gemartert von der Angst seines bösen Gewissens! Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er die Hand des Greises und führte ihn unangefochten aus der Burg, denn in dieser tollen Nacht war alle Ordnung und Regel bei Seite gesetzt. Der Wächter lag im tiefsten Schlafe. Keine Vorsichtsmaßregel war getroffen. Als Otto den Alten aus der Burg geführt hatte, sagte er zu ihm mit bewegter Stimme:

„Verzeiht, mein Vater, Ihr seid jetzt in Sicherheit, wollt Ihr nicht ein Viertelstündchen hier auf mich warten?"

„Und wohin willst Du?" fragte der Greis erstaunt.

„Um unsere Flucht zu sichern, halte ich es für gerathen," versetzte Otto, „daß Einer von uns ein Priester

gewand umhängt. Ich will deshalb zurückkehren, mich in das Gemach des Priesters begeben und sein Gewand nehmen. Auch einiger Pferde bedürfen wir, wenn wir nicht in die Hände unserer Verfolger, die bald genug hinter uns sein werden, fallen wollen."

Der Greis wollte auf diesen Plan anfänglich nicht eingehen. Die ungeheure Bewegung Otto's fiel ihm auf, doch glaubte er, sie der Begegnung mit dem Markgrafen zuschreiben zu müssen. Und da der Jüngling auf seinem Willen beharrte, so mußte er sich fügen, obwohl er befürchtete, daß er sich von Neuem der Gefahr der Gefangenschaft aussetzen könnte. Hätte er geahnt, welch' ein Entschluß in dem Herzen des Jünglings keimte, er würde ihn um keinen Preis von sich gelassen haben.

10.

Während diese Scene vorfiel, lag der Burgpriester Adalbert im tiefsten Schlafe. Er hatte sich längst mit seinem Gewissen abgefunden, und auch nicht die geringste Unruhe, die leiseste Reue über seine That störte seinen Schlaf. Mit einem Dankgebete zu dem Gekreuzigten, welcher in Lebensgröße neben seinem Bette stand, hatte er sich zur Ruhe begeben; mit der Bitte, daß der Heiland ihm ferner beistehen möge, die Vertilgung der Heiden zu vollbringen, hatte er seine Augen geschlossen. Welche Reue konnte da noch seinen Schlummer stören? Er schlief wie ein Gesegneter, derweil der Fluch über seinem Haupte schwebte.

Da plötzlich öffnete sich die Thüre seines Schlafgemaches, und ein Jüngling in wendischer Tracht, eine der Gestalten, welche den Markgrafen so eben zur Flucht

getrieben, trat an das Bett des Schlafenden. Eine Weile blieb er, wie in Gedanken versunken, vor ihm stehen, dann murmelte er: „Er schläft, der Elende, er vermag zu schlummern, und seine Hände sind blutbefleckt!“ —

Mit diesen Worten packte er den Priester bei den Haaren, welcher erwachte, und im ersten Augenblick entsetzt in die Höhe flog. Als er denjenigen erkannte, welcher, wie ein Dämon, die furchtbare Keule über ihn geschwungen, vor ihm stand, da faßte er sich, und mit ruhiger Stimme sagte er:

„Otto, mein Sohn, was soll das bedeuten? Wie kommst du hierher?“

„Nenne mich nicht deinen Sohn, verruchter Mordanstifter,“ rief der Jüngling entrüstet. „Bereite dich zum Tode, denn dein letzter Augenblick ist gekommen.“

„Du willst mich morden?“ fragte Adalbert, „du willst Hand legen an einen Priester des Herrn?“

„Meuchelmörder,“ rief der Jüngling, „bete, wenn du es kannst, bete, daß Gott sich deiner erbarme, aber bei dem Allmächtigen, meine Hand wendest du nicht von dir ab; bete!“

„Ich werde beten,“ sagte der Priester, sich in sein Bettuch hüllend und vor dem Kreuze niederkniend, „ich werde beten für dich, verblendeter Knabe, denn deine Seele ist in Teufelshand. Ach, könnte ich sie retten, könnte ich dich gewinnen für das große Werk der Heidenbekehrung, ich stürbe froh und beseligt. Gott sei dir gnädig, mein Sohn!“

Und mit diesen Worten faltete der Priester seine Hände, als wären sie rein von Blut und jeder Missethat, wie die Hände eines Engels, und so inbrünstig betete er für den Jüngling, daß dieser stumm und regungslos dastand, nicht wissend, ob er dem Zorn oder der Bewunderung die Oberhand lassen solle.

Und als der Priester sein Gebet vollendet, wandte er sich mit ruhigem Antlitz dem Jünglinge zu, und sagte mit bewegter, aber furchtloser Stimme:

„Jetzt tödte mich, mein Sohn, und sieh, wie du vor Gott diesen Mord verantworten kannst."

Diese Ruhe, diese Todesverachtung entwaffnete den Jüngling, welcher nicht zum Mörder geschaffen war, vollends. Er sah sich im Zimmer um, und da er das Schwert des Priesters bemerkte, welcher nach damaliger Sitte Kriegsmann und Priester zugleich war, so warf er ihm die Waffe vor die Füße und rief ihm zu:

„Ich will dich nicht wehrlos zu Boden schlagen, nehme dein Schwert und kämpfe mit mir. Der Herr wird entscheiden, wer das Recht und wer die Unthat hat."

„Ich werde nicht mit dir kämpfen, Knabe," sagte Adalbert, und ließ das Schwert unberührt. „Kennst du noch nicht die Kraft meiner Arme? Ich will nicht mit dir kämpfen, weil ich dich nicht tödten will."

„Du oder ich," rief der Jüngling, dessen Zorn wieder aufloderte, „nimm das Schwert, Elender!" —

Und zur That entschlossen, drang er mit der Keule auf den Priester ein, und packte ihn mit kräftiger Faust bei den Haaren. Der Priester sah wohl ein, daß das Wort auf Otto nichts mehr vermögen würde. Er griff zornig nach dem Schwerte, und alsobald ließ ihn Otto los, und erwartete, daß er sich erheben und gegen ihn zur Wehre setzen sollte.

Als Adalbert das Schwert in seiner kampfgeübten, kräftigen Faust fühlte, da trat an Stelle der Salbung und klug berechneten Ergebung des Priesters der Zorn und der Uibermuth des sich seiner Kraft bewußten Kriegsmanns. Mit funkelnden Augen maß er eine Weile den Jüngling, dann rief er: „Hüte dich, Knabe, daß ich dich nicht zu

grausam züchtige, denn wahrlich, du verdienst kein Mitleid und kein Erbarmen."

Und heftig drang er auf den Jüngling ein, der, so schnellen Angriff kaum vermuthend, fast noch vertheidigungslos dastand. Schon hatte er einige Wunden empfangen, Schwert und Keule kreuzten sich mit Blitzesschnelle; aber nur kurz währte der Kampf, es war um den Priester geschehen. Mit fürchterlicher Wucht traf ihn die Keule an die Schläfe. Lautlos sank er nieder, nicht Fluch, nicht Segen vermochten die zum Tode geschlossenen Lippen mehr auszusprechen.

„Gott hat gerichtet!" rief Otto, und das Priestergewand des Getödteten ergreifend, verließ er eilig das Gemach und die Burg, zog zwei Pferde aus dem Stalle seines Vaters, und erreichte glücklich den seiner harrenden Greis.

Dieser war hoch erfreut, als er den Jüngling wieder sah; er fürchtete schon, daß ihm ein Unglück begegnet sein könnte. „Gott sei gelobt," rief er, „daß du endlich wieder bei mir bist. Schon begrüßt uns das Morgenroth. Es ist Zeit, daß wir in Sicherheit kommen."

„Und wohin?" fragte Otto mit dumpfer Stimme, als fürchte er die Antwort des Greises.

„Zum Kaiser! mein Sohn."

„Zum Kaiser?" wiederholte Otto, und während er die Pferde in Ordnung brachte, und der Greis das Priestergewand überzog, sagte er mit leiser Stimme, als fürchte er verrätherische Ohren: „Und Mirrel, mein Vater?"

„Mein Sohn," versetzte der Greis, „vertraue auf Gott, sie wird dir unverloren sein; doch gehen wir, wohin die Pflicht uns ruft."

Der Greis wollte nun sein Pferd besteigen, wozu ihm Otto behülflich war; jetzt aber erst bemerkte er, daß der Jüngling blutete, und daß auch das Gewand, welches er

übergeworfen hatte, mit Blut befleckt war, und entsetzt rief er aus:

„Was ist geschehen? Ich sehe Blut an deinen Händen, an deinen Kleidern — mein Sohn, was ist geschehen?“

„Ja, Blut,“ versetzte Otto mit gedämpfter Stimme, „ich habe getödtet.“

„Wen?“ rief der Greis erbleichend.

„Zürnt mir nicht, mein Vater,“ versetzte der Jüngling, „ich habe nicht gemordet, ich habe ihn in offenem Kampfe getödtet.“

„Wen? Wen?“

„Den Anstifter des Meuchelmordes, Adalbert.“

Eine stumme Pause trat jetzt einige Sekunden lang ein.

„Verzeihe dir Gott, mein Sohn,“ rief dann der ehrwürdige Greis; „ich will nicht mit dir rechten. Möge dich der Himmel schützen vor den Rächern deiner That.“

Mit diesen Worten trieb er sein Pferd an, Otto folgte ihm, und im scharfen Galopp enteilten sie dem Orte, wo ein böser Dämon zu walten schien.

Mögen wir sie in bessern Zeiten wiedersehen.

III.

Der Kiandzi zu Havelberg.

941 n. Chr. Geb.

1.

Der Frühling brach heran. Die milde Gottesſonne, welche der Natur neues Leben einhaucht, beleuchtete die Grabeshügel der Todtenſtätte zu Havelberg, wo die Aſche der verſtorbenen Wenden lag. Da waren verſammelt alt und jung, Mann und Weib, um ein Feſt zu feiern, das, obgleich heidniſch, von tiefer, ſinniger Bedeutung war. Es war das Feſt der Todten, der Erinnerungstag an die Verſtorbenen, welchen die Wenden als einen ihrer größten, heiligſten Feſte, alljährlich im Anfange des Frühlings feierten.

Neben dem Todtenacker befand ſich ein Hain, in welchem das Bildniß ihres Gottes des Todes, Flins, ſtand. Es ſtellte ein Knochengerippe dar, auf deſſen Schultern

ein Löwe mit aufgesperrtem Rachen ruhte. Ein für den damaligen Kulturzustand gewiß sehr sinniges Bild. Denn wenn auch das Todte machtlos, ein Raub der Verwesung, ein Nichts ist — der Tod selbst ist der mächtigste Herrscher der Erde, welcher alles Leben mit seiner gewaltigen Faust umspannt, welcher die Welt zu den Füßen Gottes legt, daß er von Neuem das Leben schaffe.

Um diesen Götzen Flins hatten sich die Wenden gelagert, beteten und plauderten, gedachten der Dahingeschiedenen, und erinnerten und freuten sich des Glückes dessen ihre liebe Todten in Walhalla theilhaftig waren denn auch nach dem Begriffe dieser Heiden gab es keinen Tod ohne Auferstehung, kein Diesseits ohne Jenseits, keine Erde ohne Himmel, keine Vergänglichkeit ohne Ewigkeit.

Aber noch hatte das Fest seinen eigentlichen Anfang nicht genommen. Jeder sprach in seiner Weise seine Idee aus, überließ sich seinen Erinnerungen, feierte die Weihe seiner Seele für den Tod, bis plötzlich ein regeres Leben die Scene gänzlich veränderte. Eine große Masse Volkes betrat den Todtenacker, und von seinen Weidelotten und Pupen umgeben, erschien der Hohepriester der Wenden, der heilige, mächtige Kiandzi.

Es war eine alte, ehrwürdige Gestalt. Der silberweiße Bart fiel ihm bis zum Gürtel herab, das Haupt war gebeugt von der Bürde des Alters, aber mit tiefem Ernst blickte das erfahrungsreiche Auge des Greises zu der Menge auf, welche ihn ehrfurchtsvoll und liebevoll umgab.

Plötzlich aber wandten sich Aller Blicke von dem Kiandzi ab, und einer andern Gestalt zu. Es war ein gefesselter Wende, welcher niedergeschlagenen, traurigen Blickes zwischen zwei Pupen stand. Er war völlig nackend

das Haar war ihm geschoren, die Hände auf den Rücken gebunden.

„Das ist das Opfer!“ hörte man Viele aus dem Volke brummen.

„Ja, aber warum ist es kein Christ? Konnte man keinen Christen finden?“

„Sind die Christen nicht unsere Herren?“ rief da ein riesiger Wende, welcher aber noch sehr jung an Jahren war; „verbieten sie uns jetzt nicht, unsern Göttern zu dienen und zu opfern? Fordern sie von uns nicht schmachvollen Tribut, und schicken uns ihre Priester, uns ihren Jesus aufzuzwingen?“

Der Kiandzi mochte wohl diese sehr laut und bitter ausgesprochenen Worte gehört haben, er winkte den jungen Wenden zu sich und sagte ihm:

„Du hast Recht, mein Sohn, du hast Recht; an deinen Worten erkenne ich den wackern Rakko aus dem königlichen Stamme der Wilzen, aber beruhige dich, mein Sohn; dieser da, welchen wir zum Opfer auserkoren, ist ein Getaufter, ein Abtrünniger von der Religion seiner Väter, der unser Volk bereden und verführen wollte, es ihm gleich zu thun, und den Altar unserer Götter umzustürzen.“

Nachdem der Kiandzi diese Worte gesprochen hatte, trat er zum Götzen Flins hin, und verrichtete ein lautes Gebet, und als er dieses geendet hatte, gab er einen Wink. Die zwei Pupen führten den gefesselten Wenden herbei und warfen ihn auf einen kolossalen Opferstein, der neben dem Götzen lag.

Der Unglückliche blickte flehentlich zu dem Kiandzi auf, und rief mit zitternder Stimme:

„Sie haben mich verführt die Christenpriester; ich wußte nicht, was ich that; seht, ich bin noch in der Kraft

meines jungen Lebens, opfert mich nicht dem Flins, und ich gelobe Euch, beim nächſten Kriege zwanzig Chriſten für meinen Leib unſern Göttern zu opfern."

Dieſen flehentlich ausgeſprochenen Worten folgte ein lautes Gemurre der Wenden.

„Schweig, Abtrünniger!" rief Nakko mit finſterem Blick, „wären ſie Alle wie du, was ſollte aus unſeren Göttern, unſerer Freiheit werden? — Du haſt den Tod verdient, Schande für uns wäre das Mitleid, das dich dem Leben erhielte."

„Erbarmen! Erbarmen!" rief der Unglückliche, als ſich jetzt der Kiandzi ihm näherte.

„Er hat keinen Todesmuth, der Elende!" riefen einige Stimmen, „er verſteht den Verrath und den Abfall, aber weiß nicht wie ein Mann zu ſterben."

„Nein, er hat keinen Muth!"

„Woher ſollte ihm auch der Muth kommen?" fragte der Kiandzi. „Sind ihm nicht Walhalla's Thore geſchloſſen, und gehört ſeine Seele nicht dem Gotte der Finſterniß, dem ſchwarzen Pya?"

Mit dieſen Worten gab er dem Pupen, der ihm zunächſt ſtand, ein Zeichen; dieſer trat dicht an den Stein heran, auf welchem das Opfer lag, und zog unter ſeinem Gewande ein langes, blitzendes Schlachtmeſſer hervor.

„Erbarmen! Erbarmen!" flehte der Unglückliche noch einmal, als er das Todesmeſſer blitzen ſah, aber ſeine Stimme wurde von den lauten Rufen übertönt, die die betenden Pupen und die ſingenden Weidelotten verurſachten. Der Kiandzi ſprach nun laut den Segen, und die Wenden murmelten ihn nach; ein gellender Todesſchrei unterbrach plötzlich das Gemurmel, das Meſſer

war dem Opfer tief in's Herz gedrungen — es hatte verendet.

Nun trat ein anderer Pupe hinzu, fing den rieselnden Blutstrom in einer Urne auf und reichte diese dem Kiandzi, welcher unter lautem Gebet davon vor dem Götzen ausgoß; dann schritt er mit der Urne von Todten- zu Todtenhügel, und goß auch auf diese einige Blutstropfen. Die anwesenden Wenden begleiteten ihn auf diesen Umgang, der, so gräßlich diese Ceremonie auch war, für das Volk etwas tief Ergreifendes haben mußte, denn eine feierliche Stille war plötzlich eingetreten, und bei jedem Todtenhügel gingen die Verwandten des unter demselben ruhenden Todten heran und riefen mit lauter Stimme seinen Namen auf.

„Bruder Brabo, sei mir gesegnet in Walhalla!"

„Holde Wlada, ich gedenke mit Freuden des Augenblicks, da mich der mächtige Flins an deine Seite in Walhalla führen wird, wo ich mit dir vereint die himmlischen Freuden genießen werde."

„Wonne sei dir, mein Vater, in Wodans Reich; dein Sohn sucht dir hier nachzustreben in Tugend und Tapferkeit, und du wirst dein Gesicht nicht von ihm abwenden, wenn er sich zu dir gesellen wird, so Flins es befiehlt!"

So lauteten die verschiedenen Ansprachen an die Todten, und als von dem Blute des Geopferten alle Gräber besprengt waren, da umarmten sich alle Anwesenden, Feinde und Freunde, und gaben sich den Kuß der Liebe und Versöhnung, und dann rauschte die Musik, ihre Flöte und Sackpfeife. Dem tiefsten Ernst folgte die größte Heiterkeit und Ausgelassenheit, man sang und tanzte da, wo die Todten schliefen, denn der Todtenhain hatte für diese Heiden, welche sich so sicher in Walhalla wiederzufinden hofften, ja alles Grausen verloren.

Wie herrlich war dieſer Glaube, wäre er nur geläuterter geweſen, hätte er ſich nur nicht beſudelt mit dem Blute eines Mitmenſchen, hätte er ſich nur nicht in ſo traurigen Gegenſätzen bewegt: Glaube — Götze, Religion — Menſchenopfer.

2.

Während das Volk auf dem Todesacker ſich der ausgelaſſenſten Freude hingab, war der Kiandzi wieder an den Opferſtein herangetreten, auf welchem noch der geſchlachtete Wende lag. Er nahm ihm jetzt die Eingeweide aus, wie es die Römer mit den geopferten Thieren machten, um aus ihnen die Zukunft zu deuten. Dieſer Trieb, zu erfahren, was wir nicht wiſſen ſollen, was die Natur in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, iſt allen Völkern in einem um ſo größeren Maaße eigen, je roher und unwiſſender ſie ſind. Aber aus dieſem Drange hat ſich das Wiſſen emporgearbeitet, iſt alle Bildung und Kultur entſprungen. Denn der Klugheit Anfang iſt die Dummheit, des Glaubens Anfang der Aberglaube. Die Menſchheit kann das Höchſte nur auf den Stufengängen der Natur erreichen, welche mit der Materie beginnt und mit dem Geiſte ſchließt.

Als der Kiandzi alſo mit den Eingeweiden des Menſchenopfers beſchäftigt war, trat ein Weidelotte, welcher jetzt zum erſten Male in die Verſammlung trat, zu ihm heran. Sein Antlitz war bleich, wie der Tod, und während er mit dem Kiandzi ſprach, malte ſich auch auf deſſen Antlitz Schrecken und Entſetzen. Sein Silberhaupt ſank auf die Bruſt herab, welcher ſich ſchwere Schmerzensſeufzer entwanden. Das, was er jetzt ver-

nahm, ſchien den Greis gänzlich niederzuſchlagen, und als der Weidelotte ausgeſprochen hatte, ſtand Jener regungslos da, wie die Bildſäule des Götzen Flins, alle ſeine Kräfte ſchienen vollkommen gelähmt.

So blieb der Kiandzi eine gute Weile, während ſich die Pupen um den Weidelotten drängten und von ihm die Veranlaſſung ſo ſchrecklicher Umwandlung erfahren wollten. Der Weidelotte ließ ſich nicht bitten, und die ſchrecklichſten Flüche und Verwünſchungen begleiteten ſeine Erzählung.

Endlich ſchien der alte Kiandzi aus ſeiner Erſtarrung wieder aufzuwachen, aber ſein Auge blickte gläſern, wie das eines Todten, auf die ihn Umſtehenden. Es dauerte mehrere Minuten, bis er ſich völlig gefaßt hatte und ſeiner Gedanken ſich wieder bewußt wurde, aber er ſprach kein Wort, ſondern gab einem der Weidelotten, an deſſen Seite ein Widderhorn hing, ein leiſes Zeichen, und alſobald erdröhnten die wohlbekannten, mächtigen Töne, welche das Volk in die Schlachten rief; die noch auf dem Todtenacker tanzenden Wenden ließen ab von Sang und Spiel und Tanz, und verſammelten ſich um ihren Kiandzi.

Die feierlichſte Stille herrſchte plötzlich in der Verſammlung, denn ſie merkte wohl, daß ihr Prieſter ihr die Zukunft verkünden wollte.

„Söhne unſeres Gottes Wodan," rief jetzt der Kiandzi mit erhobener Stimme, indem er noch einmal alle ſeine Kraft zuſammenraffte, „hört, was uns die Eingeweide des Opfers verkünden!

„Es iſt nichts Gutes, zu welchem ich jetzt meinen Mund öffnen muß, mein altes Herz bricht unter der Trauer, ich bin bekümmert bis in den Tod, und Ihr werdet es mit mir werden.

„Unheil droht uns.

„Der Zorn der Götter liegt schwer auf unserem Haupte.

„Der Gott Flins hatte kein Erbarmen, als schwarze Unthat die Besten unter uns zu Boden schlug.

„Volk der Wilzen, Söhne der Wenden, es ist Entsetzliches geschehen, meine Seele vermag es kaum zu fassen.

„Betet! Betet! Der Tod ist uns nahe.

„Betet! Betet! Betet zum Gott der Rache, daß er seine Blitze schleudere auf die, welche Religion predigen und Meuchelmord ausüben."

Als der Kiandzi diese entsetzlichen Worte, mit bebenden Lippen und am ganzen Leibe zitternd, ausgesprochen hatte, da schien es, als hätte sich wirklich der Tod urplötzlich alles Volkes bemächtigt, so lautlos, so starr, von Schrecken und Entsetzen gefesselt, stand die Menge da. Alle freudige Erregung war auf den bleichen Gesichtern verschwunden. Aller Augen waren auf den Kiandzi gerichtet, der jetzt unbeweglich, einer Bildsäule gleich, das Haupt niedergebeugt, vor dem Götzen Flins stand.

In diesem unglückseligen Momente trat jetzt plötzlich eine neue Erscheinung auf.

Ein Mann in den besten Jahren, von athletischem Körperbau, das Schwert an der Seite und im weiten, flatternden Priestergewande, ein großes, hölzernes Kreuz hoch in der Rechten haltend, schritt muthvoll, mit gemessenem Schritt, mitten durch die erstarrten Wenden, bis vor den Opferstein, auf welchem der blutige Leichnam lag, und rief mit entrüsteter Stimme:

„Fluch Euch, Ihr Heiden! Fluch Euch, Ihr Menschenschlächter! Ist es also, daß Ihr Euer Gelübde, Christus treu zu sein, haltet! Ist das die Ehrfurcht vor

Der Götze Flins.

dem heiligen Kreuze? Iſt das Eure angeborene Treue gegen die Kirche und die Chriſten? Wehe, Wehe Euch, die Ihr das Kreuz verachtet und einen Götzen verehrt, der nicht Fleiſch und Blut, der nicht Leib und Geiſt, deſſen Macht weder von hinnen noch von oben iſt. Wehe Euch, Ihr Götzenknechte. Nieder zur Erde, ſag' ich; nieder; der hier iſt Euer Gott!"

Und mit dieſen Worten zertrümmerte er mit nervigem Arm den Götzen Flins, und blickte voll zürnender Verwegenheit auf die verſammelte Menge, als ſei er unantaſtbar unter dem Schirme des Kreuzes, welches er trug.

Was der Muth vermag, welche Gewalt die Ent-

schlossenheit im Dienste höherer Begeisterung auf die Menschenherzen auszuüben vermag, das zeigte sich jetzt an dem wendischen Volke und dem christlichen Priester. Obwohl sie ihren Götzen zertrümmert sahen, vor dem sie so eben noch voll Gläubigkeit und Inbrünstigkeit gebetet und geopfert, so blickten sie dennoch mehr furcht- als zornerfüllt auf den schlichten Priester und das Kreuz. Schon wähnten sie das Verderben nahe, welches ihnen ihr Götze verkündet, und schon waren sie im Begriff, wie ihnen der Christ befohlen, zur Erde niederzuknieen und das Kreuz zu verehren, als der Donner einer mächtigen, wohlbekannten Stimme an ihr Ohr schlug.

Es war der Jüngling Nakko, der Abkömmling ihres fürstlichen Geschlechtes, der Bruder des stillen, brütenden Stoinef, welcher jetzt hervortrat und zürnend rief:

„Hört mich, Brüder, hört mich! Das Blut Eurer tapfern Ahnen fließt auch in meinen Adern; hört mich, der Euch liebt und führen wird!

„Fürchtet nicht diesen Christen mit dem ohnmächtigen Kreuze; seht, ich werde mein Schwert auf seinen Nacken legen, und, so wahr ich Nakko heiße, er wird auf diesem Opfersteine sterben und zu Ehren unseres Flins verbluten."

Diese entsetzlichen Worte brachten die erstarrten Wenden wieder zur Ermannung; ihr stummes Entsetzen verwandelte sich plötzlich in Wuthgeschrei; Nakko's unselige Worte fanden ihren Wiederklang, und aus tausend Kehlen erscholl der Ruf:

„Wir wollen ihn schlachten, den Götterschänder!"

Der christliche Priester aber zeigte bei diesem verderbendrohenden Rufe der Wenden den beispiellosen Muth eines Missionairs damaliger Zeit. Nicht das leiseste Zittern, nicht die leiseste Furcht bewegte die Muskeln seines

Antlitzes. Das Kreuz in der Linken und in der Rechten das Schwert, so stand er inmitten des brausenden Volkes, ein wahrer Fels der christlichen Kirche. Mit seinem gluthvollen Auge überschaute er festen Blickes die Menge, und mit einer Stimme, welche in die Herzen der Wenden fuhr, rief er:

„Wer ist dieser da, welcher sich erfrecht, Euch zu rathen, das Kreuz noch fernerhin zu schänden? So habt Ihr es vergessen, auf wessen Seite die Macht und der wahre Gott ist? Wo sind Eure Götter, die Euch im Kampfe mit meinem Volke schützen könnten? Wo sind Eure Helden, die Euch zum Siege führten? Seid Ihr nicht im ehrlichen, offenen Kampfe überwunden worden? Habt Ihr uns nicht angelobt, Eure machtlosen Götzen zu beseitigen, und fortan nur zu Christus zu beten? Habt Ihr uns nicht das heilige Versprechen gegeben, keinen Menschen mehr zu schlachten, nie mehr das Ebenbild Gottes zu schänden, nicht zu thun, was selbst das Thier nur im äußersten Falle der Raserei begeht? Wie? Seit wann heißt der Wortbruch Heldenmuth? Seit wann heißt die Hinterlist Tapferkeit? Seit wann heißt Lug und Trug Treue und Gottesdienst? Schämt Euch, die Ihr von Slava, dem Ruhme, herzustammen Euch einbildet, und abfallet von dem Wege des Rechtes; denn Recht ist es, gegebenem Worte nachzukommen, sei es zum Nutzen oder zum Schaden. Und ich sage Euch, das heilige Kreuz unseres großen Gottes Jesu Christi will die Söhne Slava's nicht zu Sklaven machen, sondern zu wirklichen Söhnen des Ruhms, und zu Gesegneten, denen das Himmelreich wird. Ja, sein Reich wird über Euch kommen, und es ist hundertfach prächtiger, als Walhalla, so Ihr zum Kreuze betet. Verharrt nicht in Ver

ſtarkheit, denn gewaltig iſt der Zorn und die Rache unſeres Gottes!"

Und nach dieſen Worten kniete der eifrige, muthvolle Prieſter zur Erde nieder, und viel fehlte nicht, daß ihm die Menge, von dieſem Muthe überwunden, nachgeahmt hätte; aber Nakko näherte ſich in höchſter Entrüſtung dem betenden Prieſter, und ſchon ſtand er im Begriff, ihn niederzuſchlagen, als der Kiandzi abwehrend ſeinen Arm ergriff und ein Zeichen gab, daß er reden wollte.

„Unſer Kiandzi! Unſer Kiandzi!" murmelten die Wenden.

Dieſer trat mit feierlicher Würde vor den chriſtlichen Prieſter hin, welcher ihn mit verächtlichen Blicken maß; aber die Wenden blickten mit Wohlgefallen auf ihren Kiandzi, welcher in dieſem Momente wie ein Verklärter ausſah.

„Ich bin alt und betagt," hub er an; „ich habe mehr denn funfzig Jahre unſerm Gotte gedient, und ich will ſterben nach der Sitte meiner Väter. Mehr als Schwachheit meines Alters übermannt mich die Schmach meines Volkes; Ihr werdet meine Seele aus ihrer irdiſchen Hülle ſcheiden ſehen, noch ehe ſich die Sonne ſenkt. Aber hört mich, meine Kinder, hört Euren Prieſter, der im Begriffe ſteht, Walhalla's Pforten zu betreten. Hört Euren Kiandzi, der Euch zur Rache aufruft, zur Rache für die ſchnöde Miſſethat, die an Euren Fürſten begangen iſt. Habt Ihr wohl gehört, was Euch dieſer Chriſtenprieſter gefragt, woran er Euch gemahnt? Fragte er Euch nicht, ſeit wann Wortbruch Heldenmuth, ſeit wann Hinterliſt Tapferkeit, ſeit wann Lug und Trug Treue und Gottesdienſt heiße? Wohlan, du Prieſter des chriſtlichen Volkes, das ſich mächtig dünkt und ſeinen

Gott über alle Götter ſetzt; ich frage dich ſelbſt, ſeit wann werden Argliſt, Falſchheit und Verrath unter dem Schutze eines guten Gottes verübt? Hört, hört es, meine Kinder, und hebt Eure Hände zum Schwur der entſetzlichſten Rache empor. Eure Fürſten, die der Markgraf Gero zu ſich geladen, werden nimmer zu Euch zurückkehren. Man hat die Argloſen, welche ſich auf den heiligen Schutz der Gaſtfreundſchaft verließen, beim Feſtmahl gemordet. Sie haben gemordet ihre Gäſte, dieſe Chriſten, dieſe Deutſchen; das Blut unſerer Fürſten klebt an ihren Händen, und ſie wollen, daß wir die Götter ſo niederträchtiger Menſchen verehren ſollen!"

Wie ein Meer, das plötzlich ſeine Ufer überbrauſt und alle Deiche niederreißt, ſo brauſte jetzt die Menge auf, als ſie jene erſchütternde Mittheilung vernahm. Jetzt erſt entfärbte ſich das Antlitz des muthigen Chriſtenprieſters, jetzt erſt entſank ihm der Muth, jetzt ſah er den gewiſſen Tod vor Augen, und im Herzen der Unthat fluchend, welche ſo ſchlechte Saat geſäet, umfaßte er inbrünſtig das Kreuz und rief mit bebenden Lippen:

„Dir, Herr Jeſus, befehle ich meine Seele, gebenedeit — — —"

Er ſprach nicht weiter; von hundert ſchweren Marterſchlägen getroffen, ſank er leblos neben dem Kreuze hin, das er im Tode noch mit krampfhafter Hand umfaßte.

3.

Der Tod des chriſtlichen Prieſters vermochte die Wuth der aufgeregten Wenden keineswegs zu ſtillen, und als der Weidelotte, welcher dem Kiandzi die Nachricht hinterbracht hatte, jetzt hervortrat und dem Volke

die näheren Umstände von der Ermordung der dreißig Wendenfürsten erzählte, da steigerte sich ihre Wuth bis zur Raserei. Entsetzliches Rachegeschrei erfüllte die Luft, der Leichnam des Priesters wurde zu Atomen verstümmelt, Jeder suchte einen Fetzen von dem Körper des Unglücklichen zu erhaschen, und unter Thränen des Schmerzes und des Zornes verschlangen sie diese Stückchen.

Nur eine Scene, deren Sinn und Bedeutung die Wenden sehr wohl kannten, vermochte den ungeheuren Tumult ein wenig zu beschwichtigen und die Gedanken der racheschnaubenden Wenden wieder ihrem Kiandzi zuzulenken. Die Popen trugen Zweige und Aeste in großer Anzahl herbei und schichteten sie übereinander auf, und als sie mit dieser Arbeit fertig waren, ertönte abermals das Widderhorn, und seinen schmetternden Tönen folgte ein tiefes Stillschweigen. Alles blickte mit ängstlicher Spannung auf den alten Kiandzi, welcher zu sprechen begann:

„Ich habe ihn erlebt, den Tag der größten Schmach; das Maaß meines Lebens ist voll geworden; ich mag nicht länger leben, da mir die Kraft des niederschmetternden Zornes gebricht. Zum letzten Male seht Ihr mich jetzt mit der heiligen Würde bekleidet; fünfzig Jahre war ich Euer Richter, Priester und Prophet. Ich habe treu den Göttern gedient, aber sie haben mein Volk gezüchtigt, weil es den Tod nicht vorzog dem Abfall, weil es das sündige Versprechen gab, fernerhin dem Kreuze zu dienen. Doch ich will nicht richten, ist doch heute der Tag der Versöhnung unter uns; ich scheide ohne Groll. Aber seid einig, meine Kinder, haltet fest zusammen und überwachet, als mein einziges Erbtheil und meinen Trost in meiner Todesstunde — die Rache!“

„Ja, Rache! Rache!“ riefen die Wenden und schwangen ihre Keulen und Schwerter hoch in die Luft.

„Ihr gelobt es mir, Ihr verſprecht es Eurem ſterbenden Kiandzi," fuhr dieſer fort; „Ihr werdet Eure Götter rächen, Ihr werdet Eure gemordeten Fürſten rächen, Ihr werdet Euren Kiandzi rächen, der mit gebrochenem Herzen dieſes Leben verläßt."

„Wir wollen unſere Götter rächen! Wir wollen unſere Fürſten rächen! Wir wollen unſeren Kiandzi rächen, der mit gebrochenem Herzen dieſes Leben verläßt!" riefen die Wenden.

„Nun, ſo ſeid mir geſegnet; Eure gemordeten Brüder werden aus Walhalla's Fluren auf Euch herniederblicken. Eure Väter, Eure Brüder, Eure Prieſter und ich, Euer letzter Kiandzi bis heute, werden Euch in Walhalla erwarten; ſcheuet nicht den Tod, der Euch in Wodan's Schooß führt. Vertilgt das Kreuz, rottet aus die Chriſten!"

„Wir wollen das Kreuz vertilgen, wir wollen die hinterliſtigen Chriſten ausrotten!" riefen abermals die Wenden.

„Und du, mein Sohn Rakko," fuhr der Kiandzi, zu dieſem gewendet, fort, welcher in dumpfem Brüten daſtand, „gehe zu deinem Vetter, dem Krolen Tugumir. Er iſt Euer König, und Gott hat ihn uns erhalten; bring' ihm meinen letzten Gruß und den Befehl deines ſterbenden Kiandzi. Ich brauche dir, mein Sohn Rakko, nicht zu ſagen, was ich will. Er ſoll das Schwert der Rache zücken, und es nimmer aus der Hand legen, bis die an unſerem Volke verübte Miſſethat vollſtändig geſühnt. Meinen Nachfolger wählt unter den Augen des ganzen Volkes. Die Götter mögen Euch Segen ſpenden; ich werde auch in Walhalla für Euch beten. Lebt wohl! Lebt wohl!"

Während der Kiandzi dieſe Worte ſprach, hatten die Pupen den Scheiterhaufen angezündet; der Kiandzi hüllte ſich in ſein Gewand und ſtürzte ſich in die Flamme

ſtein, und ſeine Stimme ertönte noch einmal aus dem Feuermeer:

„Rache! Rache! Vertilgt das Kreuz!“

Da ſanken die Wenden, von heiligem Schauer durchzuckt, auf die Erde und beteten, aber die Pupen ſammelten ſchnell die Aſche ihres Kiandzi und thaten ſie in eine Urne. So traten ſie an die betenden Wenden heran und reichten ihnen die Urne zum Kuſſe dar.

Und nun erhob ſich Nakko, trat inmitten des Volkes und rief mit donnernder Stimme:

„Auf, meine Brüder, auf, Volk der Wenden, gen Brennabor! Ihr aber, Pupen und Weidelotten, zieht durch das ganze Land und rufet alle Leute auf, ſo wehrbar und mannhaft ſind, daß ſie kommen, Rache zu nehmen für die Todten, Rache für die Lebenden!“

Das war der Aufgang blutiger Saat.

III.

Der Krole Tugumir.

1.

Es war finſtere Nacht, der Wind heulte durch die Wipfel der Bäume, welche ihre langen, ſchlanken Leiber zur Erde beugten, als wollten ſie mit den kleinen Menſchen, welche zu ihren Füßen lagerten, eine Unterhaltung anknüpfen; dieſe aber waren ſo ſchweigſam, ſo ſtille, als übten ſie das Sterben und den Tod ein.

Es waren wohl einige Hunderte vom Kopf bis zu den Zehen ſchwer Bewaffneter, welche in einem Haine lagerten, der einige Meilen von Brennabor entfernt war.

Dieſe Bewaffneten waren chriſtliche Männer, welche unter Anführung des Markgrafen Gero den Wenden entgegen gezogen waren.

Die Wenden führte der König Tugumir in den Streit, und sie hatten schon eine Menge christliche Ortschaften verwüstet, die Einwohner theils erschlagen, theils als Sklaven mit fortgeschleppt, alle bewegliche Habe aber auf Wagen und Pferde geworfen und gleichfalls mit sich fortgeführt.

Als aber Gero sich rüstete und ihnen mit vielen Mannen entgegenzog, glaubten sich die Wenden nicht stark genug und wollten sich nach ihrer festen Stadt Brennabor zurückziehen.

Also hatte es Tugumir angeordnet.

Sein Befehl war jedoch nicht ohne allen Widerspruch ausgeführt worden. Der tapfere Stoinef bestand durchaus darauf, den Heerzug fortzusetzen und dem listigen Markgrafen entgegen zu ziehen; ja, es entspann sich sogar ein Streit zwischen ihm und dem Kreolen, aber dieser beharrte bei seinem Befehle, und Stoinef, voll Unwillen, den Deutschen weichen zu müssen, verließ grollend den König und begab sich zu den Rhedariern.

Die Gründe, welche den Krolen zu diesem Rückzuge bewogen, waren freilich andere, als von der Kriegskunst gebotene, und wäre das edle Herz Stoinef's fähig gewesen, von seinem Vetter so niederträchtige Handlung zu argwöhnen, er hätte ihm sicher das Schwert in's Herz gestoßen und sein Vaterland gerettet.

Unter den Mannen, welche im Haine lagerten, war eine wohlbekannte Gestalt, der wilde, gewaltthätige Kuno.

Wie immer, führte er tolldreist und verwegen die Pläne seines Herrn aus, ohne zu fragen, ob sie aus rechtschaffenem oder bösem Herzen entsprangen.

Der Markgraf Gero selbst war in einem Städtchen, einige Meilen von dem Haine entfernt, mit dem übrigen

Theile des Heeres, welches er führte, zurückgeblieben, um abzuwarten, was Kuno ausrichten würde.

Kuno lagerte bei einem mächtigen Fichtenbaume; er hatte sich ein Zelt aufrichten lassen, unter welchem er so gemächlich schnarchte wie daheim in seinem Bette.

Vor seinem Zelte hielten ein paar riesige Sachsen Wache, welche große Langeweile zu haben schienen, denn sie blickten unausgesetzt nach der Ostgegend hin, um zu erlugen, ob sich nicht der erste Strahl der aufgehenden Sonne durch das Dickicht stehle.

Aber es war noch tief in der Nacht.

„Du," sagte der eine der Wächter, „die Sonne schläft diese Nacht sehr lange, und ich möchte so gerne den Tag sehen. Es ist mir gar nicht sonderlich gut zu Muthe in diesem Walde — scheint's nicht, als tanzten die wilden Kobolde um die Bäume herum, und guckten aus allen Winkeln hervor?"

„Ja, du hast Recht, Unno, hab' auch schon bei mir gedacht, daß es hier nicht ganz geheuer sein muß. Wir sind, glaube ich, in einem Haine, in welchem die verdammten Heiden ihre Götzen anbeten."

„Meinst du? — So sag' mal, Heinrich, sind denn diese Götzen wirklich so scheußlich, wie unser Priester Bernhard, der bei dem Markgrafen ist, uns gesagt hat? Hast du schon einmal einen solchen Götzen gesehen?"

„Gott steh' mir bei," rief Unno, sich mit einem Ausdruck des Entsetzens bekreuzend, „es kann einem Christen kein größeres Unglück begegnen, als einen solchen Götzen zu erblicken!"

„Das hab' ich auch gehört. Aber wenn diese Götzen doch machtlos sind, und vor unserm Herrn Christus nicht bestehen können, was können sie einer gläubigen Christenseele anhaben?"

„Ja — viel. Sieh', der Teufel iſt auch machtlos vor unſerm Herrn, und doch kann er eine Chriſtenſeele in die ewige Verdammniß ſtoßen; und dieſe heidniſchen Götzen fügen einem das größte Uebel zu, wenn man ſie ſo von ungefähr nur anſieht."

„Behüt' uns Gott! 's wird doch wohl hier Keiner ſtehen!"

„Wer weiß. Es iſt hier ja ſo finſter, wie in des Teufels Kralle. Es iſt eigentlich unrecht von unſerm Herrn Kuno, daß er uns in finſterer Nacht hierher geführt hat."

„Ja, und ich möchte wiſſen, warum? — Konnte ja bei unſerm Markgrafen bleiben — Hu!"

„Was iſt dir?"

„Mich friert wie ein Eiszapfen."

„Und mir läuft der Angſtſchweiß über die Stirn."

„Angſt? — Vor wem?"

„Ich glaube, ich habe ſo eben Einen geſehen — Unno."

„Wen?"

„Nun, einen Götzen!"

„Ich möchte wiſſen, wie du den in der pechſchwarzen Nacht erkennen willſt?"

„Stell' dich einmal hierher, Unno."

„Ich danke ſchön, werde mich hüten, mich in's Unglück zu bringen."

„Alſo glaubſt du wirklich, daß das, was ich geſehen habe, ein Götze iſt?"

„Nun ganz gewiß, wenn es ein Götze iſt, was du geſehen haſt."

„Ja — ob aber."

„Nun freilich, ob."

„So glaubſt du alſo, daß mir ein Unglück zuſtoßen wird?“

„Das glaube ich ganz gewiß.“

„Was iſt zu machen, Unno?“ —

„Wir wollen den Herrn Kuno wecken.“

„Biſt du toll? — Der würde gleich mit dem Götzen anbinden, und dann iſt es um uns Alle geſchehen.“

„Aber ſo ſiehe doch einmal hin.“

„Ach — ich ſehe ja ſchon.“

„Nicht wahr, ein paar fürchterliche Augen?“

„Ja, ein paar fürchterliche Augen!“

„Und welch' ein Mund!“

„Ja, ein entſetzlich großer Mund.“

„Und die Naſe — hu — die Naſe!“

„Die Bäume hier ſind Splitterchen dagegen.“

„Aber du ſchauſt ja gar nicht nach der rechten Richtung hin, Unno.“

„Das thut nichts — ich ſehe Alles.“

„Du hältſt dir ja die Hände vor den Augen.“

„Ich ſehe dennoch Alles.“

„Den ganzen fürchterlichen Götzen?“

„Still, Heinrich, ich höre ihn ſogar ſprechen!“

„So, was ſagt er denn?“

„S't! S't!“ —

Auf dieſen leiſen Zuruf folgte eine Grabesſtille, welche kaum das Zähneklappern der beiden abergläubigen Sachſen hören ließ.

Ihre Angſt ſteigerte ſich aber zum höchſten Grade, als plötzlich gar nicht weit entfernt von ihnen ein Wimmern ertönte.

Dieſes Gewimmer war von einem Geheule begleitet, welches dem Zornesgeheul eines angegriffenen Wolfes glich.

Die beiden Sachsen drängten sich dicht aneinander, und vermochten im ersten Augenblicke des Schreckens kein Wort hervorzubringen.

Als sich aber das Geheul allmählig verlor, fanden sie den Muth wieder.

„Was mag das gewesen sein?“ fragte Unno.

„Das kam Alles von dem Götzen,“ versetzte Heinrich.

In diesem Momente ließ sich Kuno's rufende Stimme vernehmen, und er selbst trat aus dem Zelte hervor.

Der Mond, welcher bis jetzt von den Wolken bedeckt war, brach so eben durch die Bäume.

„Jetzt ist es Zeit,“ sagte Kuno zu den beiden Sachsen, „wir müssen noch vor Sonnenaufgang eine gute Stunde Weges zurücklegen. Folgt mir.“

„Herr Kuno,“ sagte Unno, „es ist uns schon recht, daß wir diesen Ort verlassen dürfen, denn hier ist es nicht geheuer.“

„So! — was ist Euch denn zugestoßen?“ fragte Kuno.

„O, wir haben einen fürchterlichen Götzen gesehen!“

„Das ist besser, als wenn Euch der Leibhafte erschienen,“ sagte Kuno lachend.

„Wir haben ihn heulen und wimmern gehört.“

„Den Götzen?“

„Freilich, den Götzen.“

„Ihr seid Einfaltspinsel. Die Götzen der Heiden sind von Stein und Holz, wie sollten sie heulen oder wimmern.“

„O, die können Alles, wenn der Teufel in ihren Leibern spukt.“

„Und solche Narren, wie Ihr, daran glauben.“

„Aber der Priester Bernhard hat es ja auch gesagt.“

„Das glaub' ich wohl," sagte Kuno, „wenn's die Priester nicht sagten, würde sonst keine gescheidte Christenseele auf den Einfall kommen. Aber jetzt sputet Euch. Wir haben einen beschwerlichen Weg vor, und müssen uns mit der Axt Bahn brechen; dabei kann es kommen, daß wir zuweilen einem Wolfe begegnen, denn an diesen Unthieren ist die Gegend reich. Nur immer gerade aus, ich werde Euch sagen, wenn's rechts oder links abgeht."

Die beiden Sachsen nahmen ihre Aexte zur Hand, und machten, unzähligemal ein Kreuz schlagend, sich auf den Weg. Die bewaffneten Mannen Kuno's lagen im tiefen Schlafe im Walde rings umher zerstreut, und bemerkten nicht, daß ihr Führer sie verlassen hatte. Doch war während Kuno's kurzer Abwesenheit der Befehl über dieselben einem andern Hauptmanne anvertraut, welcher ruhig unter einem Baume schlief, das Schwert unter'm Arm.

2.

Einige Meilen von Brennabor erhob sich in einer ziemlich fruchtbaren Ebene ein Grot, d. h. ein wendisches Schloß, welches Tugumir hatte aufbauen lassen, und welches der Anfang einer kleinen Stadt zu sein schien. Denn schon hatten sich einige wendischen Großen in der Nähe des Schlosses ebenfalls Häuser erbaut, und wohnten daselbst, wenn sie in den wildreichen Umgebungen jagten.

In diesem Grot oder Dorfe, denn anders konnte man den Ort nicht bezeichnen, wohnte auch Stoinef's Vater, Perzelaw, welcher mit dem Könige Tugumir nahe verwandt, und dessen rechtmäßiger Nachfolger im Regimente war. Denn obwohl die Wenden ihre Könige wählten,

So war diese Wahl doch eigentlich nichts anderes, als die Bestätigung des nächsten Erben des verstorbenen Krolen. Perzelaw war ein tapferer und unerschrockener Mann und von einem glühenden Hasse gegen die Deutschen erfüllt. Dieser Haß hatte durch Gero's Verrath noch mehr Nahrung gewonnen, denn der meuchelmörderische Streich des Markgrafen hatte Perzelaw seiner nächsten, liebsten Verwandten nächst seinen Söhnen Stoinef und Nakko beraubt. Er selbst wäre beinahe das Opfer dieser Arglist geworden, denn seine Verwandten ließen nichts unversucht, ihm zuzureden, mit ihnen des Gero Einladung zu folgen, und beschworen ihn bei seinem Patriotismus, eine Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, da er seinem Volke nützen und den Gero zu guten Friedens- und Versöhnungsbedingungen bereden könne. Und Perzelaw war nicht eigensüchtig genug, diese Gründe an seinem glühenden Hasse abprallen zu lassen, und war schon im Begriffe, mit seinen Freunden aufzubrechen. Da aber bat ihn seine Tochter Mirrel flehentlich, nicht mit zu den Christen zu gehen, denn sie habe einen schlimmen Traum gehabt, und wenn die Götter auf eine solche Weise warnten, dann müsse man die Warnung beachten. Genug, sie bat so lange und so dringlich, bis Perzelaw ihr nachgab.

Es war aber nicht gerade der Traum, welcher ihn bewog, daheim zu bleiben und die Freunde allein ziehen zu lassen, noch ein anderer Grund bewog ihn. Perzelaw nämlich wußte, daß der Krole, sein Vetter, für seine Tochter in Liebe entbrannt war, und daß er sie neben seinen andern beiden Weibern, welche er hatte, denn die Vielweiberei war bei den Wenden nicht verpönt, zur Gattin begehrte. Obwohl es nun eine große Ehre für ihn gewesen wäre, wenn der König seine Tochter zur

Perzelaw und der Sklave.

Frau genommen hätte, ſo hatte er es jedoch noch immer aufgeſchoben, dem Krolen ſein Jawort zu geben und dies that er aus zwiefachen Gründen. Erſtlich wußte er, daß ſeine Tochter einen unvertilgbaren Widerwillen gegen den Krolen Tugumir hatte, und Perzelaw ſelbſt konnte ihn nicht leiden. Er traute ihm nichts Gutes zu. Wiewohl Tugumir den Deutſchen vor Jahren tapferen Widerſtand geleiſtet hatte, ſo konnte er es ihm doch nicht verzeihen, daß er ſich hatte beſiegen laſſen und unter ſo ſchmachvollen Bedingungen den Frieden erkaufte. Perzelaw warf es dem Tugumir vor, daß er mit den unverſöhnlichen Feinden der Wenden, den Deutſchen, gewiſſermaßen Freundſchaft hielt Dieſe Deutſchen, ſagte er, können nimmer unſere ehrlichen Freunde ſein, denn

sie hassen unsere Götter. Es war ihm auffällig, daß Tugumir nicht mit zu Gero's Gelage zog, nicht etwa, daß er ahnte, es laure hinter der freundschaftlichen Einladung blutiger Verrath und Meuchelmord, an solche Frevelthat konnte ein ehrlicher Wende nicht glauben, aber er argwöhnte, daß der Krole es auf seine Mirrel abgesehen habe, und daß seiner Tochter bei seiner Entfernung irgend ein Unheil drohe; deshalb beschloß er, daheim zu bleiben, und gab den Bitten seiner einzigen Tochter nach, obwohl die Freunde murrend hinwegzogen und — leider in den Tod.

Als nun die Schreckenskunde von der Ermordung der wendischen Fürsten nach dem Havellande kam, war Pzerzelaw außer sich, und er schickte sofort Boten an seine Söhne Nakko und Stoinef, welche tiefer im Lande waren, um sie sofort nach Brandenburg zu berufen, wo der Krole Tugumir die Tapfersten des Volkes um sich versammelte, um sie gegen den arglistigen Gero zu führen. Stoinef war bereits nach Brandenburg geeilt und hatte sich unter Tugumir's Befehl gestellt, sein Bruder Nakko aber war noch nicht gekommen, und auch der Bote war noch nicht zurückgekehrt, welcher ihm die Nachricht und den Befehl des Vaters überbringen sollte.

Mit den Tapfersten der Wilzen zog Tugumir nun den Deutschen entgegen. Die Wuth der Wenden war zu groß, als daß sie menschlich hätten handeln können, wenn dies überhaupt der Krieg und die Stufe der Civilisation, auf welcher die Völker damals standen, zugelassen hätten. Sie überfielen die Ortschaften, Dörfer und Städte, welche theils ganz von Christen bewohnt waren, theils eine aus Deutschen und Wenden gemischte Bevölkerung hatten. Was Christ oder Deutscher hieß, wurde niedergemetzelt, an den Frauen die traurigste Ge-

walt ausgeübt; die man nicht mordete, wurden mit fort in die Gefangenschaft geschleppt, wo ihrer das traurige Loos harrte, den Götzen geschlachtet zu werden, oder den Herren als Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu dienen. Die fürchterlichsten Grausamkeiten wurden ausgeübt, und wie die Christen im Namen der Religion die unmenschlichsten Dinge begingen, so führten jetzt die Wenden im Namen der gerechten Wiedervergeltung Scenen aus, von denen sich das Auge voll Trauer und Wehmuth über die Verirrung der menschlichen Natur abwendet.

Als Gero sah, daß ihm die Wenden mit starker Macht entgegenzogen, da wurde ihm bange, seine Kriegsschaaren möchten nicht ausreichen, diesem daherbrausenden Sturme zu begegnen, und bis er eine größere Kriegsmacht um sich gesammelt haben würde, könne er unmöglich, ohne ganz Sachsen zu gefährden, diesem Treiben müßig zusehen. In dieser Noth nahm Gero abermals zu einer List seine Zuflucht. Er trat mit dem Krolen Tugumir in Verbindung und brachte ihn durch Bestechungen und Versprechungen dahin, den Rückzug anzutreten. Um den verrätherischen Krolen in den Augen der Wenden nicht verdächtig zu machen, wurde die Heeresmacht Gero's, welche im Anzuge gegen sie sein sollte, gerüchtsweise bedeutend vergrößert, und Tugumir hatte nun einen strategischen Grund, mit dem er seinen Rückzug bemänteln konnte. Aber so geheim und schlau dieser Verrath auch betrieben worden war, so ergriff doch der Unmuth manche edle Wendenseele, und der junge Stoinef entfernte sich mit noch einigen Getreuen von Tugumir, um bei einer benachbarten Völkerschaft den Verlauf der Begebenheiten abzuwarten.

An seinen Vater Perzelaw sandte der junge Stoinef

einen Boten, welcher vor ihm die Handlungsweiſe ſeines Sohnes entſchuldigen ſollte. Perzelaw war nämlich nicht mit in den Kampf gezogen, da er daheim noch Manches zu thun hatte, was für den Erfolg deſſelben von Wichtigkeit war. Er erwartete ſeinen Sohn Rakko mit einer tapferen Wendenſchaar, und überhaupt noch viele Zuzüge von den befreundeten Obotriten, die in Mecklenburg ſaßen, welche er dann dem Krolen zuführen wollte. Wie vom Blitze getroffen war er, als er die Nachricht von ſeinem Sohne erhielt, und nachdem er alle Umſtände des Rückzuges jenes erwog, konnte er den Verdacht nicht ganz von ſeinem Herzen ſchieben, daß der Krole mit der Ehre und der Freiheit ſeines Volkes ein ſchändliches Spiel treibe.

Aber ehe er noch mit ſich einig werden konnte, was bei dieſen Umſtänden zu thun ſei, kam ſchon die Schreckensnachricht nach Brennabor, daß der Krole ſich immer mehr vor den Deutſchen zurückziehe und ſchon bei ſeinem Grot angelangt ſei.

Auf dieſe Kunde begab ſich Perzelaw ſofort dahin.

Es war der Morgen noch nicht herangebrochen, als er das Grot Tugumir's erreichte. Sein Haus, ein Grot vom ſelben Umfange wie das des Krolen, lag dicht an demſelben. Es herrſchte noch tiefe Ruhe, und nichts verrieth, daß an dieſem Orte Tauſende von Bewaffneten lagerten. Die rauhen Wenden lagen haufenweiſe auf dem Boden umher, doch war ihre Lagerſtätte auf eine religiöſe Weiſe gewählt. Sie hatten ſich nämlich um eine alte Eiche geſchaart, welche den Wenden, ja ſelbſt auch den alten Deutſchen, ein ehrwürdiges Heiligthum war, an der Eiche war ein rieſiges Götzenbild aufgehängt; denn wie die Chriſten das Kreuz, ſo brachten die Wenden ihre Götzen überall an, wo ſie einen heiligen

Eindruck hervorrufen wollten. So ſchlafend, unter dem Schutze ihres Gottes, wie ſie wähnten, kümmerten ſie ſich nicht um die Nähe der Feinde. Man ſah nirgends eine Wache ausgeſtellt, nirgends irgend eine Vorſicht gegen einen Ueberfall getroffen. Freilich umgab die Natur ſelbſt ſie mit gutem Bollwerk, denn der Ort lag dermaßen im Dickicht, daß man ſich von feindlicher Seite ſo zu ſagen zu ihm heranwinden mußte, und es wäre für die Chriſten eine wohl nicht leicht zu löſende Aufgabe geweſen, zu Tauſenden oder nur zu Hunderten in einer Nacht und geräuſchlos hieher zu gelangen.

Dennoch war aber dieſe Sicherheit immer nur eine ſcheinbare, denn es gab allerdings noch einen andern Weg, welcher bequemer zu dem Grot führte, und die Chriſten hätten, um auf dieſe Weiſe die Wenden zu überfallen, nur einen Umweg von einigen Stunden machen oder einen ſehr tiefen Sumpf durchwaten müſſen, was ſich aber ohne große Gefahr nicht bewerkſtelligen ließ.

Wir werden jedoch ſehen, wie wenig es in dem Plane des ſchlauen Gero lag, die Wenden zu überfallen, welcher Ueberfall, wenn er auch geglückt wäre, ihm nur Leichen gebracht haben würde.

Er wollte aber mehr, er wollte ſich das ganze Volk lebendig überliefern laſſen, er wollte die Hauptſtadt der Wilzen.

Perzelaw ſchüttelte unmuthig das Haupt, als er die Wenden ſo in tiefem Schlafe ſah, und gänzlich unangefochten mit ſeinem Gefolge, welches aus drei vornehmen Wenden beſtand, ſein Grot erreichte.

„Der Krole ſcheint ſehr ſicher zu ſein,“ ſagte er finſter vor ſich hin, „glaubt er, die Chriſten ſchrecken vor einem Walde zurück?“

Plötzlich blieb er lauſchend ſtehen, es war ihm, als

hörte er Tritte, welche von dem Grote herkamen, welches Tugumir bewohnte.

„Es scheinen doch nicht Alle hier zu schlafen," sagte Perzelaw leise zu seinen Begleitern, „ich hörte Tritte; oder sollte ich mich getäuscht haben?"

„Ich glaube nicht," sagte einer seiner Begleiter, „mir war es ebenfalls so, als hörte ich Tritte."

„Aber ich sehe doch Niemanden, höre auch nichts mehr," sagte Perzelaw aufhorchend.

Es war wirklich in diesem Augenblicke nichts mehr zu vernehmen.

Aber nach einigen Sekunden vernahm man wieder ein Geräusch, welches jedoch nicht von den Tritten eines Menschen herrühren konnte.

„Wir wollen unser zwei absitzen," sagte Perzelaw, „und uns dem Grote vorsichtig und geräuschlos nähern."

Dieses geschah; als sie dem Grote ganz nahe waren, bemerkten sie etwas Kriechendes, welches wie ein großes Thier aussah.

„Sieh," sagte Perzelaw zu seinem Begleiter, „was ist das für ein Ungethüm, welches sich vom Grote herbewegt?"

„Es scheint ein Wolf zu sein."

„Hast du schon je einen Wolf so schleichen sehen, wenn ihm der Pfeil nicht im Genicke steckte?" fragte Perzelaw.

„Das ist wahr, der Wolf scheint mehr zu kriechen, als zu laufen; nein, es ist sicher kein Wolf."

„Aber was anderes?" fragte Perzelaw.

„Es ist vielleicht ein Kobold, welcher unserem Könige irgend einen guten Dienst leisten will," sagte der Wende.

„Einen guten Dienſt?“ brummte Perzelaw; „es cheint mir nicht, als ſtehe mein Vetter ſo gut mit den Göttern und den guten Geiſtern; aber daß es irgend in böſer Kobold iſt, das dort, das mag ich nicht be-reiten. — Warte nur, er kommt, wie es ſcheint, an ns vorüber; verhalte dich nur ſtille.“

Indeß ſchlug das Unthier plötzlich eine ganz ent-egengeſetzte Richtung ein und verſchwand hinter einem Baume. Jetzt hörte man deutlich die Tritte eines Lau-enden durch die Nacht hallen.

„Folge mir,“ rief Perzelaw ſeinem Begleiter zu nd eilte nach der Richtung hin, welche das vermeint-che Unthier genommen.

Als ſie hinter dem Baume waren und eine freiere lusſicht hatten, welche der Mond mit ſeinem vollen Scheine beleuchtete, erkannten ſie ganz deutlich eine enſchliche Geſtalt, welche ſo eben hinter einem dichten Gebüſche verſchwand.

Perzelaw und ſein Begleiter zogen ihre Schwerter nd eilten dem Gebüſche zu, und mit vieler Mühe ge-ng es ihnen auch endlich, den Flüchtling zu ertappen, elcher ſich durchaus nicht zur Wehre ſetzte, ſondern ruhig us dem Gebüſche hervorzerren ließ.

„Wer biſt du?“ fragte ihn Perzelaw.

„Nichts als ein Sklave, aber ein Chriſt,“ verſetzte er Angeredete mit dreiſter Stimme.

„Ein Chriſt,“ ſagte Perzelaw, und ſeine Augen-rauen zogen ſich zuſammen; „du ſinnſt alſo auf Bos-eit? — Rede, Hund, deſſen Geſtalt du mit Recht an-enommen haſt, welche Niederträchtigkeit wollteſt du ollführen?“

„Nichts weiter, als mich frei machen.“

„Nichts weiter, Elender?“

„Du erkennst mich wohl, Perzelaw, wie ich dich erkenne," sagte der Christ mit stolzer Verachtung: „der Krole hat mich unlängst mit sich fortgeschleppt, als er die Stadt Genthin überfiel, da ich eben im Begriffe stand, in unserer Kirche zu unserem heiligen Gotte für mein gutes, tapferes Volk zu beten. Der Wüthrich hat selbst die frommen Andächtigen nicht geschont und sie mitten im Gebete niedergemetzelt, meines Lebens aber hat er geschont, weil — — —"

„Weil?" sagte Perzelaw, und sah dem Christen scharf in's Auge.

„Gelobt sei Jesus Christus! er wollte nicht, daß ich sterben sollte."

„Und wie fandest du Gelegenheit, zu entfliehen?" fragte Perzelaw weiter.

„Gelobt sei Jesus Christus abermals," versetzte der Priester; „ich trug Fesseln, und er löste sie; ich schmachtete im Kerker, und er öffnete ihn; er umgab mich mit seinen Wundern, wie er stets bei denen ist, die ihm dienen, und es ist sein Wille, daß ich frei werde."

„Hund!" rief Perzelaw, „willst du mir einreden, daß dein Gott größere Wunder verüben kann, als der meine? Nun, wir wollen es probiren. Also frei machen werde er dich, so wähnst du; ich aber sage dir, noch ehe der Morgen graut, wird dein Blut fließen unter der heiligen Eiche dort."

„Du kannst mich tödten," sagte der Priester resignirt, „Gott wird mich wieder lebendig machen."

„Ja, in der Hölle," sagte Perzelaw und übergab nun den Priester seinem Begleiter, während er selbst schweigend neben ihm dem Grote des Krolen zuschritt.

3.

Während ſich dieſer Vorfall zwiſchen Perzelaw und dem gefangenen Chriſten ereignete, war der Hauptmann Kuno mit ſeinen beiden Begleitern in der Richtung nach dem Grote vorgedrungen, in welcher daſſelbe faſt unzugänglich war. Kuno hatte dieſen Weg als den kürzeſten eingeſchlagen, und ſeine beiden rieſigen Sachſen machten von ihren Aexten unaufhörlich Gebrauch, und bahnten mit ihren nervigen Armen ihrem Hauptmann einen Weg, der übrigens ſelbſt wacker mithalf. So beſchäftigt, hatten die Sachſen bald ihre Götzenfurcht abgelegt, oder vielmehr vergeſſen. Als ſie aber nach zwei kurzen Stunden am Ziele waren, und Kuno ihnen Halt zu machen befahl, da durchrieſelte ſie wieder ein Schauer, und ſie dachten wieder an das Gewinſel, welches ſie im Walde vernommen hatten.

„Hier wartet Ihr," ſagte Kuno zu ihnen, „und hört, was ich Euch ſage. Seht, einige hundert Schritte von hier ſteht eine Mauſefalle für das ganze nichtswürdige wendiſche Heidenthum, ich muß nur noch den Speck hineintragen. Es iſt aber möglich, daß es meine eigene Mauſefalle wird, denn daß Ihr es nur wißt, wir befinden uns jetzt nur wenige Schritte von dem wendiſchen Heere entfernt. Wie man die Hand umdreht, können wir des Todes ſein. Aber wir haben uns in Chriſti Schutz begeben, und werden unſere Sache, oder es müßte mit dem Teufel zugehen, glücklich ausführen. Wenn wir aber ſterben müßten, wäre es auch gerade keine Unglückſeligkeit, denn hier geſtorben, in jener Welt wieder aufgeſtanden, es iſt nichts als ein Purzelbaum. Verhaltet Euch nur ruhig. Laßt brüllen, was brüllt, laßt ſchreien, was ſchreit, laßt heulen, was heult. Wenn

Ihr Kobolde seht, denn diese wendischen Hunde sollen viel mit Kobolden verkehren, thut, als seht Ihr sie nicht, rühret und muckt Euch nicht, denn Ihr steht hier sehr gut geborgen, und wenn Ihr bemerkt werdet, seid Ihr verloren. Nur auf ein Zeichen gebt Antwort. Ihr wißt, auf welche Art ich pfeife; wenn Ihr diesen Ton vernehmt, dann erwidert ihn auf ähnliche Weise, damit ich Euch finden kann, denn ich würde Euch schwerlich sonst wiedersehen. Sollte ich aber bis Sonnenaufgang nicht wiederkehren, dann geht zurück, der Weg ist nun so ziemlich geebnet, und Ihr werdet ihn wiederfinden, und sagt dem Hauptmann Bruno: er soll in Gottes Namen versuchen, mich aus den Klauen der wendischen Heiden zu befreien, denn — dann haben sie mich."

Mit diesen Worten verließ Kuno die beiden Sachsen, und ging gerade auf das Grot zu. Dieser verwegene Mensch war übrigens mit der Gegend sehr vertraut; er hatte das Grot schon mehrere Male besucht, und sein trefflich guter Ortssinn ließ ihn die Gegenstände bald wiederfinden, an denen er die Gegend erkannte.

Vorsichtig und leise, aber furchtlos, schritt er an der großen Eiche vorüber, um welche die Wenden lagerten. „Ich wollte," brummte er, „diese Wenden hätten alle einen Kopf oder meinetwegen ein Dutzend, ich würde sie flugs herunterschneiden, und sie dem Markgrafen bringen, und ich hätte mit diesem Spitzbuben von Krolen, der uns das schöne, blanke Geld kostet, nichts mehr zu thun. Na — habt nur Geduld, wenn auch nicht jetzt, ich stecke Eure Köpfe schon wieder einmal ein. Aber wahrlich, probiren möcht' ich's fast, ob ich nicht allein dieses ganze Heer schlagen kann; schnarchen sie doch, als hätten sie monbenlang kein Auge geschlossen."

Kuno blieb wirklich einen Augenblick ſtehen, und der Entſchluß, das große Wagniß zu unternehmen, und den Mord aller ſchlafenden Wenden zu verſuchen, durchzuckte ihn, aber glücklicher Weiſe ließ er dieſen verwegenen Gedanken wieder fahren, und er brummte vor ſich hin:

„Schlafende niederzumetzeln — ich glaub', 's wär' doch kein ganz chriſtlich Stück Arbeit!“

Dies brummend, ſchritt Kuno ungehindert weiter, und bald lag das düſtere Grot des Krolen vor ihm. Als er die finſtere, geſpenſtiſch ausſehende Lehmmaſſe ſah, welche kein Licht erhellte, ſchien er ſehr verwundert zu ſein. Er blickte mit ſpähendem Auge nach dem Eingange, ob nicht Jemand dort ginge, welchen er gern ſah und zu finden hoffte, aber das Grot ſchien ausgeſtorben zu ſein.

Indeß ließ ſich Kuno, deſſen Verwegenheit Alles überſtieg, nicht abhalten, ſein Ziel zu verfolgen, und über den Graben zu gehen, welcher ringsherum um's Schloß gezogen war, aber kein Waſſer enthielt. Ueberhaupt war dieſes wendiſche Schloß faſt gar nicht befeſtigt; theils verließ man ſich auf die Wälder und Moräſte, von welchen es umgeben war, theils hatte man die befeſtigte Stadt Brandenburg zu ſehr in der Nähe, um auf dieſen Ort ein allzugroßes Gewicht zu legen. Das Grot war eigentlich nichts anders als ein Luſtſchloß in dem rohen Geſchmack der damaligen Zeit und der damaligen Baukunſt.

Kuno ſchritt durch den breiten, aber ſo niedrigen Eingang, daß er glaubte, ſich bücken zu müſſen, aber der Eingang war höher, als er wegen ſeiner Breite ausſah, und ſo ſchritt er unangefochten fürbaß. Aber kaum in den Hof gelangt, bemerkte er ein Licht, welches ſich ihm näherte. Kuno zog ſein Schwert und wollte

ſeitwärts treten, aber er erkannte die Geſtalt des ihm entgegen Kommenden.

Es war ein Deutſcher, obwohl er die wendiſche Sklavenkleidung trug, welche aus einer Art Pelzhemde beſtand, das bis auf die Knöchel herunterfiel, die Arme jedoch gänzlich entblößt ließ. Als er Kuno bemerkte, verbreitete ſich ungemeine Freude über ſein Antlitz, er ſtreckte ihm die Rechte entgegen, und ſagte mit von Freude zitternder Stimme:

„Der Segen Gottes über dich, mein Sohn, du biſt ein Mann des rechten Augenblickes!“

„Ihr aber nicht, mein frommer Herr,“ platzte Kuno heraus. „Warum habt Ihr es verſäumt, was zwiſchen uns abgemacht, am Eingange dieſes verzauberten Heidenſchloſſes Wache zu halten?“

„Die Zeit der Wenden iſt nicht die Zeit der Chriſten,“ verſetzte der Deutſche lächelnd, „ich kann nichts dafür.“

„Dünkt mich doch nicht, als ſchiene der Mond bei dieſen verwetterten Heiden länger, als bei uns gläubigen Chriſten,“ ſagte Kuno. „Zeit iſt Zeit, und ich denke, wir haben Eile, ſonſt verdirbt uns die Sonne den Spaß, und Ihr werdet Euch umſonſt nach einer Verkleidung für mich umſehen.“

„Doch, ich hätte eine im Nothfalle.“

„Die möchte ich ſehen.“

„Hier iſt ſie.“

Mit dieſen Worten hob der Deutſche ſein Pelzhemde in die Höhe, und Kuno erblickte unter demſelben eine Kutte, welche dergeſtalt um den Leib befeſtigt war, daß der obere Theil über den Gurt herabhing.

„Ich ſehe, Ihr könnt Euch von Eurem Heiligthume nicht trennen,“ ſagte Kuno, „und wollt durchaus, welche

Rolle Ihr auch ſpielt, in Eurer eignen Haut ſtecken; für Euch habt Ihr Recht. Aber ich danke ſchön für dieſes Kleid; Ihr wißt, daß die Heiden einem ehrlichen Rittersmann nur die Kehle abſchneiden, oder das Gehirn platt ſchlagen, aber einen Prieſter ſpießen ſie gern und ſetzen ihn ihren Götzen vor, die auf dieſe Art Leckerbiſſen ſehr verſeſſen ſcheinen."

„Dafür ſind wir auch die Prieſter unſeres Herrn Jeſus, mein Sohn, der für uns gelitten hat, und für den wir wieder leiden ſollen; aber ſprechen wir von unſern Geſchäften, mein Sohn, denn ſie ſind wichtig für Gott und die Welt."

„Meine auch, daß es Zeit iſt, auf unſer Thema zu kommen," ſagte Kuno, „und erzählt mir nur gleich und kurz, habt Ihr den Krolen gehörig bearbeitet? Kann ich mit ihm abſchließen?"

„Kommt," ſagte der Prieſter, denn ein ſolcher war der Sklave, „laßt uns keine Zeit verſäumen."

„Zum Krolen?"

„Zum Krolen."

„Wird uns Brandenburg theuer werden?"

„Ihr müßt handeln."

Mit dieſen Worten öffnete der Prieſter eine Thür, welche zu einem der hinteren Gemächer des Schloſſes führte.

Dieſes Gemach war groß und öde, die Wände waren entblößt von allem Schmucke. Die Kunſt hatte gänzlich ihre Hand von dieſem königlichen Aufenthalte fern gehalten. In einem Winkel des Gemaches ſtand ein ungeheurer Kaſten, deſſen vier Ecken lange Stäbe hatten, auf welchen hölzerne Götzenköpfe ſteckten. Die Felle, welche in dieſem Kaſten lagen, verriethen es deutlich, daß derſelbe eine Bettſtelle war. Neben dieſem

Kasten stand, sonderbar contrastirend, ein Marmorsessel von antiker, römischer Form, welchen Tugumir's Vorfahren bei ihren Einfällen in Deutschland erbeutet hatten. Die Geschichte dieses römischen Stuhles mochte merkwürdig genug sein, da er die weite Reise von Rom nach dem Norden gemacht, und in dem Zeitraum von Jahrhunderten seine Besitzer gewechselt hatte. Die Wenden selbst rühmten sich, daß Karl der Große, der Sachsen-, aber nicht der Wendenbezwinger, darauf gesessen hatte. Das übrige Meublement war desto dürftiger. Es standen da mehrere Stühle, oder vielmehr Sessel, die mit Pelzwerk statt der Polster belegt waren, ein Tisch, und auf diesem lag ein Schädel, welcher mit Oel angefüllt war und als Lampe diente, und neben demselben ein colossales Schwert.

Diese sonderbare Lampe, in welcher ehemals ein ganz anderes Licht gebrannt hatte, gewährte einen überaus schaurigen Anblick.

Doch mehr als Alles nahm Kuno's Aufmerksamkeit die Gestalt in Anspruch, welche auf dem Marmorsessel saß.

Es war eine imposante Figur, das konnte man erkennen, obgleich sie saß. Alles deutete auf Kraft an diesem Manne, und seine Augen verriethen einen tückischen, schlauen Geist. Man konnte sich in vielfacher Beziehung nicht entschlagen, diesen wendischen Fürsten mit dem Markgrafen Gero zu vergleichen; sie hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit einander, nur daß Tugumir etwas kräftiger und roher aussah.

Der Krole schien recht gut zu wissen, daß ihn ein Deutscher besuchen würde, ja, er schien ihn sogar erwartet zu haben; denn Alles deutete darauf hin, daß er die Nacht durchwacht hatte.

Als er Kuno eintreten ſah, nahmen ſeine Mienen etwas Lauerndes an; er betrachtete den Chriſten offenbar mit Miſstrauen.

„Fürſt," ſagte der Prieſter, „hier iſt der Abgeſandte des Kaiſers der Chriſtenheit, Herr Kuno, von dem ich Euch geſprochen habe."

„Ihr ſeid derſelbe," ſagte Tugumir, den Deutſchen durchbohrend anſehend, „der unſere Fürſten, dreißig an Zahl, zu jenem Gaſtmahl geladen hat, von dem ſie nicht wieder zurückgekehrt ſind?"

„Genau derſelbe," ſagte Kuno mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit.

„Meinſt du nicht auch, daß es recht klug von mir geweſen iſt, daß ich nicht erſchienen bin?" fragte Tugumir weiter.

„Gewiß, recht klug," verſetzte Kuno; „denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Euch als Freund der Deutſchen kein Haar gekrümmt haben würden, und dadurch wäre der Verdacht Eurer Landsleute rege geworden; ich glaube ſchwerlich, daß wir unter ſolchen Umſtänden Brandenburg bekommen hätten."

Der Prieſter blickte mit Ueberraſchung und Wohlgefallen auf Kuno; eine ſo feine Diplomatie, wie die, welche in ſeiner Antwort lag, hätte er ihm nicht zugetraut. Er ſah ein, daß er Kuno ſich ſelbſt überlaſſen könne, und trat an das Fenſter, wo er während der Unterhandlung Kuno's mit dem Krolen ſcheinbar theilnahmlos ſtehen blieb.

„Du glaubſt alſo," fragte Tugumir weiter, „daß ich Euch meine Hauptſtadt übergeben werde?"

„Krole," verſetzte Kuno mit ſeiner gewöhnlichen Dreiſtigkeit; „beſſer du giebſt ſie uns, als wenn du ſie uns nehmen läßt."

„Nun, ſo nehmt ſie;“ ſagte Tugumir mit gereiztem Stolz.

„Das werden wir,“ verſetzte Kuno; „denn der Kaiſer führt uns ſo eben ſein tapferes Heer zu, mit welchem er die Hunnen vernichtet hat; ziehſt du es aber vor, daß wir dein Brennabor auf andere Weiſe nehmen, nun, ſo beſtimme den Preis.“

„Die Chriſten ſind unerſättlich,“ verſetzte Tugumir.

„Werdet ein Chriſt und ſeid es auch;“ entgegnete Kuno.

Als Kuno dieſe Worte ausgeſprochen hatte, wandte ſich der Prieſter in Sklavenkleidung nach ihm um, und indem er ſeine Hände nach ihm ausſtreckte, rief er:

„Gott ſegne dich, mein Sohn!“

„Schweig, Sklave!“ gebot Tugumir, und der Prieſter beugte das Haupt und blickte abermals, wie theilnahmlos, aus dem Fenſter, draußen in die Nacht hinein.

„Warum ſoll ich ein Chriſt werden?“ fragte Tugumir, und ſein Antlitz nahm etwas Hyänenartiges an; „warum ſoll ich ein Chriſt werden, da ich ſchon ſchlecht genug bin, und nicht mehr Redlichkeit beſitze, als Ihr Chriſten? Was unterſcheidet uns? Ihr ſeid habgierig, ich bin es auch; Ihr ſeid treulos, ich bin es gleichfalls; Ihr haltet Euer gegebenes Wort nicht, ich — nun, ich halte es.“

Bei dieſen Worten ſah der Krole den Deutſchen mit einem durchdringenden Blicke an, als wollte er in ſein Innerſtes hineinſchauen. Kuno verſtand, worauf Tugumir hindeuten wollte, und ſagte:

„Du thuſt uns Unrecht, Krole: wir Deutſche halten unſer Wort getreulich, wenn wir zum Dank verpflichtet ſind, und was unſer Geſchäft betrifft, ſo ſtelle ich mich

Die Bestechung des Kroten.

dir als Geißel, bis du erhalten haſt, was mein Herr dir bietet."

„Und was bietet er?"

„Er bietet dir," verſetzte Kuno, „ſeine immerwährende Freundſchaft; er verſpricht dir feierlich, dich auf dem Throne des Wendenreiches zu erhalten und dich nach Belieben in deinem Lande ſchalten zu laſſen; er wird dir treulich beiſtehen, jeden Aufruhr deines Volkes gegen dich niederzuhalten."

„Iſt das Alles?"

„Nun, ich denke, das wäre etwas!" platzte Kuno heraus.

„Es iſt nicht genug," verſetzte Tugumir.

„Mein mächtiger Herr wird dir auch helfen," fuhr Kuno fort, deinem Reiche andere Länder hinzuzufügen; er wird dir beistehen im Kriege gegen die Obotriten und die nordischen Barbaren da oben, die Menschenfresser — —"

„Du meinst die Preußen?"

„Ja, die eben, die Preußen."

„Die helfen mir auch gegen Euch," sagte Tugumir mit schlauer Berechnung.

„Es fragt sich nur, ob du es vorziehst, ihr Sklave oder ihr Herr zu sein."

„Ich bin, was ich sein will," versetzte Tugumir stolz.

„Und was mein Kaiser will," fügte Kuno eben so stolz hinzu.

Bei diesen Worten blickte sich der Priester abermals mit wohlgefälliger Miene um.

„Der deutsche Kaiser," sagte er, „ist der Kaiser über alle Könige und Herren der Welt; es giebt keinen Fürsten, der mächtiger wäre; er trägt das Schwert der Christenheit, er trägt es für die heilige Kirche, welche ihn mit ihrem Segen bewacht: er ist unüberwindlich, und wer ihm widerstehen will, wird zu Schanden."

Als der Priester furchtlos diese Worte ausgesprochen hatte, blickte er abermals aus dem Fenster hinaus, als hätte er eben nichts gesagt; aber Tugumir sprang zornig auf, schritt auf seinen Sklaven zu, der es nicht unterlassen konnte, jede Gelegenheit zu ergreifen, um seinen Herrn an die Macht der christlichen Religion, ihre weltliche und himmlische Gewalt zu erinnern, und rief:

„Du hast ein kurzes Gedächtniß, Sklave; es sind noch nicht ein und ein halbes Jahrhundert verflossen, seit unser Stamm das Christenthum auf dem Erdballe

völlig auszurotten nahe daran war; was vermochte dein mächtiger Kaiser gegen den Arm der Wenden, gegen den mächtigen Arm meiner Vorfahren? Haben sie nicht Euer stolzes Christenreich, Euer christliches Kaiserthum erzittern gemacht? Hatten sie ihre Wohnungen und ihre Throne nicht in Euren stolzesten Städten aufgerichtet? Sind sie nicht vorgedrungen bis nach Hammaburg? Wahrlich, wäre unser Stamm nur einig gewesen, Ihr solltet heute die Flecke auf der Erde suchen, wo ein Kreuz steht und ein Christ wohnt."

„Ich weiß recht gut," versetzte der Priester, „wo deine Vorfahren gehaust haben; denn wo sie waren, hat der Christen Gott ein Denkmal ihrer Schande hingesetzt und sich den gläubigen Verehrern des Kreuzes durch Wunder gegenwärtig gezeigt, die er für sie ausgeübt. Weiß ich doch auch ein solches von jenem Vorfahr zu erzählen, dessen du eben so rühmend erwähnst. Allerdings hatte der Wende Baruch die Hammaburg erobert und daselbst gehaust wie ein Wüthrich, welcher das Kreuz verachtet und den Götzen dient, aber noch schrecklicher war sein Weib, eine ingrimmige Heidin. Die vermaß sich, Mariens unbefleckte Empfängniß in Zweifel zu ziehen, und die gläubigen Christinnen wegen ihres Glaubens zu höhnen. Aber die Strafe für diese abscheuliche Lästerung blieb nicht aus. Zwei Jahre lang ging sie mit ihrer Leibesfrucht, und als sie endlich solche zur Welt brachte, war es eine Mißgeburt, welche Bärenfüße und zwei Köpfe mit Eselsohren hatte. Die Mutter selbst starb bei der Geburt, das neugeborne Kind aber begann sofort zu predigen und mit lauter Stimme zu rufen: „„Wehe! Wehe! Meine Mutter ist beim Teufel! Wehe! Wehe! Wer nicht glaubt an Christus, und das Kreuz verachtet!"" Und über dieses heilige Wunder

erstaunt, ging der Wende Baruch in sich und bekehrte sich und wurde ein frommer Christ, und ist als Heiliger eingeschrieben im Gnadenbuche des Herrn und unserer heiligen Kirche.“*)

„Ich habe noch keine solche Wunder gesehen,“ sagte Lugumir; „ich sehe überhaupt nicht, daß Ihr Christen größere Dinge verrichten könnt, als wir. Ihr thut uns, was wir Euch thun, wir Euch, was Ihr uns gethan; nur ein wenig schlauer und listiger seid Ihr Christen; an Tapferkeit nehmen wir es mit Euch auf, und unsere Götter haben nicht geringere Macht, als Euer Christus. Denn sagt Ihr nicht selbst, daß Euer Christus noch kein Jahrtausend geboren wurde, also hat Euer Gott nicht

*) Diese Geschichte, oder vielmehr diese Sage erzählten die alten Christen, zur Hälfte mit der obigen Darstellung übereinstimmend, aber die andere Hälfte lautete bei ihnen ganz anders. Natürlich hütete sich der Priester, die Hälfte hinzuzufügen, und fand es für seinen Zweck passender, dem Ausgang eine den Christen günstigere Wendung zu geben. Die Sage erzählt nämlich weiter: Als der Wende Baruch das Wunder sah, war er so ergrimmt über die Christen, von denen er glaubte, daß sie seine Frau bezaubert hätten, daß er ein fürchterliches Blutbad unter ihnen anrichtete. Nach der Chronik tummelten seine Leute mit ihren Pferden über ihren Körpern herum, und die Stadt Hamburg war dergestalt mit Blut angefüllt, daß keine einzige Stelle unbefleckt blieb, eine kleine Twiete ausgenommen, die noch bis zum großen Brande in Hamburg den Namen der „blodlose“ d. h. blutlose hatte. Jetzt existirt diese Twiete in Hamburg nicht mehr. Hammaburg ist bekanntlich der alte Name Hamburgs. Hamma heißt in der altsächsischen Sprache nämlich Buche, und Hamburg wurde auf dem Boden eines Buchenwaldes erbaut, von welchem ein großer Theil noch bis in späteste Zeit hinein stand. Die obige Geschichte fällt in die Regierungszeit Ludwig des Frommen. Unter diesem Kaiser überströmten die Wenden ganz Deutschland, und Deutschland war in der That nahe daran, von den slavischen Völkern völlig unterjocht zu werden.

die Welt geſchaffen, unſere Götter aber haben Alles hervorgebracht, was Ihr ſeht."

„Eure Götter," rief der Prieſter, die Hand feierlich erhebend, „ſind von Holz und Stein, rohe Maſſen, über die jede Menſchenhand Gewalt und Macht hat; Eure Götter ſind jämmerliche Mißgeburten, welche der Teufel erfunden hat, um den Menſchengeiſt für die Hölle zu erziehen. Eure Götter werden wir vernichten, ſo wahr unſer Gott ein lebendiger Gott iſt, und der Herr über alles Leben und über alle Welt."

Nach dieſen Worten wandte ſich der Prieſter wieder ab und ſtarrte abermals in die finſtere Nacht hinaus, Kuno aber ſagte:

„Laßt uns nicht ſtreiten über die Macht der Götter, Krole; meinetwegen haltet Eure Götzen für was Ihr wollt. Aber das iſt gewiß, daß wir Deutſche Euch Wenden in unſerer Gewalt haben, und daß es klüger von Euch iſt, in Güte zu weichen, unſer Freund zu ſein und zu bleiben, als uns zu widerſtreben und ins Unglück zu kommen. Seht, ich führe hier ein Säckchen bei mir, darin ſind allerlei Herrlichkeiten und Koſtbarkeiten. Viel mehr erhaltet Ihr, wenn wir im Beſitze Brennabor's ſind. Ihr ſollt mit Schätzen überſchüttet werden, Herr über die Wenden bleiben, alſo eigentlich nichts verlieren; denn ich frage Euch, Krole, ob Ihr jetzt eigentlich Herr in Eurem Lande ſeid? Seht Euch um, Eure eigene Verwandte verlaſſen Euch, und Ihr könnt nicht wiſſen, welche Hand ſchon jetzt im Geheimen ſich nach Eurer Herrſchaft ausſtreckt. Nehmt dies nur wahr, und laßt uns unſern neuen Bund durch ein Paar Humpen Meth beſiegeln, denn ich muß Euch ſagen, daß ich des Schwatzens müde bin, und mich dürſtet. Macht's

rasch ab; ja, nein, was darüber, ist vom Uebel, wie unser Herr Christus gesagt hat."

Während Kuno so sprach, holte er unter seinem Gewande einen Beutel hervor, welchen er vor dem Kroten ausbreitete. Dieser griff hastiger darnach, als man nach der Bedächtigkeit, mit welcher er unterhandelt, hätte glauben mögen und schüttelte den Beutel aus. Das glänzende Goldgeschmeide, welches er enthielt, rollte auf den Tisch, und des Kroten Augen funkelten, wie das Goldgeschmeide. Es war ein Frauenschmuck, so schön ihn die damalige Kunst zu liefern im Stande war; Spangen, Ringe, und Ketten, Dinge, welche die Wenden selbst nicht verfertigten, obwohl sie den Deutschen in Bezug auf Kultur und Industrie durchaus nicht nachstanden. Aber die Deutschen, die ein eroberndes, siegreiches Volk waren, hatten sich zu Herren, zu Erben gewissermaßen der römischen Reichthümer und aller derjenigen Ueberreste ihrer schon weit gediehenen Kunstprodukte gemacht, welche in den wilden Kriegen vor der Vernichtung gerettet waren. Auf diese Weise waren sie im Besitze mancher kostbaren Schätze, die sie selbst nicht angefertigt oder hervorgebracht hatten, und das mochte auch mit diesem Geschmeide der Fall gewesen sein.

Kuno sah mit innerlichem Behagen die Wirkung, welche es auf den habgierigen Kroten hervorbrachte. Während dieser das Geschmeide mit seinen Blicken verschlang, gaben sich Kuno und der Priester einen Wink; man konnte sehen, daß sie ihren Sieg schon für entschieden hielten, denn auf ihren Gesichtern malte sich deutlich der Triumpf aus.

„Also unser Pakt ist geschlossen," sagte Kuno, „schlagt ein, Krole, und nun den Humpen her, wir haben nicht viel Zeit übrig. Und noch eins: ich wünsche, daß dieser

fromme Mann da, welchen Ihr zu Eurem Sklaven gemacht, und welcher Euch den guten Dienſt geleiſtet hat, die Freundſchaft zwiſchen uns zu erhalten und die Verſtändigung zwiſchen uns anzubahnen, ſofort in Freiheit geſetzt werde und mit mir fortziehen könne."

„Nicht doch," ſagte der Prieſter, „es iſt beſſer, ich bleibe bei dem Krolen, damit jeder Verdacht ſchwinde. Ich werde bei dem Krolen als Geiſel der Erfüllung bleiben, ich werde bei ihm bleiben und ihm beiſtehen, das heilige Chriſtenthum in ſeinem Lande zu verbreiten und aufrecht zu erhalten, denn glaubt mir, Krole — ohne Chriſtum giebt es kein Glück und keinen Frieden, ſo hier wie oben. Für dieſen Glauben magſt du mir das Leben nehmen."

„Ei — was nehmen!" rief Kuno; „ſo gebt uns doch lieber was, von dem das rechte Leben ausgeht. Euer Heidengebräu iſt nicht übel; wahrlich, Euer Meth gefällt mir beſſer, als andere Dinge bei Euch."

„Ich werde Euch bringen," ſagte der Prieſter, „ſo es der Krole befiehlt."

Der Krole nickte bejahend mit dem Kopfe; er verließ das Gemach und kehrte bald mit Humpen und Meth wieder zurück. Während Kuno dem Becher nun wacker zuſprach und mit dem Krolen das Weitere beredete, war der Prieſter ſtummer und aufmerkſamer Zeuge ihrer Unterhaltung, ohne ein einziges Wort, wie er wohl früher that, einzuwerfen. Er bemerkte bald genug, wie der Meth die Zungen dieſer beiden Männer löſte, welche bisher ſo vorſichtig mit einander verhandelt hatten. Alle und jede Zurückhaltung wurde bei Seite geſetzt, und da der Prieſter hierbei weniger für den Erfolg der Angelegenheit, welche ihm ſo ſehr am Herzen lag, fürchtete, als Dinge zu erfahren hoffte, die ihr vielmehr

förderlich sein konnten; da Kuno weniger sprach, was ihr schädlich werden konnte, der Krole aber verrieth, was er für die Sache der Christenheit noch thun oder unterlassen wollte, so schleppte er mehr und mehr des berauschenden Gebräues herbei, und freute sich innerlich über die Blicke, die der Krole ihn in sein Innerstes thun ließ.

Doch dabei hatte der Priester gänzlich übersehen, daß Kuno nach und nach in eine Stimmung kam, die ihn fast unfähig machte, das klar im Gedächtniß zu behalten, was er mit Tugumir in Betreff der Uebergabe Brennabors verabredet hatte, und um jede Verzögerung und jedes Mißverständniß zu verhüten, entfernte er sich aus dem Grote, um Kuno's beide Begleiter aufzusuchen; denn er wußte, daß sie da waren und wo sie waren. Er wollte diesen Leuten, für den Fall, daß Kuno wirklich irgend etwas vergessen oder unterlassen sollte, die nöthigen Mittheilungen machen und sie kurz und genau instruiren über das, was sie dem Markgrafen mündlich bestellen sollten. Für den Fall guter Ausrichtung wollte er ihnen eine gute Belohnung und das Himmelreich versprechen; noch außerdem ihnen seinen Segen geben und sie hieb- und stichfest machen. Leider aber wurde er an der Ausführung dieser guten Vorsicht gehindert, denn als er das Grot eben verlassen hatte, hörte er Hufschlag und erkannte die annähernden Wenden. Schnell überlegte er, ob es besser sei, zurückzukehren und Kuno rasch aus dem Grote zu entfernen, oder zu den beiden harrenden Sachsen zu eilen. Letzteres zog er vor, da er so sicherer zu gehen glaubte, indem er die Nachrichten an den Markgrafen sofort beförderte und Kuno vorläufig sich selbst überließ.

Zum Unglück aber hatten ihn die Reiter eben so

wohl, als er dieſe bemerkt, und wir haben geſehen, auf welche Weiſe der Prieſter oder der Sklave Tugumir's in Perzelaw's Hände gerieth. Ein Glück war es, daß er Geiſtesgegenwart genug beſaß, allen Verdacht von Tugumir abzulenken; aber er war doch innerlich ſehr beſtürzt über dieſes Begegnen, welches das mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Klugheit geleitete Unternehmen leicht zu Schanden machen konnte.

Indeß beſaß der Prieſter zu viel Ueberlegenheit und Selbſtvertrauen, um gänzlich zu verzweifeln, und ſo ließ er ſich getroſt und mit der Gläubigkeit damaliger Zeit nach dem Grote zurückſchleppen.

„Gott iſt mit unſerer Sache," dachte er, „er wird mich nicht verlaſſen."

4.

Den eingefangenen Sklaven alſo mit ſich fortſchleppend, ging nun Perzelaw geradeswegs auf das Schloß zu. Hier ſandte er ſeinen Begleiter zu den beiden anderen harrenden Leuten hin und ließ ſie rufen, während er ſelbſt, den Prieſter mit kräftiger Fauſt haltend, in's Schlafgemach des Krolen ſchritt. Perzelaw ward auch hier von der Stille frappirt, welche im Schloſſe, ganz wie in gewöhnlichen, ruhigen Zeiten, herrſchte; aber ſeine Ueberraſchung erreichte den höchſten Grad, als er beim Krolen einen Deutſchen fand und zwar denjenigen, welcher die Häupter der Wenden in's verrätheriſche Garn gelockt und dem Tode überliefert hatte. Denn Perzelaw kannte Kuno ſehr gut, war er doch auch bei ihm und hatte ihn aufgefordert, das Blutgaſtmahl zu beſuchen. Im erſten Augenblicke der Ueberraſchung war er faſt ſprachlos, aber ſeine fürchterlich zuſammengezogenen

Augenbrauen, sein flammender Blick sprachen desto deutlicher die zornigen Empfindungen aus, welche dem Ausbruche nahe waren.

Der Krole Tugumir war nicht weniger überrascht, als er so plötzlich seinen Vetter eintreten sah; er warf einen entsetzlichen Blick auf den Priester, welcher nicht besser aufgemerkt und die Ankunft Perzelaw's nicht gemeldet hatte, und dabei vergaß er, das Goldgeschmeide, welches noch ausgebreitet auf dem Tische lag, das so leicht Alles verrathen konnte, und die Gegenwart des Christen noch deutlicher kommentirte, schleunigst, so gut es sich machen ließ, zu entfernen, denn noch hatte Perzelaw, welcher nur Kuno in's Auge faßte, dieses nicht bemerkt.

Nur dieser verwegene Gesell verlor die Geistesgegenwart nicht, er hielt den finsteren, drohenden Blick Perzelaw's mit der größten Kaltblütigkeit aus, ergriff den vor ihm stehenden Humpen, und ihn dem Wenden reichend, sagte er:

„Ihr habt nicht Ursache, mich mit einem so feindlichen Blicke anzusehen, ich bin hier als Freund und habe so eben Euren grausamen Feind, den Markgrafen und sein ganzes Heer, in Eure Hände geliefert. Nehmt den Humpen, laßt uns auf Freundschaft trinken."

Kuno reichte dem Wenden den Humpen hin, dieser aber stieß ihn entrüstet zurück, daß sein Inhalt sich über den Boden ergoß, und rief mit donnernder Stimme:

„Mit einem Verräther mag ich nicht Freundschaft halten, selbst wenn er mir den Feind in die Hände liefert; für dich, Bube, habe ich nichts als mein Schwert. Vertheidige dich; wie diesen Meth, so will ich dein treuloses Blut fließen machen."

Mit diesen Worten zog Perzelaw sein Schwert,

ber im ſelben Augenblick zog auch Kuno das ſeine, und hon kreuzten ſich die blanken Todeswaffen, als Tugumir it kräftigem Arm ſeinem Vetter plötzlich das Schwert twandte und rief:

„Was thuſt du, Vetter? dieſer Chriſt iſt mein aſt, er iſt der Gaſt deines Krolen, lade nicht ähnliche chmach auf unſer Volk, als die, mit welcher ſich die hriſten beſudelt haben. Und du, Chriſt, ſtecke augenicklich dein Schwert ein, und trete in jenes Zimmer ort, bis ich dich rufen werde."

„Ich bin als Freund hierher gekommen," rief uno keck, „aber wenn Ihr es vorziehen ſolltet, mich m Feind zu haben, ſo kommt nur, probirt nur mein chwert, und wenn Euer auch ein Dutzend wären."

Der Prieſter, welcher während dieſer Scene keinen nnützen Zeugen abgab, hatte den rechten Augenblick beutzt, das Geſchmeide unbemerkt vom Tiſche zu entfernen, nd jetzt zupfte er Kuno beim Gewande, welcher vor orn faſt außer ſich dieſen Wink ganz überſah; aber der role faßte ihn beim Arm und führte ihn in's nächſte immer.

Als Perzelaw ſich entwaffnet ſah, war er außer ſich r Wuth, jedoch legte ſich dieſe einigermaßen wieder, s er Kuno nicht mehr ſah; er gewann, allein mit dem rolen und dem Sklaven, ſeine Bedächtigkeit wieder, elche dieſen Wendenhäuptling charakteriſirte.

„Was wollt Ihr thun?" fragte Tugumir, der jetzt ch Faſſung genug gewonnen hatte, um unter der aske der allerſchlauſten Berechnung ſeinen Verrath zu rbergen. „Stehen wir denn ſo, daß wir die Hand, enn auch die eines Verräthers, ausſchlagen dürfen? erden wir nicht ſchier erdrückt von der Uebermacht der hriſten? Haben ſie uns nicht ſchon bis hierher getrie-

ben, und iſt nicht ſelbſt unſere Hauptſtadt ſchon in Gefahr? — Es giebt Zeiten, Vetter, wo die Verräther den Gang der Ereigniſſe in Händen haben, wo ſie die Werkzeuge der Götter ſind, ihre Pläne auszuführen. Höre mich an. Es iſt wahr, daß dieſer Chriſt unſere Fürſten in's Garn gelockt hat, aber er hat es mir hoch betheuert, und verſchiedene Umſtände ſprechen auch dafür, daß er kein Theil an der Blutſchuld ſeines Herrn habe. Er hat von deſſen bübiſchem Plane nichts gewußt, er war nichts als Werkzeug. Jetzt hat er ſich voll Schaam, daß er ſich zu einem ſolchen Bubenſtück geliehen, von ſeinem Volke abgewandt, und kommt zu uns, um uns beizuſtehen, an den ſchlechten heimtückiſchen Deutſchen Rache zu nehmen. Sollten wir einen ſolchen Ueberläufer, der uns ſo viel nützen kann, vernichten? — Ihr wißt es, Vetter, im Kriege iſt die Klugheit die erſte Regel, alles Andere iſt ihr untergeordnet, man kann nicht immer mit dem Rechte für das Recht kämpfen."

„Nicht immer mit dem Rechte," verſetzte Perzelaw, „doch ſtets mit dem Schwerte. Vetter, dieſer Chriſt, ich ſage es dir, ſein Blut muß für unſere gemordeten Fürſten fließen! Nein, ſind wir ſolche Memmen geworden, daß wir nicht anders, als durch Verrath uns helfen können? Ja freilich, wenn man in Gemächlichkeit zum Ziele kommen will, wenn man das Volk ſchlafen läßt, ſtatt ſich zu ſchlagen! Ich ſage es dir offen, Krole, deine Sicherheit gefällt mir nicht. Die Feinde ſind uns nahe genug, um auf unſerer Hut zu ſein. Mache dich auf, führen wir den verrätheriſchen Chriſten in die Mitte unſerer Leute, tauchen wir unſere Waffen in ſein Blut, opfern wir ihn unſern Göttern, und dann vorwärts. Ich halt' es nicht mehr aus, Tod oder Kampf, oder beides!"

Als Perzelaw ſo eben geendet, waren die anderen
eiter eingetreten. Er wandte ſich an dieſe, und
elte ſie zu einer gleichen Erbitterung gegen Kuno an,
ſie ihm ſelbſt im Buſen loderte. Er verlangte von
n Vetter ſein Schwert zurück, und beſtand darauf,
Chriſten ſogleich hervorzuholen, und ihn zu richten.
„Nicht nur ihn," ſprach einer der Begleiter Per-
's, welcher den Prieſter mit gefangen hatte, „ich
gehört, daß der Krole viele Gefangene gemacht
ſie müſſen Alle ſterben, ja, ſchlachten wir ſie Alle,
icht daß die Götter eines ſolchen Opfers wegen uns
Sieg verleihen."
„Wo iſt der Elende?" rief Perzelaw, welcher jetzt
ieder an den Sklaven erinnert wurde, den er faſt
ſen hatte. „Ha hier iſt er. Siehſt du, Krole,
hlecht du dich bewachen läßt! Dieſer Hund war
reits entflohen, wir haben ihn wieder eingefangen."
„Entflohen?" fragte der Krole mit ſichtlicher Ueber-
ng, denn er konnte die Abſicht, die der Prieſter
iner Entfernung hatte, nicht errathen. „Entflohen,
?" —
„Und warum nicht?" ſagte der Prieſter; „wer wird
elegenheit nicht ergreifen, die ſich ihm zur Be-
g darbietet?"
„Er hat Recht," ſagte Perzelaw bitter, mit einem
rfsvollen Blick auf ſeinen Vetter, „aber nicht zum
n Male ſoll dir die günſtige Gelegenheit geboten
."
„Ihr wollt mich ſchlachten?" fragte der Prieſter.
„Dich und Alle, die in unſern Händen ſind," ſagte
w.
„Ihr werdet mich nicht ſchlachten," verſetzte der
r ruhig, „nein, Ihr werdet mich nicht ſchlachten.

Ich bin und bleibe Euer Sklave, aber Ihr werdet meinen Leib ſchonen. Das, was ich Euch um den Preis meines Lebens entdecken will, iſt mehr werth, als meine Aſche."

Als der Prieſter dieſe Worte ſprach, zuckte der Krole zuſammen. Er wurde an der Rolle, welche ſein Sklave ſpielte, vollkommen irre. Er glaubte, dieſer wolle, um ſich zu retten, ſeine Verrätherei entdecken. Er begann nun für ſich ſelbſt zu zittern, und faßte ſchnell einen Entſchluß.

Den Sklaven bei Seite ſchleudernd, ſprach er zu ſeinem Vetter:

„Perzelaw, du ſcheinſt es zu vergeſſen, daß du im Schloſſe deines Krolen biſt. Hier habe ich allein zu befehlen. Ich denke, daß ich es noch nicht verlernt haben werde, mein Volk zum Sieg zu führen. Haſt du einen guten Rath für mich, ich werde ihn hören und von Jedem, der ihn giebt. Was den Chriſten drinnen anbetrifft, ſo iſt er einmal mein Gaſt, und ich leide nicht, daß ihm ein Haar in meinem Schloſſe gekrümmt werde. Ich werde aber das Volk zuſammenrufen, und beſchließt Ihr ſeinen Tod, nun dann werde ich mich nicht ſträuben. Dieſer Sklave aber, und alle Chriſten, die wir gefangen haben, ſind ſchon von mir dem Tode geweiht. Nur dieſen Sklaven habe ich noch geſchont, weil ich mir von ihm gute Dienſte verſprach, da er aber entfliehen wollte, ſo mag er ſterben."

Mit dieſen Worten ſtieß der Krole mit einem Schwerte nach ihm, welches er vom Tiſche nahm, aber der Prieſter hatte zeitig genug die Abſicht des Krolen errathen. Er fiel zur Erde nieder und umfaßte Perzelaw's Kniee.

„Beſchütze mich, Herr," rief er mit bewegter Stimme, ‚dein Leben hängt von dem meinen ab."

Perzelaw, welcher ſchon lange Verdacht gegen ſeinen Vetter nährte, vernahm dieſe Worte nicht mit Gleichgültigkeit. Er horchte einen Augenblick auf, und hörte ein ſtarkes Geräuſch, das viele, ſich der Thüre nähernde Männer verurſachten. Nun hielt er ſich ſtark genug, gegen ſeinen Vetter aufzutreten. Es war nämlich einer ſeiner Freunde hinausgegangen, um das Schloß ſowohl als den ganzen Ort in Allarm zu bringen, und in dieſem Augenblicke ſtrömten die Wenden alle, mit ihren Keulen und Schwertern wohl bewaffnet, herbei.

„Vetter," ſagte Perzelaw, indem er ſein Schwert ſchützend vor den knieenden Prieſter hielt, „laß uns hinaus auf den freien Platz vor dein Grot treten, und berathen, wie es Recht iſt. Dieſen Sklaven aber, bitte ich dich, zu ſchonen, bis wir ihn angehört. Iſt dir doch ſein Tod gewiß. Befehle doch, daß der Verräther drinnen gefeſſelt und ebenfalls vor uns geführt werde, und dann führe uns in den Kampf, König, denn wir Alle hier dürſten nach Rache, und wollen lieber ſterben, und Wodan's güldenes Reich betreten, denn als feige Sklaven leben, denen die Chriſten in's entmannte Antlitz ſchlagen."

Der Krole erkannte nur zu gut, daß die Sache eine für ihn gefährliche Wendung genommen hatte; er merkte wohl, daß ſein Vetter gegen ihn bereits Verdacht geſchöpft hatte, aber zu gleicher Zeit war er auf den Prieſter und ſelbſt auf Kuno auf's Höchſte erbittert. Er war entſchloſſen, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen, aber er wußte noch nicht, wie er den Mund des Prieſters, der ihm ſo gefährlich werden konnte, ſtumm machen ſollte. Und doch drängte die Zeit, doch war keine Minute zu verlieren. Da durchzuckte ihn ein Gedanke.

Er war überzeugt, daß Kuno ſich auf's Aeußerſte gegen die Wenden, die ſich ſeiner bemächtigen wollten, vertheidigen würde, darauf baute er ſeine Rettung.

„Man muß ſich zuerſt desjenigen Feindes entledigen, welcher der gefährlichſte iſt," dachte er und ſein Entſchluß war gefaßt.

5.

Während dieſe Scenen auf dem Grote vorfielen, ſtanden die beiden ſächſiſchen Krieger, welche mit Kuno durch den Wald gezogen waren, hier Wache, und erwarteten ihren Hauptmann oder das verabredete Zeichen, welches ihnen ſeine Ankunft anzeigen ſollte; aber eine Viertel-Stunde nach der andern verging, ohne daß ſich etwas regte.

„Unno," ſagte deſſen Genoſſe, „unſer Herr Kuno kommt nicht, und dafür kommt ein anderer, ſehr ungebetener Gaſt, fürcht' ich, dem es gerathener wäre, aus dem Wege zu gehen."

„Wer denn?" fragte Unno.

„Der liebe Tag, die liebe Gottesſonne."

„Nun, das iſt dir, denke ich, ſchon recht, denn hier iſt es ja ſo finſter, daß man nicht unterſcheiden kann, ob man in Beelzebub's Rachen ſteckt, oder ſich in der Nähe eines Bären befindet, der ſeine freundlichen Tatzen zum Morgengruß darbietet."

„Ja, man vermag hier in der That gar nichts zu ſehen, denn die Bäume ſtehen ſo dicht neben einander, daß kein Sperling hindurchfliegen kann."

„Und ganz verteufelt kalt iſt es hier."

„Ja, man kann ſich auch nicht einmal niederlaſſen, wenn man da am Boden nicht den Theil des Körpers

Kuno's Kampf im Grote.

abstempeln will, der eben nicht zum Konterfei genommen wird."

„Na," sagte Unno, „dein Witz ist aber sehr tief, mindestens so tief, wie diese vertrakten Sümpfe hier, in welchen man bis an die Ohren stecken bleiben kann."

„Ja," versetzte der Andere, „es wäre ein Glück, wenn wir Eselsohren hätten."

„Ein schönes Glück," versetzte Unno.

„Ich dächte, da könnten wir uns gegenseitig recht bequem aus der Patsche ziehen."

„Und wenn wir Beide einsinken?

„Ja, freilich, dann sind wir ganz umsonst Esel."

„Ich glaube, das sind wir auf jeden Fall."

„Wie meinſt du das?“

„Weil wir hier warten auf etwas, das nicht kommt, und etwas kommen ſehen, das wir nicht erwarten ſollten.“

„Ich habe es dir ja gleich geſagt, daß uns ein Unglück zuſtoßen werde, als du behaupteteſt, einen Götzen geſehen zu haben,“ verſetzte Unno.

„Wäre es nicht am gerathenſten, wir kehrten um?“

„Und ließen unſern tapfern Herrn Kuno im Stiche? Pfui!“

„Ich glaube vielmehr, er läßt uns im Stiche.“

„Das glaube ich nicht. Er hat ſich geradezu in den Rachen des Tigers hineingewagt, da iſt es denn wohl leicht möglich, daß der zugeſchnappt hat, und unſers Herrn Kuno's Kopf zuckt zwiſchen ſeinen Beißern, während wir hier auf ihn warten.“

„Ach, der fürchtet den Teufel nicht, dem hat Keiner etwas an, der iſt ſchon in hundert Tigerrachen geweſen, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde, dem geht es wie dem Bruder Daniel?“

„Wer war der Bruder Daniel?“

„Ei, das war ein großer Prieſter, welcher den Juden das Chriſtenthum beibringen wollte. Die ſind eben ſolche Heiden wie die Wenden und dazu noch zehnmal ſchlimmer; da brachten ſie ihn — —“

„Ans Kreuz, wie unſern lieben Herrgott?“ ſprach der Andere nun.

„Nicht doch; davor hüteten ſie ſich wohl, denn ſie wußten, wie ſchlecht es ihnen bekommen war, da der liebe Herrgott doch wieder auferſtand; ſie brachten ihn vielmehr in eine Löwengrube.“

„Herr!“

„Ja, wie ich ſage, ſie brachten ihn in eine Löwen-

grube und befahlen den Löwen, den christlichen Priester zu zerreißen. Um ihrer Sache sicher zu sein, hatten sie die Bestien acht Tage lang hungern lassen."

„Können die Löwen so lange fasten?" fragte der Andere.

„Nun versteht sich, sie können so lange fasten, so lange sie nichts zu essen bekommen, und sie verhungern nicht eher, als bis sie so matt sind, daß sie sterben wollen. Wenn sie aber so matt noch nicht geworden sind, dann sind die Bestien fürchterlich, und sie verschlingen Alles, was ihnen unter die Klauen kommt. Man warf also den Bruder Daniel in die Löwengrube, den hungrigen Bestien vor, und nun glaubten die Juden ganz gewiß, daß der fromme Mann am andern Tage zerrissen und verzehrt sein würde. Ja, gesegnete Mahlzeit. Als sie am andern Morgen nachguckten, da spazierte Bruder Daniel ganz gemächlich zwischen den Löwen herum und betete ein pater noster. Da ärgerten sich die Juden gar sehr, wie damals als sie das leere Grab unsers Herrn Christi sahen, und sie warfen Steine in die Grube nach den Löwen, um die Thiere zu reizen, und dazwischen kleine Stücke Fleisch, um ihren Appetit anzustacheln; — aber die Löwen legten sich so fromm zu Bruder Daniels Füßen, als wären sie die Kindlein, die unser Herr Christus am Weihnachtsabend um sich ruft, so sanft und fromm thaten sie. Als die Juden noch nicht nachließen und Schlangen in die Grube warfen, da schöpfte Daniel eine Hand voll Wasser, aus dem Wasser, welches in der Grube war, und plötzlich so hell wurde wie Krystall, und fing an, den Löwen zu predigen und sie zu taufen, indem er rief: Wahrlich, die Thiere haben mehr Verstand und Herz als diese da, welche sich Menschen nennen und Heiden sind. Und mit einem Male verwan-

delten ſich die Löwen und ſtellten ſich kerzengerade auf und wuchſen immer größer und größer heran und bekamen eiſerne Lenden, d. h. ſie wurden ungeheure Ritter, dergeſtalt, daß ihre Köpfe weit aus der Grube herausragten, und den Bruder Daniel nahmen ſie auf die Schultern und ſtellten ihn unverſehrt auf die Erde. Aber nun fielen die Starken über die ſchlechten Juden her und erſchlugen Alles, was ihnen vorkam, aber den Bruder Daniel brachten ſie nach Rom, wo er ein gewaltiger Prieſter wurde, der den Kaiſer Karl krönte."

„Wo iſt denn dieſe prächtige Geſchichte paſſirt?" fragte Unno's Freund.

„Wo? — — Nun, wo die Juden wohnten, in Jeruſalem."

„Ach, in Jeruſalem."

„Ja, dort. Und ich meine eben, unſer Herr Kuno iſt auch ſo eine Art Bruder Daniel, der lebendig wieder herauskommt, wenn er ſich auch in einen Löwenrachen hinein wagte; um den iſt mir nicht bange."

„Alſo meinſt du, daß wir hier warten müſſen?"

„Ja, wenigſtens bis es Tag geworden iſt."

„Ach, wenn es nur nicht der jüngſte Tag für uns wird."

„Ei, es hat ſich hier was, ſobald die Sonne hier hineindringt, kehren wir um."

„Lieber Freund, iſt es denn auch wahr, daß bei den Heiden die Sonne ſcheint? Vielleicht haben ſie nur den Mond; ich hörte wenigſtens ſehr oft unſere Prieſter ſagen, ſie verdienten es gar nicht, daß ſie Gottes Sonne beſcheine, und die Heiden lebten in großer Finſterniß."

„Hm, das iſt möglich — aber — — —"

„Nun, aber?"

„So ſei doch ſtill."

„Warum das?“

„Sei doch still, sage ich.“

„Was hast du denn?“

„Zum Donner — — hörst du nicht ein Geräusch?“

In diesem Augenblicke ließ sich ein gellender Pfiff hören; sofort erwiderte Unno dieses Zeichen, und Beide traten aus dem Walde hervor.

„Das ist er endlich!“ riefen sie mit freudiger Ueberraschung.

Es näherte sich ihnen in der That eine Gestalt, die sie aber noch nicht erkennen konnten.

„Das ist unser Kuno nicht,“ meinte Unno, als ihnen der Annähernde nahe genug war, um denselben zu erkennen.

Er war es wirklich nicht, sondern der Priester.

„Freunde,“ sagte er, und warf seinen Pelz ab, „ich bin ein Priester, mich sendet Euer Herr zu Euch, denn er selbst kann nicht kommen; vielleicht wird er nimmer kommen, denn sein Leben ist in Gefahr. Doch noch ist Rettung, so Ihr gewissenhaft ausführen werdet, was er Euch durch mich befiehlt. Eilt sofort zurück, von wannen Ihr gekommen seid. Ihr werdet den Weg hoffentlich nicht verfehlen, habt Ihr doch gewiß mit Euren Aexten die Kennzeichen zurückgelassen, die Euch sicher leiten werden. Sagt Herrn Benno, welcher an des Hauptmanns Kuno Statt die Leute befiehlt, bis er wiederkehren würde, er habe ungesäumt aufzubrechen und sich mit seinen Leuten auf dem kürzesten Wege hierherzubegeben, aber auch nicht einen Augenblick dürfe er verlieren. Dann mag einer von Euch sich sofort zum Markgrafen begeben, um ihm zu bestellen, daß er ebenfalls mit seinen Leuten aufbreche und den Weg nach Brennabor einschlage. Die Stadt sei sein, wenn er sie zu erreichen sich beeilen werde. Hier,

dieſes Schwert des Krolen bringt ihm als Wahrzeichen. Nun macht Euch flugs auf den Weg. Nehmt meinen Segen mit, und ſo Ihr Alles gut und verſtändig ausrichten werdet, ſoll der Lohn dafür nicht ausbleiben. Habt Ihr verſtanden, und werdet Ihr thun, wie ich Euch geheißen?"

„Ob wir es thun werden!" riefen die beiden Sachſen. „Es betrübt uns nur, daß unſer wackerer Herr Kuno in Gefahr iſt. Können wir nichts zu ſeiner Rettung thun?"

„Ihr thut genug, wenn Ihr nach meinem Auftrage handelt. Unſer lieber Herr Gott wacht über ihn, und ohne ſeinen Willen wird ihm kein Haar gekrümmt werden. Wenn Ihr Alles pünktlich ausführt, dann bürge ich für ſeine Rettung."

„Nun, beim heiligen Kreuz!" rief Ulmo, „da müßten wir keine Chriſtenmenſchen ſein, wenn wir ein Titelchen von dem unterließen, was Ihr uns geſagt. Ihr ſollt bald von uns hören, Herr Prieſter. Rechts um, Bruder."

„Gott geleite Euch!" rief der Prieſter, ſeine Hände ſegnend über ſie ausbreitend. „Auf Wiederſehen, meine Freunde.

Mit dieſen Worten verließ er die beiden Sachſen, er ſelbſt aber eilte mit getroſtem Herzen nach dem Grote zurück.

4.

Wie es dem Prieſter möglich wurde, der Wachſamkeit der Wenden zu entgehen, das iſt jetzt zu berichten:

Während im Zimmer des Krolen über das Schickſal

Kuno's entschieden wurde — denn vor allem Volke über ihn Gericht halten, hieß ihn dem Tode weihen — berechnete dieser furchtlose und kecke Deutsche die Möglichkeit seiner Rettung. Sich mit seinem guten Schwerte durchzuhauen und zu den beiden Sachsen durchzuschlagen, schien ihm der einzige Ausweg zu sein, als er vernahm, daß Perzelaw auf seinen Tod bestand und der Krole ihn nicht schützen konnte; und schon war er im Begriff hervorzubrechen, als er vernahm, daß eine große Anzahl Leute in's Zimmer drang, in welchem sich der Krole und Perzelaw befanden. Hierdurch änderte sich seine Lage sehr zu seinen Ungunsten, denn er konnte jetzt wohl schwerlich darauf rechnen, sich durch diese große Anzahl Wenden durchzuschlagen; sein Leben so theuer als möglich ihnen hinzugeben, das war das Glücklichste, was er jetzt noch hoffen konnte. Ein Anderes zu erwarten, auf irgend eine Rettung zu harren, auf die Gunst irgend eines Zufalls zu bauen, das schien ihm thöricht zu sein; der Einzige, der ihn noch zu retten vermochte, das war der Krole; aber er sah nicht ab, wie dieser, selbst wenn er den guten Willen gehabt hätte, das anfangen sollte. So faßte er denn sein Schwert mit kräftiger Faust, stieß die Thüre mit seinem Fuße auf und mit dem Rufe: „Gott mit dem Christen, Ihr wendischen Hunde!“ stürzte er sich in die Mitte des Haufens, der sichtlich überrascht zurückprallte und ihm Platz machte. Schon hatte Kuno fast den Ausgang erreicht, als sich Perzelaw zuerst ermannte und ihm nachsprang. Die Wenden folgten ihm unter dem fürchterlichsten Rachegebrüll, und Kuno sah sich genöthigt, umzukehren und sich mit dem Rücken an die Wand lehnend, vertheidigte er sich wie ein Löwe gegen die auf ihn eindringenden Feinde.

„Nur heran, heran, Ihr Heidenseelen!“ rief Kuno

mit ſeinem kecken Uebermuthe, welcher ihn ſelbſt in der größten Gefahr nicht verließ, „ich werde Euch zeigen, wie ein deutſches Schwert wettert. Kommt nur her, Mann für Mann, wenn Ihr Muth genug habt, oder auch Alle, ich fürchte mich nicht.“

Dieſer Hohn vermehrte die Wuth der Wenden, und Keulen und Schwerter fielen hageldicht auf den Chriſten ein. Daß er trotz aller Tapferkeit bald unterliegen mußte, war einzuſehen: da erſchallte Perzelaw's Stimme, welcher zu viel Ritterlichkeit beſaß, um ohne Schaam des Chriſten Stolz hinnehmen zu können.

„Zurück, Ihr Leute,“ rief er, „der Bube ſoll nicht ſterben in dem Glauben, daß die Wenden nur zu ſchlachten verſtehen, wie die Chriſten, ſondern daß ſie euch zu fechten wiſſen. Wahrlich, ein beſſeres Loos, als wie ein Hund zu ſterben, hat dieſer Menſch nicht verdient; doch zu unverdient wäre der Ruhm, das unſer ein ganzer Haufe ihn zu bezwingen nöthig war. Geht zurück — es mag ſich Einer melden, der mit ihm kämpfen will, und ich werde ihn, ſo gut ich kann, belohnen, wenn er ihn niedermacht. Er ſoll nicht ſterben durch die Hand eines Wendenfürſten.“

Als Perzelaw dieſe Worte ſprach, durchzuckte eine fürchterliche Wuth Kuno's Herz; aber es ſtand noch Einer in der Mitte des Haufens, der voll Grimm auf den edlen Perzelaw blickte.

Es war der Krole.

Er drängte ſich näher an ſeinen Vetter heran, und in dem Augenblicke, in welchem Kuno mit feuerrothem Zorngeſicht ſein Schwert auf die Wenden niederſauſen ließ und rief:

„Kommt nur Alle, Alle, Ihr wendiſchen Hunde, ich ſag' es noch einmal, Ihr ſeid mir nicht zu viel!“ —

In dieſem Momente ſtieß Perzelaw einen entſetzlichen Todesſchrei aus und fiel blutend in die Arme des Krolen.

Die Wenden wichen beſtürzt zurück, und Kuno wollte dieſen Augenblick benutzen, ſich Bahn zu brechen, aber es war nicht an Entrinnen zu denken. Die Wuth der Wenden war über alle Beſchreibung groß, als ſie ihren geliebten Fürſten fallen ſahen; ſie drangen auf Kuno mit einem Gebrüll ein, von dem das Schloß erzitterte — es war um den Chriſten geſchehen.

Es war nur Einer, welcher dieſer Scene ruhig, wenn auch voll innerer Bewegung zugeſchaut hatte — der Prieſter.

Als er Perzelaw fallen ſah, ſuchte er ſich durch den wüthigen Haufen hindurchzuſtehlen, und da ihn in der Wuth des Kampfes, welche allein auf Kuno gerichtet war, Niemand beachtete, ſo gelang es ihm glücklich, den Ausgang des Schloſſes zu gewinnen und die beiden Sachſen zu erreichen.

Daß er Kuno nicht mehr lebendig vorfinden würde, daran zweifelte er nicht; aber er hatte die Hand geſehen, welche Perzelaw den Todesſtoß gab, und hoffte nun mit Gewißheit, daß der Pakt zur Erfüllung kommen würde, welcher zwiſchen dem Krolen und Kuno abgeſchloſſen war.

Als er das Grot wieder erreichte, war die Scene gänzlich verändert; vor dem Schloſſe, um die Eiche, wogte der Wenden Menge; es war nicht möglich, unbemerkt das Grot zu erreichen, und doch lag dem Prieſter Alles daran, den Krolen zu ſprechen, den er noch im Schloſſe vermuthete.

Um ſich Gewißheit zu verſchaffen, daß Kuno nicht mehr am Leben ſei, kletterte er auf einen Baum, und

jetzt vermochte er den ganzen Platz vor dem Grote zu überschauen.

Der Priester zuckte freudig zusammen — noch lebte Suno.

Er schien gänzlich unverwundet zu sein, denn er stand aufrecht mit stolz erhobnem Kopfe, aber seine Hände waren mit starken Banden gefesselt, und sein Körper an der Eiche befestigt. Die ganze Schaar der Wenden umstand ihn, und ihre Blicke waren wie eben so viele tödliche Pfeile auf den dem Tode unrettbar Verfallenen gerichtet.

Der Krole war noch nicht da, man schien ihn zu erwarten.

„Vier Stunden Zeit," murmelte der Priester, „und er ist gerettet — vier Stunden Zeit, lieber Gott!"

Mit diesen Worten blickte er flehend zum Himmel, und es schien wirklich, als wollte ihn Gott erhören, denn ein glücklicher Gedanke fuhr wie ein Blitz durch seine Seele.

Er ließ sich schleunigst wieder zur Erde hinab, warf das Sklavengewand, unter welchem er sein Priesterhemde trug, ab und so — als Priester des Kreuzes, ging er in feierlichem Schritt gerade auf die Wenden zu.

„Platz! Platz!" rief er mit lauter Stimme, „seht Ihr Wenden nicht, daß ich ein Priester des wahren Gottes bin? Ich verlange nichts von Euch, als mich mit meinem Bruder sterben zu lassen, nachdem ich ihm meinen Segen ertheilt habe."

Obgleich die Wenden eine heidnische Nation waren, so standen sie doch auf keiner geringeren Stufe der Bildung und der Moral als die Christen und die Deutschen. Das Christenthum ward in damaliger Zeit, da

ſtatt des Evangeliums das Schwert unter die Hei-
trug, von jenem Fanatismus getragen, der aller-
gs zu Helden-, aber auch zu Unthaten geführt, und
er kam es, wie ſchon geſagt, daß eben ſo oft der
ß, welchen dieſe einflößten, der Verbreitung des
riſtenthums hinderlich, als ihm die Bewunderung,
che jene einflößten, förderlich war: denn, wie alle
geriſchen Völker, achteten auch die Wenden die See-
größe und den Muth an ihren Feinden, wenn nicht
geſtacheltes Rachegefühl dieſe übrigens dem Menſchen
natürliche Empfindung niederſchlug.

So war es auch jetzt eine gewiſſe Achtung vor dem
desmuthe des chriſtlichen Prieſters, welche die Wen-
ohne Murren zurückweichen und ihn ungehindert bis
Kuno herantreten ließ. So ſehr auch der allgemeine
ß auf dieſen, als den Mörder Perzelaw's und der
ßig Wendenfürſten, gerichtet war, man hob jetzt keine
nd gegen den Prieſter auf, obgleich jeder Wende mit
darüber einig war, ihn mit Kuno ſterben zu laſſen.

Dieſer blickte in ſprachloſer Ueberraſchung auf den
thigen Prieſter, welcher ihm jetzt wie eine höhere Er-
inung vorkam, die Gott zu ſeiner Rettung oder we-
ſtens zu ſeinem Troſte ſandte.

„Mein Sohn," ſagte leiſe der Prieſter, indem er
e Hände wie zum Seegen über Kuno's Haupt aus-
tete, „verzage nicht, Gott iſt mit uns, er wird uns
t verlaſſen."

„Ich werde hier ſterben wie ein Hund, mein guter
ter," verſetzte Kuno, „und ich bereue es, dem ſpitz-
iſchen Krolen mein Schwert ausgeliefert zu haben.
war ein Narr, und es iſt mir jetzt ſchon recht, wenn
wie ein Hund krepiren muß."

„Du haſt dem Krolen dein Schwert gegeben?"

„Ich habe es ihm gegeben, denn als sein nichtswürdiger Vetter gefallen war, forderte er mich auf, mich zu ergeben, da ich ja doch verloren sei. Dabei gab er mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich ihm folgen sollte und er mich retten würde. Nun, der Tod hatte mich schon ganz und gar beim Kragen gepackt, ich sah ihn mit Gewißheit vor mir und folgte ihm. Darauf beschwichtigte er die Hunde und sagte ihnen, daß sie mich jetzt bequemer abschlachten könnten, nachdem ich wehrlos wie ein Kind war. Meiner Seel', er hatte Recht. Ich stehe da wie ein Narr, und möchte vor Aerger schier bersten, obschon ich's mir äußerlich nicht merken lasse, daß ich nun ruhig mit ansehen werde, wie sie mir meine Wampe aufschneiden und das Herz und die Eingeweide wie einem Ochsen die Kaldaunen ausnehmen. Geschieht mir recht, ich sag's Euch."

„Mein Sohn," sagte der Priester, „so Gott uns hilft, wird es nicht geschehen; ich habe Hoffnung, daß der Krole sein Wort halten werde, wo nicht, so denke an unsers Herrn Kreuzestod und leide muthig um seinetwillen."

„Habt Ihr ein Messer?" fragte Kuno plötzlich, welcher die letzten Worte des Priesters wenig beachtet hatte.

„Ich habe keins, mein Sohn, und wozu würde es dir nützen?"

„Meine Bande zu zerschneiden —"

„Und dann?"

„Dann würde ich mich auf den ersten Wenden stürzen, der mir nahe genug käme, um ihm seine Waffe zu entreißen, und nicht zum zweiten Male soll der tückische Krole mich überlisten, nicht zum zweiten Male sollen sie mich binden; das schwöre ich Euch!"

In dieſem Augenblicke entſtand in dem Haufen der
den eine große Bewegung; der Prieſter, welcher bis-
während des ganzen Geſpräches mit Kuno, in ſeiner
nden Stellung verharrt hatte, ſchaute ſich um, und
Geſicht überflog ein Freudenſtrahl.

„Es iſt der Krole," ſagte er zu Kuno; „vor Allem
Sohn, verliere die Ruhe nicht, gieb Acht auf Al-
was hier geſchehen wird, der Krole hat etwas in
Erſcheinung, was mir deine Rettung verheißt."

„Er iſt ein Fuchs," brummte Kuno, „aber ich hoffe
nichts von ihm."

„Nein, mein Sohn, nichts von ihm, aber Alles
Gott."

Und nun wandte ſich der Prieſter von Kuno ab
erwartete den Krolen, welcher jetzt gerade auf die
zuſchritt.

6.

Tugumir's Stirne runzelte ſich, als er den Prieſter
rte. Dieſer aber errieth, was in des Krolen In-
vorging und ſagte, als ihm Tugumir nahe ge-
war:

„Krole, du haſt mich mißverſtanden, ich war weit
nt, dich verrathen zu wollen; bleib du nur deinem
rechen getreu und ſuche ein paar Stunden Zeit zu ge-
n, denn dieſer Ort wird bald von den Unſern be-
in. Thue was du vermagſt, uns zu retten, wo
ſo werden wir als gute Chriſten zu ſterben wiſſen;
ie Schwerter unſers Volkes werden ſich im nächſ-
ugenblicke in dein und deines Volkes Blut tauchen.
du aber den feſten Willen, uns zu retten und
Verſprechen treu zu bleiben, ſo laſſe mich ge-
n."

„Kannſt du dich retten, ohne mich irgend einer Gefahr auszuſetzen," ſagte der Krole, „ſo will ich dich gewähren laſſen."

„So mache deinem Volke bekannt," verſetzte der Prieſter, „daß ich ihm Wichtiges mitzutheilen habe."

„Wiſſe aber," verſetzte Tugumir, den Prieſter noch immer mit mißtrauiſchen Augen betrachtend, „wenn ein Wort über deine Lippen kommt, das von mir Böſes ſpricht, ſo biſt du des Todes."

„Fürchte nichts, Krole, und laß mich reden," ſagte der Prieſter.

Es war hohe Zeit, daß die Unterhandlung zwiſchen den Beiden zu Ende kam, denn ſchon wurden die Wenden ungeduldig, und in dieſem Augenblicke näherten ſich verſchiedene wendiſche Häuptlinge dem Krolen.

Da trat der Prieſter in die Mitte des Platzes und rief mit lauter Stimme:

„Wenden, ich habe ſo eben von Curem Krolen umſonſt mein Leben und das Leben meines armen Bruders erfleht. Er hat mich unerbittlich zurückgewieſen. Ich habe ihm verſprochen, ihm ein großes Geheimniß zu entdecken, aber er will unſer Leben. Habt Ihr nicht auch ein Wort mitzuſprechen im Rathe Eures Fürſten? Ich wende mich an Euch, wollt Ihr, daß ich reden oder daß ich ſterben ſoll?"

„Sterben! ſterben!" riefen die Wenden.

„Gut, Ihr wollt unſern Tod," ſagte der Prieſter ſehr ruhig; „wiſſet aber, daß Ihr mir Alle folgen werdet, ehe wenige Stunden vergehen."

„Wir haben unſere Waffen," riefen die Wenden.

„Ihr habt Eure Waffen," verſetzte der Prieſter, „und Ihr werdet dennoch rettungslos verloren ſein, wenn Ihr mich tödtet."

Jetzt trat der Krole auf den Prieſter zu und rief mit donnernder Stimme:

„So ſprich, Hund!“

„Du verbürgſt uns alſo das Leben, Krole?“ fragte der Prieſter.

„Nein! nein! nein!“ riefen die Wenden; „ſie haben das Blut unſerer Fürſten vergoſſen, ſie ſollen ſterben.“

„Du hörſt es, Hund,“ ſagte der Krole und wandte ſich dann an die Wenden.

„Leute,“ rief er, „giebt es kein Mittel, dieſem Elenden ſein Geheimniß zu entlocken, das er uns nicht freiwillig bekennen will?“

Da trat aus der Mitte des Wendiſchen Volkes eine Geſtalt hervor, welche ſelbſt den ruhigen, zuverſichtlichen Prieſter mit Schauder erfüllte.

Es war ein Wende von rieſiger Größe, mit einem überaus häßlichen Geſichte; in ſeiner Fauſt hielt er eine rieſige Keule. Er war gänzlich in Pelz gekleidet, und wild umflatterte ihn ſein ungewöhnlich langes und ſtruppiges Haar. Dieſer Wende wurde ſelbſt von ſeinen Freunden gefürchtet, denn mit ſeiner fürchterlichen Kraft verband ſich ein jähzorniges und grauſames Gemüth. Keiner konnte ſich rühmen, ſo viele unſchuldige Chriſtenkinder in's Feuer geworfen, ſo viele arme Mütter und Jungfrauen erwürgt und mit den entſetzlichſten Foltern gepeinigt zu haben. Dieſer Menſch trat jetzt alſo hervor und ſah den Prieſter mit einem wilden und zugleich höhniſchen Blicke an. Dann ſchlug er eine entſetzliche Lache auf und rief:

„Soll ich dieſem Narren ſein Geheimniß entlocken?“

„Der Wolf! Der Wolf!“ riefen die Wenden.

„Ja, der Wolf," rief der rieſige Wende lachend. „Soll ich dieſen Bock da zum Reden bringen? ſoll ich?"

So fatal dem Krolen das Auftreten des Wenden Wolf auch war, ſo mußte er ſich doch fügen, denn ein wendiſcher Krole war kein König nach unſern heutigen Begriffen. Im Kriege war jeder kampfesfähige Wende ein ſtarker, mächtiger Mann; das Anſehen und die Macht des Krolen hing gänzlich von ſeiner Uebereinſtimmung mit den wendiſchen Prieſtern und ſeinen Kriegern ab.

„Er wird uns ſein Geheimniß ſchon freiwillig mittheilen," ſagte der Krole. „Nicht ſo, Chriſt?"

„Ei was brauchen wir ſeinen Mund," rief Wolf; „ſind uns ſeine Eingeweide nicht ſicher? Sind hier nicht Prieſter unter uns, die ſie zu deuten verſtehen? Aber laß es mich nur machen, Krole, ich öffne auch ſeinen Mund."

Die Wenden gaben ihre Zuſtimmung zu erkennen, und in demſelben Augenblick hatte Wolf den unglücklichen Prieſter gepackt. Gleichſam als wollte er ſeine rieſige Kraft erſt ſpielen laſſen, ſchleuderte er den Prieſter bloß hoch in die Luft und fing ihn zum allgemeinen Ergötzen der umſtehenden Wenden wieder auf.

„Wirſt du nun reden?" fragte der Rieſe ſpöttiſch.

Sobald aber der Unglückliche den Mund öffnen wollte, wiederholte Wolf ſein erſtes Spiel, und ſo that er mehrere Male.

„Wirſt du nun reden?" fragte er dann wieder.

Der Prieſter warf einen Blick voll frommer Ergebung zum Himmel. Er machte ſich auf den Tod gefaßt. Er erkannte, daß aus den Händen dieſes Menſchen kein Entrinnen war.

„Alſo du bleibſt ſtumm," höhnte Wolf; „nun gelt,

Der Gohe Erigluff.

wette, daß Du den Mund aufsperren wirst wie ein
ler Fisch."

Mit diesen Worten packte er sein Opfer bei den
inen und spielte von Neuem mit ihm Fangball.

Der Jubel der Wenden über dieses Kunststück war
nzenlos. Der Priester verlor von den heftigen Schwen-

lungen und Fällen die Beſinnung, ein betäubender Schwindel hatte ſich ſeiner bemächtigt.

Jetzt trat der Krole dazwiſchen.

Er erfaßte den Prieſter und fragte ihn, ob er ſein Geheimniß jetzt entdecken wollte.

Dieſer nickte mit dem Kopfe, daß er es wollte.

Nun gebot Tugumir Ruhe und die Wenden lauerten geſpannt auf die Aeußerung des Prieſters.

„Ich will das Geheimniß entdecken," ſagte dieſer, „aber Niemandem anders als Eurem Krolen. Ich werde reden, ſobald man mich in das Schloß zurückführt."

„Nein, hier, hier," riefen die Wenden.

„Ruhe," gebot der Krole, „man thue, was der Chriſt begehrt. Ich werde mit ihm nach dem Schloſſe zurückkehren. Ihr aber erwartet mich hier in aller Ruhe. Sorgt nicht, dieſer und jener verrätheriſche Hund dort, ſie bleiben Euch. Der Tod iſt ihnen gewiß."

Mit dieſen Worten winkte der Krole einem Wenden, welcher den Prieſter nach dem Schloſſe führte. Tugumir folgte.

Die Wenden harrten eine Weile ſtillſchweigend auf die Rückkehr des Krolen, da dieſe ſich aber verzögerte, verloren ſie die Geduld, und um ſich die Zeit zu vertreiben, wandten ſie ſich wieder dem unglücklichen Kuno zu, welcher noch immer knirſchend am Baume ſtand, vergebens bemüht, ſich ſeiner Feſſeln zu entledigen.

Plötzlich rief ein Wende:

„He, Du Wolf aller Wölfe, vermagſt Du auch mit dem da Fangball zu ſpielen?"

„Zweifelt Ihr?" rief der rieſige Wende prahleriſch, „und wären es zwei ſolcher deutſchen Hunde, ich nehme in jede Hand einen."

„Verſuch es," riefen die Wenden.

„Gewiß werde ich es verſuchen," antwortete Wolf und ſchritt auf Kuno zu, deſſen Augen wie die eines Ebers funkelten.

„Komm', Freundchen, wir wollen ein wenig mit einander ſpielen," höhnte der rieſige Wende, indem er Kuno's Banden mit ſeinem langen Meſſer zerſchnitt; „wir wollen uns ein wenig unterhalten, bis unſer Krole wiederkehrt."

Die Banden Kuno's waren durchſchnitten, er fühlte ſich frei, aber zugleich hatte ihn die ſchwere, eiſerne Hand des Rieſen gepackt und hielt ihn feſt umklammert.

„Jetzt oder nie!" dachte Kuno.

Und alle ſeine Kräfte zuſammennehmend, ſchlug er mit fürchterlicher Gewalt dem Rieſen aufs Antlitz, ſo daß er Auge und Naſe traf und ihm das Blut über Wange und Mund lief. Zu gleicher Zeit entriß er ihm das Meſſer und ſtieß es dem Rieſen, welcher wie ein getroffener Eber brüllte, tief in den Unterleib, daß er verröchelnd und zappelnd zur Erde fiel. Entſchloſſen, ſein Leben nun auf's Aeußerſte zu vertheidigen, ergriff Kuno die Keule des getödteten Wenden und ſo an die Eiche gelehnt, erwartete er feſten Blickes die Wenden.

Dieſe waren zuerſt von dieſer unerwarteten Scene auf's Höchſte überraſcht. Bald aber richtete ſich ihre ganze Wuth auf den Chriſten, welcher wie ein zürnender, unbeſiegbarer Gott an der Eiche ſtand. Ein entſetzliches Geheul verkündete den ausbrechenden Sturm, in einem Nu war Kuno von ſeinen Feinden umringt, und ſo tapfer er auch focht, ſo mancher Wende auch von ihm tödtlich getroffen wurde, er vermochte der Uebermacht nicht lange zu widerſtehen, und nach einigen Minuten lag er, ein blutiger, zu einer unförmlichen Maſſe zuſammengehauener Leichnam, neben der Eiche am Boden.

7.

Als die Wenden ihre Wuth an Kuno befriedigt hatten, erinnerten ſie ſich, daß noch ein Gegenſtand für dieſe vorhanden ſei, und begriffen nicht, warum der Krole mit dem Prieſter noch immer nicht zurückgekehrt war. So war ſchon eine ziemliche Zeit verſtrichen, und ſie entſchloſſen ſich endlich, nach dem Grote zu gehen, um zu ſehen, was ihren Krolen daſelbſt ſo lange zurückhalte. Aber dieſer ſo wenig wie der Prieſter waren im ganzen Grote zu finden. Sie durchſuchten alle Gemächer, aber ganz vergeblich. Niemand konnte ihnen ſagen, wo ſich der Krole aufhielt. Mit dieſem Suchen verging eine geraume Zeit. Da ertönten plötzlich Trompetenſchall und Waffenlärm. Es war plötzlich, als wurde das Gehölz lebendig; deutſche Krieger, vom Kopf bis zur Zehe bewaffnet, brachen hervor und fielen über die erſtaunten Wenden her. Ein entſetzliches Getümmel entſtand, ein fürchterlicher Kampf entbrannte. Die Wenden, vom Schrecken übermannt, nicht ahnend, wie groß die Anzahl der Feinde ſei, flohen vor den Deutſchen in wilder Flucht. Der Weg nach Brandenburg hin wurde mit erſchlagenen Wenden beſäet. Die Deutſchen folgten den Flüchtigen auf dem Fuße bis hart vor Brandenburg. Die flüchtigen Wenden, welche dem Blutbade entkommen waren, warfen ſich in die ſtark befeſtigte Burg. Die Deutſchen machten im Angeſichte derſelben Raſt. Sie warteten auf den nachfolgenden Markgrafen und ſahen der Uebergabe der Stadt mit Zuverſicht entgegen.

Während dies Alles geſchah, war der Krole Tugumir längſt in Brandenburg. Der Prieſter hatte den rechten Augenblick klug zu benutzen gewußt, den Krolen

für ſeinen Plan zu gewinnen. Er hielt es für das Gerathenſte, Kuno ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und er glaubte auf dieſe Weiſe ſeine Rettung am leichteſten zu bewerkſtelligen; wenigſtens rechnete er auf einen bedeutenden Aufſchub, der ihm die Rettung Kuno's nicht unwahrſcheinlich machte. Auf die Entfernung des Krolen drang er, um ihn allen böſen Einflüſſen und Zufällen zu entziehen und ihm die Uebergabe der feſten Stadt möglich zu machen.

Doch hatte der Krole noch einen harten Stand. Es waren in Brandenburg nicht wenig Krieger zurückgeblieben, auch waren noch eine Menge Wenden aus den fernen Gauen inzwiſchen angekommen, und dieſe waren ungemein befremdet, als der Krole plötzlich unter ihnen erſchien. Namentlich betrachtete ihn der wendiſche Prieſter, welcher dem dreiköpfigen Triglaff diente, mit argwöhniſchen Augen. Tugumir half ſich mit der Ausrede, daß er ſich vor der Uebermacht der Deutſchen retten mußte und ſeine Gegenwart in der Hauptſtadt eiligſt geboten ſei, um die nöthigen Anordnungen zu ihrer Sicherheit ſelbſt zu leiten. Statt deſſen aber beſprach er ſich mit dem chriſtlichen Prieſter über die Uebergabe der Stadt, welche in der Nacht bewerkſtelligt werden ſollte; denn Tugumir glaubte, daß der Sturm über ihn losbrechen würde, wenn er ſich nicht eiligſt unter den Schutz der Deutſchen ſtellte.

Als die flüchtigen Wenden in die Stadt ſtürzten, und die Deutſchen Angeſichts derſelben lagerten, herrſchte hier eine dumpfe, düſtere Stimmung. Der Grive berief ſofort das Volk in den Tempel des Triglaff, woſelbſt man auch den Krolen erwartete. Dieſer aber erſchien nicht, ſondern wartete ruhig in ſeinem Schloſſe auf die Ankunft des Prieſters, der in wendiſche Kleidung gehüllt

ſich nach den Thoren der Stadt begeben hatte, um ihm Gero's Ankunft anzuzeigen. Die Wenden aber hielten im Tempel einen ſehr ſtürmiſchen Rath. Man verlangte nach dem Krolen, und es wurden Stimmen laut, welche ihn ohne Umſchweife des Verraths bezichtigten. Der Tumult wurde ſo arg, daß der Grive nicht zu Worte kommen konnte, und nur mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, den Sturm zu beſchwichtigen.

„Bei unſerem großen Gotte hier," ſagte der Grive, „es wird nicht lange zweifelhaft bleiben, ob unſer Krole ein Verräther iſt. Es mögen einige der Angeſehenſten unter uns ſich nach ſeinem Schloſſe begeben und ihn hierher beſcheiden und fragen, warum er nicht vor unſerm Gotte Triglaff erſcheint, um unſerm Rathe beizuwohnen. Wird er den Muth ſo ganz verloren haben, daß er glaubt, es iſt um unſere Stadt geſchehen, für die zweimal ſo viel Arme ſich erheben, als Menſchen darin ſind? Geht, und ſagt, er möge ſogleich erſcheinen, Triglaffs erſter Diener und alle Tapfern ſeines Volks erwarten ihn."

Der Befehl des Griven wurde ſofort vollzogen. Drei der Angeſehenſten in der Verſammlung gingen zu ihm. Sie hatten viel Mühe, ehe ſie Tugumir ſprechen konnten, denn ſchon hatte er verſchiedene ſeiner Umgebung beſtochen und mit in den Verrath gezogen. Tugumir, dem Alles daran lag, Zeit zu gewinnen, ließ ſagen, daß er ſofort in dem Tempel erſcheinen würde; aber man wartete vergebens eine geraume Zeit, und die heftigſten Aeußerungen wurden in der Verſammlung laut.

„Noch einmal," ſagte der Grive, „mögen ſich drei aus unſerer Mitte zu Tugumir begeben; kommt er nicht gutwillig, ſo bringe man ihn mit Gewalt."

Dieſer Befehl erhielt die Billigung der ganzen Verſammlung, welche ſogar insgeſammt vor ſein Schloß rücken wollte, um über ihn Gericht zu halten, aber der Grive hielt ſie davon ab, und ſo machten ſie ſich noch einmal auf den Weg, um Jugumir nach dem Tempel zu rufen. Aber es war zu ſpät. — Schon hatte Gero Brandenburg erreicht und der Prieſter dem Krolen die Nachricht gebracht. Sofort wurden die Thore der Stadt geöffnet, und die deutſchen Krieger zogen ungehindert in die wendiſche Hauptſtadt ein, während die Einwohner ſich voll Beſtürzung in ihre Häuſer flüchteten oder in den Tempel ſtürzten.

Als der Grive die Schreckensbotſchaft vernahm, ließ er ſich von dem nächſten Wenden ſein Schwert reichen, und nachdem er ein leiſes Gebet verrichtet hatte, fragte er die beſtürzten Wenden:

„Wer ſteht mit ſeinem Griven zum Schutze dieſes Tempels?“

Da erhoben ſich die Arme aller Wenden, und ſelbſt die anweſenden Frauen ſchwuren, für den Gott Triglaff zu ſterben, um ihn zu vertheidigen.

Vergeblicher Märtyrertod.

Geleitet von dem Prieſter, welcher zur Einnahme der wendiſchen Hauptſtadt ſo viel beigetragen hatte, der in der einen Hand das Schwert, in der andern das Kreuz hielt, ſtürzten die Deutſchen in den Tempel. Der Markgraf ließ den Wenden Gnade verheißen und verſprach, ihres Lebens zu ſchonen, wenn ſie den Tempel verlaſſen, die Waffen niederlegen und ſich ſtill nach ihren Wohnungen begeben wollten; aber weder die Furchtſamen und Verzagten, noch weniger die Todesmuthigen machten von dieſem Anerbieten Gebrauch. Nun ſuchten die Chriſten mit Gewalt in den Tempel einzudringen, und ein fürch-

terlicher Kampf entſpann ſich. Es war eine ſchreckensreiche Scene, das Wuthgebrüll der Kämpfenden, das Aechzen der Sterbenden, der Klang der tödtlichen Waffen erfüllte den Götzentempel. Es war ein grauſer, langer Kampf. Der Grive ſtand auf dem Opferſteine vor dem Götzen Triglaff und ermuthigte die Wenden, ihr Heiligthum zu vertheidigen. Der chriſtliche Prieſter ſuchte ſich bis zu dem Götzen hin mit dem Schwerte in der Hand Bahn zu brechen. Schon blutete er aus vielen Wunden, aber noch immer ſah man Schwert und Kreuz in ſeinen Händen. Dicht geſchichtet lagen die Todten auf beiden Seiten, aber immer vorwärts drang er mitten durch die blutige Todtengaſſe, bis er dicht vor dem Griven ſtand.

Der Grive ſah den herannahenden Chriſtenprieſter, ſein Auge flammte auf, mit der Linken das Kreuz erfaſſend, wollte er mit der Rechten den tödtlichen Hieb nach dem Prieſter thun; aber in dieſem Moment erfüllte ein entſetzliches Krachen den Tempel, der Götze Triglaff ſchmetterte zur Erde nieder, und unter ſeiner Wucht begraben lagen die beiden Prieſter des Götzen Triglaff und des heiligen Kreuzes.

Eine plötzliche Stille herrſchte auf einen Augenblick in dem blutgedüngten Tempel. Sowohl die noch lebenden Wenden wie die Chriſten flohen entſetzt aus demſelben, denn ſie glaubten, er falle über ſie zuſammen. Das Blutbad hörte auf. Man ließ die Wenden, welche die Waffen niederwarfen, ungehindert fliehen, die Chriſten ſtellten ſich vor dem Tempel auf und hielten vor demſelben während der ganzen Nacht Wache.

Niemand getraute ſich bis zum dämmernden Morgen in den Tempel hineinzugehen, ſo beherrſchte ſie der Schrecken und abergläubiſches Entſetzen. Erſt am Morgen drangen ſie hinein und richteten den umgeſtürzten

Götzen wieder auf. Die beiden Prieſter lagen gänzlich zerſchmettert unter demſelben. Man trug den Chriſten und die übrigen todten Deutſchen aus dem Tempel heraus, den man darauf gänzlich zerſtörte.

So war denn der Götze Triglaff gefallen und die wendiſche Hauptſtadt Brandenburg vollkommen in der Gewalt der deutſchen Chriſten.

Aber der Verräther Jugumir genoß nicht die Früchte ſeines Verraths.

IV.

Kreuz und Götze.

942—933 n. Chr. Geb.

1.

Eine ſchwüle, unheimliche Stimmung herrſchte in der Stadt Brennabor. Dieſe Stadt war zwar nun in den Händen der Chriſten, aber ihre Bewohner hielten ſich dennoch nicht für unterjocht, da ſie wohl wußten, daß ſie ringsum von Brudervölkern umgeben waren, welche nur auf eine paſſende Gelegenheit warteten, ihnen zu Hilfe zu kommen. Die Chriſten ſelbſt wagten es nicht, allzuweit vorzudringen. Gero begnügte ſich vorläufig mit dem Beſitze der Hauptſtadt. Er ließ dieſe noch mehr befeſtigen, und da Tugumir, gehaßt von ſeinen Landsleuten, ſich nur durch den Bei-

ſtand Gero's halten konnte, ſo ſah er es ſehr gern, daß ihm dieſer eine den Verhältniſſen angemeſſene ſtarke Beſatzung zurückließ. Tugumir nahm das Chriſtenthum an, und gelobte in Gero's Hand für die Ausbreitung deſſelben thätig zu ſein und die Mönche und Prieſter, welche Gero in großer Anzahl nach der wendiſchen Hauptſtadt kommen ließ, bei ihrem Bekehrungswerke zu unterſtützen. Ebenſo verſprach er, pünktlich den Tribut zu zahlen; dem Volke wurde aber außerdem noch der Zehnte auferlegt, welchen es an die Geiſtlichen zu ihrer und der chriſtlichen Kirche Unterhaltung zu zahlen hatte. — Nachdem dieſes Alles geordnet war, ließ Gero an die Wenden noch eine Aufforderung ergehen, und verſprach denen große Vortheile, welche ihm nach Deutſchland folgen wollten. Auf dieſe Weiſe und durch Zuzug von Deutſchen, welchen Ablaß verſprochen war, verſtärkte Gero ſein Heer, mit dem er dem Kaiſer Otto, welcher unglücklich gegen die Hunnen focht, zu Hilfe kam.

So waren denn die Wenden von ihrem fürchterlichſten Feinde befreit, aber dennoch vermochten ſie unter der drückenden Hand ihres eigenen Königs nicht aufzuathmen. Sie mußten es ſehen, wie ihr Tempel zur Kirche umgewandelt, wie an der Stelle ihres Götzen das Kreuz emporgerichtet wurde. Sie mußten es ſehen, wie man ihre Kinder mit Gewalt zum Taufſteine ſchleppte und ſie ſelbſt zwang, ſich taufen zu laſſen. Aber die Wenden waren weit entfernt, aufrichtige Chriſten zu ſein. Theils Zwang, theils Neugierde trieb ſie in die Kirche, und obwohl die chriſtlichen Prieſter durch alle die Mittel, deren der katholiſchen Kirche ſo viel zu Gebote ſtanden, auf die Sinne der Wenden zu wirken ſuchten, ſo blieben dieſe doch ziemlich kalt. Denn ſah ihr Triglaff nicht mächtiger und ſtärker aus, als Chri-

ſtus, der gekreuzigte Gott, und trieben dieſe Prieſter, welche mit ſo vieler Salbung das Wort Gottes verkündeten, nicht ohne Erbarmen die ihnen ſo verhaßten und gänzlich unbekannten Steuern ein?

Selbſt einem beſiegten, unterdrückten Volke ſtehen noch unzählige Mittel zu Gebote, wenn es ernſthaft ſeine Freiheit und ſeine Religion vertheidigen will, dem Unterdrücker zu widerſtehen, ihn zu täuſchen und ihm zu ſchaden. Als die Wenden ihren Tempel entgöttert ſahen, als die Prieſter in ihre Häuſer drangen und auch ihre Hausgötzen vernichteten, als ſich, wo nur immer ein paſſender Ort war, das Kreuz erhob, da flüchteten ſich die Wenden in die dichten Wälder ihres Landes, gründeten ſich neue Wohnſitze, lebten da vom Fiſchfange und der Jagd und beteten ungeſtört zu ihren Götzen.

Jugumir bot zwar alles auf, die Flucht ſeiner Landsleute und die Entvölkerung Brandenburgs zu verhindern, und die chriſtlichen Prieſter drangen ſogar in ihn, eine Todesſtrafe auf den Abfall vom Chriſtenthum zu ſetzen; das aber verhinderte nicht, daß die Wenden ſelbſt in der Stadt heimliche Zuſammenkünfte hielten und zu ihren Götzen beteten.

Gewiß wären dieſe Verſammlungen von dem Argusauge der chriſtlichen Geiſtlichkeit ſchon längſt erſpäht worden, hätte nicht ein Weſen über ſie gewacht, welches, ſcheinbar machtlos und unfähig zu jedem Widerſtande, dennoch in dieſer Zeit die Geſchichte des wendiſchen Volkes in ſeiner Hand hielt.

Es war Mirrel.

2.

Bevor wir erzählen, welche Heldenrolle dieſem wendiſchen Mädchen in der Geſchichte ihres unglücklichen

Volkes zuertheilt wurde, müſſen wir ein Verhältniß erwähnen, das in der erſten Erzählung wohl angedeutet, aber nicht näher in's Auge gefaßt worden iſt, wir meinen Otto's Liebe zu Mirrel. Wenn auch zwiſchen den Deutſchen und Wenden vom 9ten bis 12ten Jahrhundert ein beſtändiger Krieg herrſchte, welcher nur mit dem gänzlichen Untergange der einen oder der andern Nationalität enden konnte, ſo lagen doch Zeiträume dazwiſchen, in welchen eine minder feindliche Berührung der beiden Nationen manche That der Liebe und des Segens aufkeimen ließ. Es waren Zeiten, in welchen gegenſeitige Ermüdung zum, wenn auch kurzen, Frieden drängte; es waren Augenblicke der gegenſeitigen Ermüdung und verſöhnlichen Annäherung, die in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten des Haſſes dennoch nicht gänzlich fehlen konnten. Und ſolch' ein Moment war es, als Otto, welcher ſeinem Vater nach Brandenburg gefolgt war, die ſchöne Mirrel, die Schweſter des tapfern Stoinef und Rakko kennen lernte und lieb gewann.

Es hatten auch damals ſchon die Wenden äußerlich das Chriſtenthum angenommen, und einige von ihnen waren wirklich aufrichtige Chriſten. Der tapfere Stoinef ſelbſt und die ſchöne Mirrel bekannten ſich dazu, aber weil ſie Beide überzeugt waren, daß Chriſtenthum und Unterjochung für ihr Volk eines und daſſelbe bedeute, konnten ſie ſich doch nicht ganz mit dem Kreuz befreunden, und unterſtützten ihre Prieſter, wo es galt, den Götzendienſt aufrecht zu erhalten, ohne der Humanität Abbruch zu thun. Ihr Streben war eigentlich nur auf einen, wenn man ſo ſagen kann, veredelten Götzendienſt gerichtet.

Indeß ſprachen ſich Otto und Stoinef über dieſen

Gegenstand zu wenig aus, um deshalb in Streit zu gerathen, beide Jünglinge lernten sich lieben und lebten in der schönsten Eintracht. Eben so gestaltete sich das Verhältniß zwischen Otto und der schönen Mirrel zu einer wirklich innigen Liebe, und in der frohen Hoffnung ihrer jugendlichen Schwärmerei gelobten sie einander Hand und Herz, wenn der Friede zwischen ihren Nationen völlig hergestellt sein würde.

Wie anders sich die Verhältnisse gestaltet, als zwei Liebende geträumt, das haben wir gesehen. Heftiger als je war nun die Feindschaft zwischen den Germanen und den Slaven, den Wenden und den Deutschen entbrannt. Lange schwankte das Zünglein der Schicksalswaage hin und her, bis sich das Verhängniß erfüllt hatte und die germanische Welt über die slavische triumphirte.

Obwohl Mirrel, wie gesagt, wahrhafte Liebe für Otto empfand, so war doch alsobald diese Liebe gänzlich in den Hintergrund getreten, als sie die schändliche Handlung Gero's erfuhr. Sie haßte mit dem hinterlistigen Vater nun auch den Sohn, sie haßte das Christenthum, sie haßte das Kreuz — sie liebte nur Eines noch, ihr Vaterland.

Es war nicht Sitte bei den Wenden, daß die Frauen, den Amazonen gleich, mit in den Kampf zogen. Am stillen Herde war ihnen der Platz angewiesen; den Vater, den Gatten, die Kinder zu pflegen und zu warten, war ihr Brauch; nicht Herrinnen waren sie, nicht Sklavinnen; rauh war ihr Leben, heilig ihr Beruf, geräuschlos ihre Wirksamkeit. So lebten die wendischen Frauen und Mädchen, und so lebte auch Mirrel, obwohl sie eine Fürstentochter war. Als aber die Männer in den Krieg zogen, da kam sie in Versuchung, an der Seite ihres tapferen

Bruders dem Schwerte der Deutſchen zu begegnen, und
icher hätte ſie es über ſich vermocht, den tödtlichen Pfeil
uf ihren ehemaligen Geliebten zu ſchleudern.

Aber Perzelaw geſtattete ihr nicht, von der Sitte
vendiſcher Jungfrauen abzugehen. „Nicht das Schwert,
as Spinnrad iſt die Zierde der Frauen, iſt der Schmuck
nd die Ehre der Weiblichkeit,“*) ſo ſagte er, und Mirrel
nußte ihren Heroismus in ihre Bruſt verſchließen und
enigſtens äußerlich theilnahmlos den Gang der Ereig-
iſſe mit anſehen.

Da kam die ſo fürchterliche Nacht, in der ihr Va-
er ſie verließ, aber nicht wiederkehrte. Wohl hatte ſie
hn mit bangen Ahnungen entlaſſen und die ganze Nacht,
einer Rückkehr harrend, durchwacht. Als ſie hörte, daß
Lugumir in ' .r Stadt ſei, ſchickte ſie zu ihm hin, um
ich nach ihrem Vater zu erkundigen. Aber der Sklave,
en ſie ſandte, kehrte nicht wieder.

Sie ſchickte einen zweiten; er kehrte nicht wieder.

Sie ſchickte einen dritten; auch er kam nicht wie-
er zurück.

Nun ging ſie ſelbſt.

Der Krole empfing ſie mit verſtellter trauriger
Miene, und als ſie fragte, wo ihr Vater ſei, da ergriff
r ſchweigend ihre Hand und führte ſie in ein anderes
Gemach. Daſelbſt fand ſie die drei abgeſandten Skla-
en; die Thüre flog zu, der Krole verſchwand, und
Mirrel war gefangen.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte ſie ihre Sklaven
ntrüſtet. „Oeffnet mir die Thür.“

*) Man fand in einigen alten Grabſtätten Spinnräder vor;
s wurde alſo höchſt wahrſcheinlich, wie den Männern die Waf-
en, ſo den Frauen ein Spinnrad ins Grab beigelegt.

„Wir dürfen nicht, Herrin!“ war die eintönige Antwort.

„Ihr dürft nicht? — Wer befiehlt Euch hier?“

„Der Krole.“

Da ſah ſich Mirrel nach irgend einer Waffe um, die Thür zu zertrümmern. Sie fand nichts, was kräftig genug geweſen wäre, ihr zu dieſem Zwecke zu dienen. Umſonſt verſuchte ſie, die Sklaven zu ihrer Befreiung zu bewegen.

„Helft mir die Thür zerſprengen,“ rief ſie roth vor Wuth und Zorn, „und Alles was ich beſitze iſt Euer!“

„Du giebſt es uns,“ ſagten die Sklaven, „der Krole nimmt es uns wieder.“

„Seit wann darf der Krole über das Eigenthum einer Fürſtin verfügen?“ rief Mirrel. „Fürchtet Ihr den Zorn meines Vaters nicht?“

„Er iſt todt!“ verſetzten die Sklaven.

Dieſe drei Worte brachten auf die arme Gefangene eine entſetzliche Wirkung hervor; ſie ſtierte die Sklaven an, als hätte Wahnſinn ſie ergriffen. Sie wollte ſprechen und konnte nicht, ſie wollte weinen und vermochte es nicht, ſie war keiner Regung und Bewegung mächtig, ſie ſchien wirklich einer Bildſäule gleich geworden zu ſein.

In dieſem Augenblick drang ein verworrenes Geräuſch zum Zimmer hinein. Gebrüll, Rachegeſchrei, Waffengeklirr ſchlug an die Ohren der lauſchenden Sklaven und brachte ſelbſt die erſtarrte Wendin wieder zum Bewußtſein. Das Zimmer, worin ſie ſich befand, hatte nur längliche, ſchmale Oeffnungen, welche allerdings wohl einige Ausſicht, doch nur in ſehr beſchränktem Maße, geſtatteten. Mirrel ſtürzte dahin, ſie ſah

Mirrel's Verzweiflung.

wohl Köpfe und deutlicher vernahm sie das verworrene Geschrei, aber sie vermochte nichts zu unterscheiden. Trostlos sank sie zur Erde, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und rang vergebens nach einem rettenden Entschlusse, den die Umstände auf keine Weise zuließen.

Da öffnete sich die Thür, und der Krole trat ein. Als ihn Mirrel erblickte, da sprang sie wie eine

Rachegöttin empor, und den Krolen mit den Händen packend, rief ſie:

„Wo iſt mein Vater, Verräther! was haſt Du mit meinem Vater gemacht?“

„Still, mein Kind,“ verſetzte Tugumir und ergriff die Arme des Mädchens mit eiſerner Fauſt, „hüte Deine Zunge. Ich verzeihe Deinem Schmerze, aber ich verzeihe nicht Deiner Wuth.“

„Du — Du —“ ſagte Mirrel, „biſt der Mörder meines Vaters, Du haſt mein Volk verrathen; o, ich ahne nur zu gut, was in dieſer entſetzlichen Nacht vorgefallen; die Worte meines ſcheidenden Vaters ſind nur zu wahr geworden. Verräther, tödte auch mich, denn bei den Göttern, ich ſchwöre es Dir, Du biſt nicht ſicher Deines Lebens, ſo lange Mirrel athmet.“

„Du wirſt mich nicht tödten,“ verſetzte Tugumir mit einer Ruhe, die an Seelengröße grenzte, „Du wirſt mich nicht tödten, Du wirſt meine Gattin werden und mich lieben.“

„Dich lieben?“ rief Mirrel und ſchüttelte mit wahnſinnigem Lachen ihr Haupt, „ja, ich werde Dich lieben, Krole, wie der Dolch liebt und wie das Gift liebt.“

„Liebe mich wie der Dolch,“ ſagte der Krole, „ich werde Dich lieben wie ein Mann. Du biſt mein, Mirrel, wie ſehr Du Dich auch ſträuben magſt. Wiſſe, daß ich unbeſchränkter Herr über Dich bin, Dein Vater iſt todt, aber ich bin nicht die Urſache ſeines Todes; die Chriſten ſind ſeine Mörder, jener Elende, welcher unſere Fürſten in das verrätheriſche Garn gelockt. Aber der Tod Deines Vaters iſt gerächt, ſein Mörder iſt nicht mehr am Leben. Ich aber habe mit den Chriſten, nachdem ich vergebens geſtrebt, ſie zu vernichten, Frieden

gemacht und will fortan ein Chriſt ſein. Denn was hülfe mir fernerer Widerſtand, da das Kreuz ſich mächtiger als unſere Götter zeigt, da wir ſtets geſchlagen und aufgerieben werden? Soll unſer Volk im ſteten Kampfe mit einer Macht, der wir doch nicht gewachſen ſind, völlig ſein Blut vergießen und aufhören zu ſein? Beſſer, wir fügen uns, bücken uns vor dem Kreuze und ſtehen aufrecht vor den Chriſten, machen unſere Tempel zu Kirchen und beten in Frieden."

„Bücke Dich vor dem Kreuze," verſetzte Mirrel mit funkelnden Augen, „mache unſere Tempel zu Kirchen, aber auf Schlangen wirſt Du wandeln, Deine Freunde werden Dich verſpotten, Dein Volk wird Dich verachten, und ich — —"

„Und Du?" fragte der Krole.

„Und ich — —" Mirrel ſah den Krolen mit einem entſetzlichen Blicke an, dann fuhr ſie mit feierlicher Stimme fort: „und ich werde es rächen."

„Du willſt alſo nicht mein Weib werden?" fragte der Krole.

„Ja, ich will Dein Weib werden," ſagte Mirrel.

Dieſe Worte, ruhig, ernſt, mit eiſiger Kälte und Ueberlegung geſprochen, übten eine größere Wirkung auf das Gemüth des verrätheriſchen Krolen, als Mirrel's heftigſte Wuthausbrüche. Zum erſten Male ſchien er vor dieſem Mädchen, das bis jetzt der Gegenſtand einer heftigen ſinnlichen Neigung war, Furcht zu empfinden; ihre plötzliche Reſignation verwirrte ihn; er ſchien einen Moment unſchlüſſig, was er thun ſollte: dann aber, ſie in ihrem ganzen Liebreize, in der Fülle ihrer üppigen Formen erblickend, übermannt von ſeiner tiefſinnlichen Regung, reichte er ihr die Hand.

„Der Pakt ist geschlossen zwischen uns," sagte er, „Du wirst mein Weib."

„Der Pakt ist geschlossen," versetzte Mirrel, „Du bist mein."

Der Krole sagte nichts, er führte Mirrel aus ihrem Gefängniß, er wies ihr ihre Zimmer an, er ließ sie zu seinen andern Frauen bringen.

Dann rief er die drei Sklaven.

„Ich habe Euch die Freiheit versprochen," sagte er, „Ihr könnt gehen, wohin Ihr wollt; doch wollt Ihr mir ferner dienen als Pans*), als freie Männer? Es soll Euch an Land, Leuten und Schätzen nicht fehlen. Wollt Ihr?"

„Dein mit Leib und Seele," versetzten die freien Sklaven.

„So hört. Ihr habt vernommen, was Perzelaw's Tochter geschworen, daß sie mich verderben will. Ich mache Euch zu ihren geheimen Wächtern. Jedes Jahr meines Lebens soll für Euch eine Quelle neuer Reichthümer sein. Werdet Christen, wie ich, dient mir treu, und Ihr sollt gleich werden den Großen dieses Landes."

Da umfaßten die Sklaven dankend die Füße des Krolen, und als sie sich erhoben, da schien es, als wären sie urplötzlich einen Kopf größer geworden. Sie waren freie Herren, Edle, Anbeter des Kreuzes.

3.

Die christliche Kirche feierte einen Triumph. Der Krole führte Perzelaw's Tochter und mit ihr noch viele junge Mädchen zur Taufe. Die hartnäckige Wendin

*) Edelleute.

hatte endlich den eindringlichen Worten der christlichen Priester ihr Ohr und ihr Herz geöffnet. Sie versprach, dem Evangelium zu dienen. Sie beugte sich vor dem Kreuze, wie es Tugumir, ihr Gatte, gethan, und sie versprach es feierlich, die Götzen zu vernichten.

„Entsagst Du dem Teufel?“ fragte der Priester die Wendin.

„Ich entsage dem Teufel,“ versetzte sie.

„Und aller Teufelsgenossenschaft?“ fragte der Priester weiter.

„Und aller Teufelsgenossenschaft,“ versetzte sie.

„Und Du entsagst allen Teufelswerken?“

„Und ich entsage allen Teufelswerken, und allen Worten, und entsage dem Triglaff und allen den Unholden, so seine Genossen sind.“

„Und Du glaubst an Gott, den allmächtigen Vater?“

„Und ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater,“ versetzte Mirrel.

„Und Du glaubst an Christus, Gottes Sohn?“ fragte der Priester weiter.

„Und ich glaube an Christus, Gottes Sohn.“

„Und ferner glaubst Du an den heiligen Geist?“

„Und ich glaube gewißlich an den heiligen Geist.“

Nun kniete Mirrel nieder vor dem Altar und empfing die Taufe, und der Priester küßte sie, und dann trat Tugumir zu ihr heran und sagte mit bewegter Stimme:

„Nimm, Mirrel, den Kuß der Versöhnung.“

„Küsse mich, wenn's Dir gefällt,“ versetzte Mirrel ebenfalls bewegt, „ich bin Dein Weib.“

Am selben Abende feierte der Krole seine Hochzeit.

Das Volk schüttelte ernst das Haupt, denn es verstand Perzelaw's Tochter nicht.

4.

Es war in der That ſchwer, das Mädchen zu begreifen, deren Begeiſterung für die Freiheit ihres Volkes, deren Muth und Heroismus allgemein bekannt und geachtet ward. Täuſchte ſie doch ſelbſt den ſchlauen Krolen.

Als Mirrel nämlich wieder einige Ruhe gewonnen hatte, als ſie überlegte, wie es mit ihrem Volke ſtand, und daß ſeine ganze Hoffnung allein auf ihrem Geſchlecht, auf ihren tapferen Brüdern beruhte, da war ſie kurz entſchloſſen, den glühenden Haß gegen Tugumir in ihrem Herzen noch zurückzudrängen und ihre Rache aufzuſparen, wenn ſie gezeitigt ſein würde. Wußte ſie doch noch nicht, was ihre Brüder unternehmen wollten, und auf welche Weiſe ſie ihnen nützlich ſein konnte. Ihr erſtes Streben war nun darauf gerichtet, den Krolen ſicher zu machen und ſeinen Argwohn einzuſchläfern. Das war nicht leicht. Aber was iſt einem ſchönen und ſchlangenklugen Weibe zu ſchwer? Als ſie der Krole am Abend beſuchte, da näherte ſie ſich ihm zwar mit gemeſſenem Ernſte, aber ohne abſtoßende Kälte, und bat ihn, die Aſche ihres Vaters zu ſeiner Familie zu betten.

„Weißt Du nicht, daß dies bei Todesſtrafe verboten iſt?“ ſagte der Krole; „daß es jetzt nur einen Sammelplatz der Todten giebt? daß das Kreuz über die Lebendigen und Todten herrſcht, und daß ſie ruhen müſſen, wo die Kirche iſt?*) So befiehlt chriſtliches Geſetz, ſo will es das Kreuz.“

---

*) Die Wenden, welche ihre Todten verbrannten und auch, doch wohl ſeltener, jedoch ohne Särge, in ſchwarze Tücher eingenäht begruben, hatten nicht immer und überall gemeinſchaftliche Begräbnißſtätten. Jeder begrub ſeine Todten auf ſeinen Feldern oder in ſeinen Gärten, oft in ausgemauerten Gewölben, in welchen

„Und Du bist nicht mehr Gebieter?“ fragte Mirrel, „Du bist wirklich Sklave des Kreuzes?“

„Sein Diener bin ich, nicht sein Sklave,“ versetzte Tugumir, „ich bin, was ich gewesen, der Herr, der Beherrscher und Krole; und ich bin Dir gern gefällig, Mirrel, wenn Du Dich mit mir versöhnen willst.“

„Betheure,“ versetzte Mirrel, „daß Du nicht meinen Vater gemordet, und ich will mich mit Dir versöhnen.“

„Nun, bei den Göttern!“

„Du glaubst nicht an die Götter.“

„So schwöre ich bei dem Kreuze!“

„Ich glaube nicht an das Kreuz.“

„Wie aber soll ich Dich überzeugen?“

„Gieb mir Deinen Dolch.“

„Meinen Dolch?“ fragte Tugumir und that einen Schritt zurück.

„Gieb mir Deinen Dolch; ich will Dich tödten, wenn Du lügst.“

Tugumir blickte mit Staunen auf die Jungfrau, er verstand es nicht, ihre Worte zu deuten; aber er wollte ihr unter keinen Umständen die tödtliche Waffe in die Hand reichen, denn er argwöhnte eine hinterlistige Absicht.

„Du willst mich tödten, wenn ich lüge?“ antwortete er. „Und wer soll Dir das sagen?“

---

sie die Todesurnen beisetzten oder einsenkten und mit großen Steinen bedeckten. Die Christen unterdrückten diese Sitten und befahlen, daß die Todten auf dem gemeinschaftlichen Friedhof bei der Kirche begraben werden sollten. Der Name Friedhof hat bekanntlich seinen Ursprung von Befriedung, weil der Kirchhof eine geweihte Stätte war, wo ewiger Frieden herrschen sollte. Befehdung, Todtschlag und Streit auf demselben wurde daher für besonders strafwürdig gehalten.

„Gieb mir Deinen Dolch, wenn Du den Muth der Wahrheit haſt.“

„Verlange jeden Eid —“

„Gieb mir Deinen Dolch,“ wiederholte Mirrel.

„Wozu den Dolch? — Sprich, wozu?“

„Gieb mir Deinen Dolch.“

„Ich lüge nicht,“ ſagte Tugumir in einer Aufwallung heroiſcher Todesverachtung; „hier haſt Du meinen Dolch!“

„Ha!“ ſagte Mirrel und zückte mit funkelnden Augen den Dolch gegen Tugumir. „Du haſt gelogen, Du haſt gelogen, Krole!“

Tugumir ſah Mirrel mit einem erſtaunten, glühenden Blicke an; die Schönheit des Mädchens überwand ihn. In dieſem Momente ſchätzte er ihren Beſitz höher als Alles. Er löſte das Schwert von ſeiner Seite und es ihr überreichend, ſagte er:

„Wenn der Dolch lügt — vielleicht lehrt mein Schwert Dich Wahrheit!“

Mirrel nahm das Schwert; ſie hielt die Spitze eine Weile gegen Tugumir's Bruſt gezückt. Ruhig hielt der Krole ihren Blick aus, er zitterte nicht, aber er ſagte leiſe:

„Wenn ſie kein Weib iſt, tödtet ſie mich.“

Da nahm Mirrel Dolch und Schwert und ſchleuderte beides über Tugumir's Haupt hinweg.

„Du biſt rein vor den Göttern,“ ſagte ſie und reichte Tugumir die Hand.

„Und Du wirſt mein Weib, ohne Zorn und ohne Mißtrauen?“

„Unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Laß mir meine Götter, ich laſſe Dir Dein Kreuz.“

„Was würden die Chriſten dazu ſagen?“

„Sie werden nichts dazu ſagen; denn ich will zu nſern Göttern beten, wo mich ihr Auge nicht erſpähen ird.“

„Wo glaubſt Du?“

„Beim Grabe meiner Mutter und meines Vaters, eſſen Aſche ich heimlich in unſer Begräbniß bringen ſſen werde.“

„Und wenn Dich die Chriſten dennoch entdecken?“

„Sie werden mich nicht entdecken.“

„Und wenn die chriſtlichen Prieſter Dich zur Taufe oingen? Denn ich habe ihnen in Sachen des Glau- ns freie Hand gelaſſen.“

„Laß ſie kommen, die chriſtlichen Prieſter,“ ſagte Mirrel, „ich werde ihnen Widerſtand leiſten, ſo lange ch vermag und die Götter mich ſchützen. Dich aber tte ich nun, laſſe mich acht Tage meinen Vater be- auern und verlange nicht eher, mich ganz zu beſitzen, nn ich kann nicht eher Dein Weib werden, als bis ch dieſer Pflicht genügt.“

Gegen dieſe Bitte vermochte der Krole nichts ein- wenden, und er ließ Mirrel gewähren. Wiewohl ſein Mißtrauen gegen ſie bedeutend geſchwunden war, ſo un- ließ er doch nicht, ſie durch jene drei Freigelaſſene be- ndig bewachen zu laſſen. Da Mirrel das Begräbniß rer Eltern zu ihrem Zufluchtsort wählte, ſo ließ ſie ſelbſt ihre Götzen aufſtellen. Aber Tugumir ließ ſie cht aus den Augen, und da er es gern ſah, daß ſie ne Chriſtin wurde, beſprach er ſich heimlich mit dem rieſter Ditmarus, welcher den Gottesdienſt, die Be- hrung in Brandenburg leitete. Dieſer zögerte nicht, e hartnäckige Wendin zur Taufe zu bringen. Er drang t dem Kreuze in ihre Wohnung ein, warf ihren Götzen

zu Boden und ließ das Kreuz dafür zurück. Aber es war ein ſaures Werk, das Mädchen zu bekehren. Mit Entrüſtung wandte ſie ſich von dem Kreuze ab und wies auf die blutigen Gefilde, auf die erſchlagenen Leichen, auf all' das Elend, welches das Kreuz in ihr Land getragen, ihrem Volke zugefügt. Doch endlich mußte ſie dem Bekehrungseifer des Prieſters weichen; nach reiflicher Ueberlegung ſah ſie ein, wie es beſſer für ihre Pläne paſſe, wenn ſie ſich äußerlich zum Chriſtenthume bekenne, und ſo trat ſie denn vor den Altar des Kreuzes, empfing die Taufe — aber, obwohl ſie es ausſprach, wie die Formel vorſchrieb: „Ich entſage Teufelswerken," ſo war es dennoch das Werk der Rache, welchem ſie ihr Leben widmen wollte.

Einmal entſchloſſen, die Taufe zu nehmen, benutzte ſie dieſen Umſtand, ihre Vereinigung mit dem Krolen bis nach empfangener Taufe aufzuſchieben. So hatte ſie ſich denn an einem Tage zwei verhaßten Feinden zugleich ergeben, der Chriſten Gott und der Haveler Fürſt. Doch unter dem Kuſſe des Prieſters der Chriſten und ihres Gatten faßte ſie mit krampfhafter Hand an das pochende Herz, und ihre Augen zum Kreuze erhebend, ſagte ſie leiſe: „Wehe Euch und ihm!"

Ihr übervolles Herz auszuſchütten, ging Mirrel am andern Tage nach einer der Eichen, welche ſich in der Nähe der Stadt befanden und dem Gotte des Donners, Perkunos, geheiligt war; aber ſie fand auch dort den Götzen zertrümmert an der Erde neben der großen Eiche liegen und dafür das Kreuz aufgerichtet. Weinend ſank ſie über die Trümmer des Götzen, indem ſie ihr Haupt vor dem ſiegreichen Kreuze verhüllte und ausrief:

„O, daß einſt komme der Tag, da auch dieſes

Kreuz wird in Trümmer ſinken, getroffen von der Rache meines Volks!“

5.

Indeſſen ſetzten die Chriſten ſich immer feſter in dem wendiſchen Lande, und machten Anſtalten, dieſes gänzlich zu germaniſiren. Brandenburg ſelbſt wurde zu einem Biſchofsſitze gemacht und dem Biſchof eine ganze Länderſtrecke, welche eine zahlloſe Menge Dörfer umfaßte, untergeordnet. Schon früher war auch Havelberg zu einem Bisthume erhoben worden, welches ebenfalls eine entfernte Ländermaſſe umfaßte; dieſes einen großen Theil der Gaue, welche die Rhedarier bewohnten, jenes die Städte und Dörfer der Haveler. Freilich war nicht Alles erobertes Land, welches die Biſchöfe erhielten und von welchem ſie den Zehnten zu erheben befugt waren; aber das war um ſo mehr Reiz für die Prieſter, das Kreuz in die entfernteſten Gegenden zu tragen und die Heiden erſt zu Chriſten, dann willfähriger zum Kirchen-Zehnten und endlich zu Gegnern ihrer eigenen unbekehrten Landsleute und zur Stütze der bekehrungs- und eroberungsſüchtigen Prieſter zu machen.

Aber ſchneller entreißt man dem Volke die Freiheit als ſeine Götter. Alle Zeiten, alle Völker bethätigen dieſe Wahrheit. Das Herz, das Gemüth übt Widerſtand, ſelbſt wenn der Arm ſchon gelähmt iſt. Und wehe dem Sieger, wenn er dem Volke, das er beherrſchen will, das Brod nimmt und es zum Hunger verdammt; der letzte Kampf der Verzweiflung muß entbrennen, und ein ſolcher Kampf ſetzt Alles auf das Spiel, um deſſen willen die Menſchheit achtungswürdig iſt.

Wie aber ſollten die armen Wenden das erſchwin-

gen, was ihnen chriſtlicher Glaubenseifer und, noch mehr als dieſer, unchriſtliche Habſucht auferlegten? Tribut an die politiſchen Gewalthaber, an Kaiſer und Heer, an ihren eigenen Beherrſcher und die Generäle der Chriſten, Zehnten, alſo den zehnten Theil ihrer Ernte, an die chriſtlichen Geiſtlichen. Sie ſollten ſäen, die Armen, aber nimmer ernten. Sie, die nur gewohnt waren, für ihre einfachen Bedürfniſſe zu ſorgen, ſie ſollten jetzt arbeiten für die unerſättliche Habſucht prieſterlicher und weltlicher Tyrannen. Konnten ſie ſolche Abgaben erſchwingen, ſie, die zwiſchen ungeheuren Sümpfen und ſich weit, weit dehnenden Waldungen hauſten? Und welche Bedürfniſſe hatten damals ſchon die Deutſchen und die Geiſtlichen! Dieſe Erben des römiſchen Weltreiches, des römiſchen überſchwänglichen Reichthums und Luxus, andere Anſprüche an das Leben machend, als die ſchlichten, armen Wenden. Dieſe lebten jetzt ſo, wie ehemals ihre Unterjocher, die Deutſchen, da ſie noch nicht die Herren der Römer geworden waren, und zu dieſen im ſelben Verhältniß ſtanden, wie nun die Wenden zu ihnen.

Allerdings trieben die Wenden neben ihrem Ackerbau, Jagd und Fiſchfang ſchon Handel, und einige Städte waren als Stapelplätze unermeßlicher Waaren wegen ihres Reichthums berühmt. Die Sage trauert um das herrliche, goldreiche Vineta auf Jukin, welches das Meer verſchlungen hat, und das gleich Herkulanum und Pompeji urplötzlich von der Erde verſchwunden iſt. Noch lange tönte ein wehmüthiges Geläute aus der Fluthenwelt zu den Ohren der gläubigen Fiſcher hervor, klagend um die untergegangene Königin der Städte; aber bis heute iſt noch keine Spur von dieſem Vineta aufgefunden worden, und weder verneinen noch bejahen läßt ſich, was uns die Sage berichtet.

Mag es nun sein, daß es reiche Städte in dem Wendenlande gab, daß einige Völkerschaften, je nachdem sie fruchtbares Erdreich inne hatten, und namentlich die Bewohner des Küstenlandes minder dürftig waren, im großen Ganzen waren die Wenden ein armes Volk, vorzüglich aber die Haveler; denn einfach waren ihre Bedürfnisse, und der geizt nicht nach Schätzen, der nichts begehrt, als seinen Gott hienieden und nach dieser Welt den Himmel.

Wohl ehrten die Wenden ihre streitbaren Fürsten, die für ihre Freiheit kämpften, wohl ehrten sie ihre Priester, die sie für Walhalla erzogen. Ihre Könige nährten sich von ihren Ländereien, willig gab man den Priestern, was sie für ihre Götter verlangten, von denen ihnen ja aller Segen kam. Aber wie anders war es geworden, als das Kreuz zu ihnen kam und ihre Götzen verdrängte.

Nicht lautere Wahrheit, nicht die Lehre des Erbarmens, nicht die edle Menschlichkeit, als deren Ausdruck das Evangelium sich verkündet, wurde den Wenden zugetragen, sie zu gewinnen mit der Liebe für die Liebe; es war der Haß, es war der Hohn, es war die weltliche Herrschsucht, es war Götzendienst für Götzendienst. Es reichte die einfache Lehre Christi nicht aus, wie sie damals genügte, als unter römischer Herrschaft Joch, Kerker, Marter und Tod die Unglücklichen traf, welche die römischen Götzen mit dem Evangelium vertauschten. Jetzt mußten sich die Priester mit dem Schwerte umgürten, jetzt mußten sie ein ganzes Volk durch die Bluttaufe zwingen, Freiheit und Religion zugleich einzubüßen.

Es ist dieses nicht übertrieben; das, was wir eben gesagt, das bekundet die Geschichte, davon giebt die damalige und spätere Zeit unleugbaren Beweis. Was die

chriſtliche Geiſtlichkeit Gutes geſtiftet, das kündet ſich trotzdem von ſelbſt an. Das iſt das Walten der Gottheit. Die Spuren der Bosheit ſind vertilgt, und wir genießen in dem Lande, das einſt chriſtliche Wuth und Unduldſamkeit zerfleiſchte, nur noch den Segen edlerer Handlungen: Bildung und Kultur; denn auch für dieſe brachen die chriſtlichen Eroberer, von einer inneren Nothwendigkeit getrieben, Bahn. Wo das Böſe waltet, waltet auch das Gute, Gott läßt ſich aus ſeiner Schöpfung nicht verdrängen.

6.

So waren alſo wiederum Jahre vergangen, aber nicht Jahrhunderte. Die Wenden waren ihrer Freiheit und ihrer Götzen noch nicht entwöhnt. Je nachdem ſie größerer oder geringerer Gewalt unterworfen waren, leiſteten ſie offenen oder heimlichen Widerſtand. In Brandenburg, wo der Biſchof Ditmarus waltete, war er faſt gänzlich gebrochen. Ein Weib nur war es, welches allein der ganzen Chriſtenheit Trotz bot, welches Muth genug behielt, die Freiheit zu behaupten, wo ſie die Männer verloren hatten. Durch Klugheit, welche ihre Schönheit unterſtützte, hatte ſie den Krolen jetzt ganz in der Gewalt und ſeinen Argwohn gänzlich beſeitigt; nun, da ſie äußerlich auch Chriſtin war, bemächtigte ſie ſich aller günſtigen Umſtände, welche das Chriſtenthum ihr darzubieten vermochte. So beſtand ſie darauf, daß der Krole alle ſeine Frauen abſchaffte und ſie allein ſein rechtmäßiges Weib blieb, denn das Chriſtenthum geſtattete die Vielweiberei nicht, welche bei den Wenden Sitte war. Dann, wohl erkennend, welchen Einfluß das Gold auf die Gemüther übe, bemächtigte ſie ſich des Schatzes,

chen Tugumir als den Preis ſeines Verrathes von
o erhandelte. Indem ſie den Krolen überredete, daß
die Chriſten dieſen Schatz ſicher einmal rauben wür-
, bewog ſie ihn, das Gold in dem Todten-Gewölbe
vergraben, wo ſie nach wie vor ihren Götzendienſt
t. Freilich hütete ſie ſich wohl, Andere, als ſehr
traute, zu dieſem hinzuzuziehen, indeſſen ſorgte ſie
leich dafür, daß auch im Volke der Sinn für ihre
n Götter wach blieb. Unter dem Scheine, die Wen-
nen bekehren zu wollen, beſuchte ſie die Häuſer ihrer
dsleute; aber ſtatt des Kreuzes predigte ſie den Götzen
beſtärkte das Volk in ſeiner Hoffnung, daß der Tag
Rache und der Freiheit bald kommen würde.

Während ſo das Kreuz hoch aufgerichtet im Dome
Brandenburg, dem ehemaligen Tempel, ſtand, wäh-
ſich die Wenden äußerlich vor ihm bückten und
bloßten Hauptes ſtanden, wo ihnen das Kreuz er-
n, verabſcheuten ſie es innerlich und beteten: „Hilf
, o Triglaff, Radegaſt und Swantewit, o zeige doch,
mächtiger du als Chriſtus, wie ſtärker du als der
Kreuzigte biſt, der aus den Wunden blutet, welche
Menſchen geſchlagen haben.“

Es kam der Tag der Rache.

V.

Stoinef's Haupt.

955 n. Chr. Geb.

1.

In der Gegend von Neuſtrelitz befand ſich zu damaliger Zeit eine weithin berühmte wendiſche Stadt. Nicht nur die Sage, die Geſchichte auch weiß von ihr zu berichten. Die Stadt hieß Rethra. Sie war die Hauptſtadt der Rhedarier, mithin befeſtigt und geheiligt durch einen Tempel, in welchem Radegaſt, der Gott der Zukunft*) und der Schlachten, ſtand. Sein rieſengroßes Standbild hatte vorne das Antlitz eines Menſchen, hinten das eines Löwen, auf der Bruſt trug er einen Stierkopf, auf dem Doppel-

*) Rath-geiſt.

Der Göze Radegaſt.

aupte einen Schwan, in der Rechten hielt er einen
Speer, und ſeine Füße ruhten auf einem Geſtelle von
örnern geopferter Thiere. Dieſer mächtige Gott war
on minder mächtigen Göttern, ſogenannten Untergöttern
ngeben, welche gewappnet waren und ungeheure Meſſer

in ihren Händen hielten, zum Zeichen würdiger Genoſſenſchaft des kriegeriſchen Radegaſt.

In dem Tempel dieſes Götzen war es, daß zwei edle Jünglinge, zwei Brüder, das Volk der Rhedarier berufen hatten, deſſen Krole ſo eben geſtorben war. Von Haus zu Haus hatten ſie die Keule des verſtorbenen Fürſten geſandt, zum Zeichen, daß ſich die Bewohner verſammeln ſollten, und das Volk verſtand dieſen ihm wohlbekannten Wink, wenn es galt, in aller Stille Verſammlungen zu halten. Lautlos machten ſie ſich auf und traten mit feierlicher Wehmuth in ihren Tempel, wo ſie die beiden Heldenſöhne fanden, welche bis jetzt umſonſt ſie zur Rache und zum Kampfe aufzuſtacheln verſucht hatten.

„Der Krole iſt todt," begann Stoinef, indem er vor den Radegaſt trat, „und Ihr müßt Euch einen neuen Herrſcher wählen, denn fern ſei es von mir, obwohl ich aus königlichem Geblüte bin, Eure Wahl auf mich zu lenken. Dürſtet es mich wohl nach Ehre, geize ich etwa nach dem Namen Eures Krolen? Nur eines iſt es, Rhedarier, nach dem ich trachte, um deſſentwillen ich dieſem Gotte, dem heiligen Radegaſt, danken würde, wenn mich die Ehre Eurer Wahl trifft — es iſt die Gelegenheit, die mir dann geboten ſein würde, Euch zu zeigen, daß kein Volk ſeine Freiheit verlieren kann, ſo lange es der Schlachten nicht entwöhnt, der Furcht nicht unterlegen und der Entmuthigung nicht preis gegeben iſt. Rhedarier, wie lange, glaubt Ihr, werdet Ihr in dieſem Tempel Euch noch verſammeln, zu Eurem Gotte noch beten können? Sagt, in wie vielen Stätten, Städten und Dörfern ſeid Ihr noch Herr? Seht Ihr nicht, wie die Chriſten ſtets tiefer und tiefer in Eure Gaue eindringen und wie das Geſchick der unglücklichen Ha-

eler auch über Euch hereinzubrechen droht? Und was
ſt es, o ſagt, was iſt es, was Euch abhält, dem vor-
ubeugen? was iſt es, was Eure Arme lähmt, was Eure
Waffen roſten, was Eure Herzen muthlos macht? Iſt
s der Chriſten Gott, den Ihr fürchtet? Und Ihr habt
ergeſſen, was Eure Vorfahrem ihm Böſes zugefügt,
nd in wie vielen Schlachten Euer Radegaſt triumphirte?
Iſt es, daß Ihr Euch abgefunden mit Eurem Geſchick,
un nicht mehr begehrt der Freiheit, als Euch die Götter
eſtatten werden? O, Rhedarier, ſo wüßtet Ihr nicht,
ie dieſe Hinterliſtigen ihren Sieg benutzen? So wüßtet
hr nicht, daß ſie keinen anderen Namen für Euch ha-
en, als den der Hunde? So hättet Ihr vergeſſen, wie
e nichts heilig achten, als Raub, Mord und Plünde-
ung im Namen deſſen auszuführen, den ſie ihren Gott
ennen, und den ſie zum Herrn des Eurigen machen
ollen? Und vergeßt es nicht, Rhedarier, noch iſt mein
olk, noch ſind die Haveler nicht gänzlich unterjocht;
erdet Ihr ihnen Beiſtand leiſten, ich bürge Euch dafür,
aß ſie ſich ſofort erheben, und in Gemeinſchaft mit
uch werden wir unſern Feind vernichten und ihm das
un, was er uns gethan; werdet Ihr aber zögern,
erdet Ihr noch länger warten, bis lang gewöhnte
echtſchaft den Geiſt der Freiheit bei den Havelern
geſtumpft, dann werden ſie Brücken bilden, über die
nweg das Elend zu Euch ſeinen Weg nimmt, und
iſchen Meer und Chriſten werdet Ihr vergebens nach
ien ſuchen, die Euch Rettung bringen. Alſo entſchei-
Euch, Rhedarier; ich aber bete zu unſerm guten Rade-
t, daß er Euer Herz demjenigen Entſchluſſe zulenke,
cher für uns Heil und Freiheit bedeutet."

Und mit dieſen Worten warf ſich Stoinef vor den
ßen hin. Wenn auch nicht in dem Glauben an ſeine

Macht, ſo hoch in dem Glauben an den guten Geiſt eines an Freiheit gewöhnten Volkes, betete er inbrünſtig zu dem Geſchicke und weihete ſeine Seele heiligem Entſchluſſe, wie es auch kommen ſollte. Für ſein Volk zu ſterben, das hatte er ſich längſt gelobt — wie konnte ſich in ſolcher Zeit hierzu die Gelegenheit entziehen?

Es war ein feierlicher Moment, als der edle Stoinef ſo betend dalag. Sein Bruder Rakko ſtand neben ihm, über ſeinen Bruder hingebeugt, mit der Rechten krampfhaft den Speer des Gottes faſſend, mit der Linken das gedankenſchwere Haupt haltend; die Wenden aber ſtanden ſtumm und ſinnend da, und blickten voll Ehrfurcht auf das edle Brüderpaar.

Da trat der Prieſter der Rhedarier, welcher bis jetzt in dem Allerheiligſten des Tempels beſchäftigt geweſen war, hervor und näherte ſich dem wackern Stoinef. In ſeiner Hand flatterte die Stanitia, die heilige Fahne des Radegaſt. Ein Schauer durchzuckte die Wenden, und, gleichſam als wären ſie durch dieſen Anblick elektriſirt, erhoben ſie ihre Keulen und Schwerter und riefen mit donnernder Stimme:

„Sei unſer Krole, Stoinef, und führe uns zum Kampfe!“

„Er wird Euer Krole ſein und Euch zum Kampfe und zum Siege führen!“ rief der Prieſter. „Ermannt Euch, Rhedarier, laſſet die Sklaven das Feld beſtellen, Ihr aber, freie Männer, folgt dem edlen Stoinef und Rakko. Die heilige Stanitia wird vor Euch hergehen. Radegaſt verheißt uns Sieg; wehe unſern Feinden, die unſer Antlitz ſchauen werden, denn es wird ingrimmig ſein wie Pia, und vernichtend wie der Flins.“

So war denn von Neuem der Krieg gegen die deutſchen Chriſten beſchloſſen.

2.

Das ſchöne Pfingſtfeſt brach heran, die Natur war
us ihrem Winterſchlafe erwacht. Mit aller Pracht
urde das Feſt im Dome zu Brandenburg gefeiert.
Bedächtig lauſchten die Chriſten der heiligen Verrichtung,
nd die getauften Wenden ſahen mit ängſtlicher Scheu
uf den Biſchof, den ſie für einen Zauberer hielten.
uch Tugumir und Mirrel waren in der Kirche und
ahmen das heilige Abendmahl. Als der Gottesdienſt
ollendet war und Mirrel die Kirche verlaſſen wollte,
äherte ſich ihr ein Wende, welchen ſie alſobald als
inen ergebenen Diener ihres Bruders Stoinef erkannte.
Heimlich übergab er ihr einen eiſernen Armreif, dann
achte er, wie um ſeine Handlung zu verbergen, das
eichen des Kreuzes und bedeckte, ſich beugend, ſein
ntlitz mit dem Zipfel ſeines Gewandes. Mirrel that
ie er und neigte ihr Ohr dem Wenden zu, welcher
it leiſen Worten ihr ſagte:

„Heil unſerm Volke, ſchöne Mirrel, Deine tapfern
rüder führen die Rhedarier in den Kampf, es mögen
un auch die Haveler das Ihre thun.“

„Gelobt ſeien Triglaff und Radegaſt und alle Göt-
r, denen wir in Freiheit dienen,“ verſetzte Mirrel und
eudig pochte ihr Herz; „wenn es Abend iſt, erwarte
ich bei der Eiche des Perkunos*). Haſt Du Bedürf-
ß nach Speiſe und Trank, die Haveler haben es noch
cht verlernt, ihre Häuſer offen und ihre Tiſche beſetzt
halten; ſie geben jedem, dem darnach verlangt.“

Der Wende neigte das Haupt zum Zeichen, daß er

*) Der Gott des Donners.

die Fürſtin verſtanden hatte und Beide verließen die Kirche.

Als der Abend heranbrach, machte ſich Mirrel unter dem Vorwand, den Göttern zu dienen, nach der Eiche des zertrümmerten Perkunos auf. Sie fand daſelbſt den Wenden auf einem Steine ſitzend. Er mußte ihr nun Alles erzählen, was er auf dem Herzen hatte.

„Stoinef," ſo erzählte er, „hat eine Reiſe durch alle Gaue der Rhedarier gemacht, welche die Chriſten noch nicht erobert haben. Sie haben ihm alle ihre Hilfe zugeſagt. Rakko hat indeß in Rhetra Alles zum Kampfe vorbereitet. Aber es iſt nun vor Allem wichtig," fuhr der Wende fort, „daß auch die Haveler ſich erheben, und zumal die zu Brennabor, an welcher ſtarken Feſtung uns Alles gelegen iſt. Nun läßt Dich, gute Fürſtin, Dein Bruder Stoinef fragen, was Du vermagſt und was er hoffen darf?"

„Was ich vermag?" verſetzte Mirrel, und ihre Wangen erröteten im Zorn; „was vermag ein ſchwaches Weib, wenn die Männer Hohn, Verachtung und Knechtſchaft über ſich ergehen laſſen? Siehſt Du es, wie die Chriſten hier gehauſt haben? Siehſt Du, wie unſer Krole unſere Götter vertheidigt? Doch er ſoll es erfahren, daß ein muthiges Weib mehr als ein feiger Chriſtenſklave vermag. Gehe, mein Freund, und ſage meinen Brüdern, daß Mirrel ihrer würdig ſei, daß ſie noch keinen Augenblick zur Verrätherin an unſerm unglücklichen Vaterlande geworden, und es wären noch genug brave Haveler bereit, den heiligen Kampf mit auszufechten, wenn ihnen nur Beiſtand würde. O möchten doch die wackern Rhedarier nur kommen, ſie ſollten bei uns Alles zum großen Schlage vorbereitet finden; wir haben aber hier den Feind im Herzen unſeres Landes, und

nur mit der größten Vorsicht können wir für unsere Befreiung thätig sein."

Dies und noch Anderes ließ Mirrel ihren Brüdern als Antwort überbringen; dann löste sie aus ihrem Haar eine goldene Nadel und übergab sie dem Wenden als Gegenzeichen, daß er der Brüder Botschaft ausgerichtet. Der Wende, überrascht von Mirrel's weitsehender Klugheit, weihete sie nun vollkommen in den Befreiungsplan ein, und dann trennten sie sich mit frommen Wünschen für das Gelingen desselben.

Doch nicht bloß Wünsche hatte Mirrel, sie schritt auch zur That.

Sie machte diejenigen Wenden, deren Zuverlässigkeit sie kannte, und die sie Jahre lang genau beobachtet hatte, um zu wissen, ob sie sich ihnen im entscheidenden Momente anvertrauen könne, mit ihrem Plane bekannt und besprach sich mit ihnen über die zu nehmenden Maßregeln. So war Alles zum Losbruche vorbereitet, man wartete nur noch auf den günstigen Moment und die gewisse Kunde von der Herannäherung der Rhedarier.

3.

Die tapferen Brüder hatten Wort gehalten. An der Spitze der Rhedarier, der Tollenser und anderer wendischer Völkerschaften brachen sie los und wälzten sich, ein Meer, das seine Dämme durchbrochen, mit entfesselter Wuth näher und näher den deutschen Grenzen zu. Was ihnen die Christen Böses zugefügt, das wurde ihnen jetzt ohne Maß und Rücksicht wieder vergolten. Da wurden die Priester gemordet und tausendfachen Martern ausgesetzt, da wurden die christlichen Bewohner ehemals wendischer Gaue geschlachtet, da wurde nicht geschont

zarter Jugend, nicht des Geschlechts, da wurden alle Gräuel verübt, welche religiöser Fanatismus im Verein mit dem Rachedurst für politische Unterdrückung hervorrufen. Es verhüllt sich die göttliche Muse der Geschichte, wenn sie leider oft genug derlei Thaten zu berichten hat, welche Zeugniß geben, durch wie gräßliche Verirrungen der Menschengeist zur Weihe eines höheren Lebens hereifst. Mit Blut gedüngt wurden die Gefilde, aus deren Schoße die Sonne Nahrung für die Menschen hervorruft, die sich gegenseitig zerfleischen. Ein Bild des Jammers und des Entsetzens boten die Wohnungen ehemals friedlicher Menschen dar; grenzenlos war die Noth. Das Kreuz wurde niedergetreten, und kein Erbarmen fand sich bei den Anbetern Triglaff's und Radegast's.

Als die furchtbare Mähr vom Aufstande der Rhedarier nach Brandenburg drang, als von allen Seiten christliche Flüchtlinge herbeiströmten und das Entsetzliche berichteten, da erhob sich Tugumir, der Krole, mit dem seinem Volke eigenen Heldenmuthe, den er ja früher so oft in Schlachten bewährt, und sammelte seine Getreuen, getaufte Wenden, die zu ihm hielten, und Christen. Waren es nicht die Söhne Perzelaw's, welche an der Spitze eines streitbaren Heeres herannahten? Und was konnte er, des Verrathes überführt, als Besiegter von ihnen erwarten? Sofort entsandte er Botschaft nach allen Grenzburgen hin; aber Gero und der Kaiser waren abwesend, und die zurückgebliebenen Mannschaften waren dem Kaiser Otto nicht hold und nicht sehr eifrig in seinem Dienste. Der eigene Bruder des Kaisers, Heinrich, hatte sich gegen seinen Bruder verschworen, um sich seiner Krone zu bemächtigen, und die Leute, welche Gero zum Schutze und zur Behauptung des eroberten Wendenlan-

des zurückließ, zum Abfall zu verleiten gesucht; diese, unwillig, daß ihnen der Tribut von den Wenden nicht prompt genug bezahlt wurde, waren sehr locker geworden in ihrer Treue, und so häuften sich der Umstände mehrere, welche, wie ungünstiger dem Kaiser, so mehr zum Glücke der aufständischen Wenden gereichten.

Das Alles hatte Mirrel sehr wohl erfahren und sehr schlau sich zu Nutze gemacht. Auch bei Tugumir wollte man es versuchen, ihn für Heinrich's Plan zu gewinnen; schon waren die Verhandlungen angeknüpft, da trat Mirrel dazwischen und gab dieser Angelegenheit eine gänzlich andere Wendung.

Die Aufregung und Gährung, welche zu der Zeit in Brennabor herrschte, wurde auf ihre Veranstaltung noch bedeutend vermehrt. Sie hatte von einem Volksliede gehört, das nach der Ermordung der dreißig wendischen Fürsten in Meißen und in Sachsen viel gesungen wurde und die hinterlistige Handlung Gero's verherrlichte; denn dem Volke war eine Handlung nicht anstößig, welche ihr Fürst im Interesse des Christenthums verübte. Die Volksmoral stand nicht höher als die Fürstenmoral; wie konnte dies auch anders sein. Das Volk war stets eine weiche, bildungsfähige Masse in den Händen derer, die es zu beherrschen wußten. Jenes Lied ließ sich Mirrel mittheilen, und sie unterrichtete darin einen getauften Wenden, welcher aber im Herzen den Göttern treu geblieben, und dessen Zuverlässigkeit sie erprobt hatte. Sobald sie nun erkannte, daß es Zeit zur That sei, ließ sie den Wenden mit dem Dudelsack, einem bei diesem Volke sehr beliebten Instrumente, die Straßen der Stadt durchziehen und sein Lied absingen, woran die Christen keinen Anstoß nahmen, welches aber die innerliche Wuth der Wenden bis zum Auflodern entflammte.

Aus allen Häuſern ſtürzten ſie hervor, als der Bänkelſänger mit lauter Stimme ſein Lied ertönen ließ, welches alſo lautete:

Herr Gero iſt ein großer Held.
Bracht' dreißig wendiſche Herr'n aus der Welt:
Die kamen zu gaſteien,
Doch mußten den Tod ſie freien.

Sie ſprachen ſtolz: Ihr Chriſten
Könnt Wenden nimmer überliſten!
Da lächelte Herr Gero klug
Und ſchlug darein, ſie hatten genug.

Ach arme, arme Wenden Ihr!
Man ſollte Euch bedauern ſchier.
Ihr wolltet das Kreuz nicht tragen —
Herr Gero hat Euch erſchlagen.

Die Aufregung, welche dieſes Lied hervorrief, war unbeſchreiblich. Dieſe in den Augen der Wenden ſo niederträchtige Handlung rief den ſo lange im Geheimen genährten Groll wieder völlig wach. Drohende Stimmen ließen ſich vernehmen, aber Tugumir wachte wie ein argwöhniſcher Tyrann über dieſe ausbrechende Bewegung. Er ließ mehrere der Wenden, welche ihren Unmuth nicht zurückhalten konnten, in Halden*) werfen, und der Biſchof Ditmarus ſtand ihm getreulich bei, die Wenden, bei denen ſich das Freiheitsgefühl mit jedem Schritte, den Stoinef und Rakko vorwärts thaten, ſtärker und ſtärker zu regen begann, niederzuhalten. Mit äußerſter Strenge wurden ſie von ihren alten heidniſchen Gebräuchen, zu denen ſie jetzt zurückzukehren wagten, abgehalten; aber die Zeit der Furcht und des paſſiven Widerſtandes war vorüber.

*) Ketten.

Wie bereits erwähnt, begruben die Wenden die Asche ihrer Todten entweder in den Gärten, welche sie bei ihren Häusern hatten, oder auf den Feldern. Die Christen aber hatten diese Sitte völlig unterdrückt und die Wenden gezwungen, ihre Todten auf dem Gottesacker, welcher neben der Kirche war, zu bestatten. Die Priester wollten, was Tugumir sehr richtig bemerkt, wie die Lebenden so auch die Todten unter ihrer Obhut und Herrschaft behalten, sie wollten das Volk belehren, daß sie die Priester zweier Welten seien, des Diesseits und Jenseits, und je hartnäckiger die Wenden bei ihren Sitten beharrten, je strenger waren die Strafen, welche auf dergleichen Uebertretungen gesetzt waren. Nun fügte es sich jetzt, daß ein edler Wende starb, und die Freunde begruben ihn nach ihrer alten Sitte. Sofort aber machte sich der Bischof mit der nöthigen bewaffneten Mannschaft auf und ließ die Asche des Begrabenen wieder aus der Erde nehmen, um sie auf dem allgemeinen Friedhofe*) zu bestatten.

Aber die Wenden setzten sich zur Wehre, und mehrere Christen wurden erschlagen. Der Bischof selbst rettete sich mit genauer Noth und flüchtete sich in das Haus des Krolen.

Dieser verhieß dem Bischof die gräßlichste Bestrafung der Aufrührer, welche nach dem Verlangen des Priesters darin bestehen sollte, daß sie mit den Ohren an die Pfosten der Kirchenthür genagelt, in diesem Zustande vierundzwanzig Stunden verharren und dann verbrannt werden sollten.

Mirrel war bei der Unterredung ihres Gatten mit dem Bischof gegenwärtig; ihr Herz erzitterte, als sie die

*) So benannt von dem Frieden der Lebenden.

entſetzliche Forderung des Biſchofs hörte; krampfhaft zuckte ſie die Fauſt, als ſie das Jawort des Krolen vernahm, welcher ſofort die nöthigen Befehle zur Vollziehung der Strafe gab.

Dann ſagte ſie leiſe: „Sie ſollen nicht ſterben, die Unglücklichen, ſie ſollen nicht ſterben, ſein Maß iſt voll, ich darf nicht zaudern.“

„Krole,“ fügte ſie dann lauter hinzu, „iſt es ein ſo großes Verbrechen, nicht von der Sitte der Väter abzuweichen, daß Du dem chriſtlichen Prieſter Gehör gabſt und ihm ſo grauſame Beſtrafung verhießeſt?“

„Ich habe mich den Geſetzen der chriſtlichen Religion unterworfen,“ verſetzte Tugumir, „ich muß darüber wachen, daß ſie vollzogen werden.“

„Du liebſt die Macht, Krole,“ verſetzte Mirrel, „aber nicht die Religion der Chriſten, und ſiehſt Du es nicht, daß ſie Dich ohnmächtig machte?“

„Ohnmächtig?“ erwiderte Tugumir, „ich thue was ich will, ich befehle, und es geſchieht, ich verbiete, und es unterbleibt.“

„So weit es den chriſtlichen Prieſtern, Deinen Herren, gefällt.“

„Es kann ihnen nur gefallen, was mir gefällt.“

„Bei den Göttern,“ verſetzte Mirrel ſpöttiſch, „Du haſt ſo eben ein wahres Wort geſprochen.“

„Beweiſe mir das Gegentheil,“ rief der Krole, ärgerlich über Mirrel's ſpöttiſche Miene.

„Nicht doch,“ ſagte Mirrel, „es iſt wie Du geſagt, es gefällt den Chriſten, was Dir gefällt, die Macht, die Bosheit — —“

„Weib!“ ſagte Tugumir, und hob wie zum Schlage bereit die Hand auf, „hüte Deine Zunge!“

„Und Du,“ entgegnete Mirrel, „hüte Dein Gold,

denn das iſt das Dritte, das noch Andere lieben außer Dir!"

„Was willſt Du damit ſagen?" rief Tugumir, und ſah Mirrel mit einem finſtern, argwöhniſchen Blicke an.

„Ich will damit ſagen," verſetzte Mirrel, „daß man entweder Deinen Schatz geſtohlen hat oder ſtehlen will."

Als Mirrel dieſe Worte geſprochen hatte, ſah Tugumir wie eine Hyäne aus. Mirrel hatte ihn noch nie ſo geſehen. Dieſer Krole ſchien den Schatz, den er nicht genoß und vergraben hatte wie einen Leichnam, noch mehr zu lieben, als ſeine Macht und ſich ſelbſt.

„Auf welche Weiſe biſt Du zu dieſem Glauben gekommen?" fragte er Mirrel.

„Als ich geſtern Nacht das Grabgewölbe beſuchte, fand ich den großen Stein, welcher die Urne des edlen Perzelaw deckt, hinweg geſchoben. Beſorgt um die ehrwürdige Aſche meines theuren Vaters, ſah ich nach der Urne, ich habe ſie aber nicht ganz an ihrem Orte gefunden — —"

„Und mein Schatz! — mein Schatz!" fiel Tugumir finſteren Blickes ein.

„Dein Schatz," ſagte Mirrel, „ich fürchte ſehr —"

„Er iſt geſtohlen?" rief Tugumir und blickte ſeine Frau durchdringend an.

„Ich weiß es nicht," ſagte Mirrel, „aber höre weiter, Krole; ich wollte eben nachſehen, ob der Schatz ſich noch dort befände, da hörte ich Tritte und eine Stimme, welche mir gänzlich fremd war. Ich erkannte die Sprache eines Chriſten. Da entſchlüpfte ich eilig hinter einen der großen Steine, und nun ſah ich in der That zwei Chriſten in das Gewölbe treten, aber ſie hielten ſich nicht lange auf — —"

„Und nahmen meinen Schatz mit hinweg?“ rief Tugumir.

„Das weiß ich nicht,“ versetzte Mirrel; „als die Christen das Gewölbe verlassen hatten, da eilte auch ich hinweg, weil ich fürchtete, sie könnten wiederkehren, und sah mich nicht weiter um. Erst als ich das Gewölbe verlassen hatte, fiel mir der Schatz ein, und ich beschloß, am heutigen Abend mich nach ihm umzusehen.“

„Sind Dir die Christen unbekannt,“ fragte Tugumir weiter, „welche im Gewölbe waren?“

„Den einen habe ich wohl erkannt, es war der Priester Ditmarus.“

„Wie,“ rief Tugumir erstaunt, „Ditmarus?“

„Derselbe war es, Krole.“

„Höre,“ fuhr Tugumir nach einiger Ueberlegung fort, „höre mich an, Mirrel.“

„Ich höre.“

„War Dein Vater Perzelaw nicht mein Feind?“

„Es war Dein Vetter, Krole,“ versetzte Mirrel, und unterdrückte gewaltsam die sie bestürmenden Empfindungen.

„Ist Dein Bruder Stoinef nicht mein Feind?“ fuhr Tugumir fort und sah seine Frau mit durchbohrenden Blicken an.

„Ich habe als Dein Weib meine Brüder vergessen,“ sagte Mirrel.

„Du hast sie vergessen,“ rief Tugumir, „vergessen, wie Du Triglaff vergessen hast.“

„Du hast mir meinen Gott gelassen, warum sollte ich ihm nicht dienen?“ versetzte Mirrel mit der größten Unbefangenheit.

„Zu ihm flehtest Du für mein Verderben, zu ihm flehtest Du für das Heil Deiner Brüder,“ rief Tugumir

und ergriff heftig den Arm der, wie es ſchien, völlig entlarvten Mirrel.

„Krole, Du irrſt,“ verſetzte Mirrel und hielt ruhig den Blick des Fürſten aus, „Du haſt falſch gehört.“

„Höre,“ ſagte Tugumir, „wenn der Schatz fehlt, wenn er fehlen wird, dann hat ihn nicht der Chriſt Ditmarus, dann hat ihn — Mirrel geſtohlen.“

Mirrel trat einen Schritt zurück, dann rief ſie mit bewegter Stimme: „Mögen Dir die Götter dieſen Argwohn verzeihen.“

„Wir werden ſehen,“ ſagte Tugumir, „Du wirſt mir dieſen Abend in das Gewölbe folgen.“

„Wie Du befiehlſt,“ verſetzte Mirrel und ſchöpfte neuen Athem, als ſie den Krolen verließ.

Vergebens dachte ſie nun darüber nach, auf welche Weiſe das Mißtrauen des Krolen gegen ſie ſo plötzlich wach geworden war. Der Grund lag nicht allzufern. So lange Mirrel's Brüder, Stoinef und Rakko, gewiſſermaßen verſchollen waren, oder doch wenigſtens in gänzlicher Unthätigkeit zu leben ſchienen, ſo lange hatte er nicht Urſache mehr, ſeine Frau zu beargwöhnen und ihren Heimlichkeiten nachzuſpüren. Als aber ihrer Brüder Name ſich plötzlich furchtbar zu machen begann, da ſchlug ihm das böſe Gewiſſen und er erinnerte ſich, daß er der Mörder Perzelaw's ſei. Er beobachtete ſeine Frau genauer, ließ ſie beobachten, aber dieſe, auf die Möglichkeit eines Verraths ſtets vorbereitet, hatte ſich gehütet, ſich irgend eine Blöße zu geben. Doch in der letzten Zeit, wo ſie kecker hervortrat, erkannte Tugumir, daß ſeine Frau dem Unternehmen ihrer Brüder nicht fremd war und es begünſtigte. Die Urſache, daß er bis jetzt es walten ließ, war ein von ihm liſtig entworfener Plan, vermittelſt ſeiner Frau Stoinef und Rakko in ſeine Ge-

walt zu bekommen und zum Lohne ſeiner Dienſte ſich zum König der Rhedarier machen zu laſſen.

Dieſer Plan war jetzt zur Reife gediehen. Die Brüder ſtanden ſchon faſt vor Brandenburgs Thoren. Es war Zeit für ihn, ſeinen Plan auszuführen.

Er wußte nicht, der Verräther, daß ihm ſchon ſelbſt die Schlinge um den Nacken lag, er bemerkte nicht, daß Mirrel einen ergebenen Diener zu einem einflußreichen Wenden ſandte, dem ſie nichts mehr ſagen ließ, als:

„Sorge für den Deckel.“

Und ſie erhielt die Antwort:

„Sorge für die Speiſe.“

Nun ſah Mirrel mit Ruhe dem Kommenden entgegen.

Sie war am Ziele.

4.

Bald nach der Unterredung Mirrel's mit dem Krolen waren die Wenden, welche im Streite mit dem Biſchofe die Chriſten erſchlagen hatten, ergriffen worden, und auf deſſen Geheiß wurde die entſetzliche Strafe an ihnen vollzogen. Die Unglücklichen wurden mit den Ohren an die Thürpfoſten der Kirche genagelt, am Eingange des Gotteshauſes, in welches ſie oft, da noch der Götze darin ſtand, als freie Männer aus- und eingegangen waren. Die Wenden ſahen mit Ingrimm dieſe Beſtrafung ihrer Brüder, aber noch wagten ſie es nicht, in offener Empörung aufzutreten.

Um Mitternacht gingen Tugumir und Mirrel nach dem Grabgewölbe. Kein Menſch bemerkte ſie, Alles hatte ſich der Ruhe hingegeben, nur die armen Unglücklichen an den Thürpfoſten der Kirche ſeufzten dem Tode entgegen.

Steinerne Haupt.

Als Tugumir sich im Grabgewölbe befand, als er Stein wirklich von seinem Flecke fortgerückt sah, da de er, der um schnödes Geld sein Vaterland ver- en hatte, um seinen Schatz besorgt. Er stieg in die le.

Doch ehe er ganz verschwand, blickte er noch ein- zu Mirrel empor und sagte:

„Wenn ich meinen Schatz vermisse, Mirrel, dann —"

„Nun, dann —?" fragte Mirrel.

„Dann wird diese Höhle — dein Grab."

„Die Götter werden mich behüten und deinen tz," versetzte Mirrel mit der größten Ruhe.

Tugumir verschwand, er bückte sich nach seinem Schatze.

„Ist er fort?“ fragte Mirrel.

„Die Götter seien gepriesen,“ rief Tugumir, „es fehlt nichts.“

„Willst du ihn wieder an seinen vorigen Ort niederlegen?“ fragte Mirrel weiter.

Statt aller Antwort hob Tugumir den schweren Stein empor und reichte ihn Mirrel. Diese griff darnach — und nun wollte sich Tugumir wieder aus der Höhle emporschwingen; aber plötzlich traten ein Paar finstere Gestalten in das Gewölbe, und sechs riesige Hände regten sich: eine schwarze Masse wälzte sich an der Erde zu der Höhlung heran, in welcher sich Tugumir befand; ein entsetzlicher Schrei ließ sich vernehmen, dann wurde es todtenstill.

Der Krole Tugumir war begraben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Weile blieb Mirrel bei dem Steine, welcher den lebendig Begrabenen deckte, regungslos stehen. „Ihr habt mich erhört, Ihr Götter,“ rief sie dann, „ich habe den Tod meines Vaters gerächt, ich habe mein armes Volk gerächt; jetzt Männer ist es an Euch, den weiteren Willen der Götter auszuführen. Gehet, bewaffnet unser Volk! Meine Brüder werden vor unsern Thoren stehen, ehe die Sonne aufgeht. Nehmt Euren Tempel wieder, seid wieder Slava's Söhne.

Und mit der Begeisterung einer höheren Natur ergriff sie selbst ein Schwerdt, das neben einer der Urnen lag, und an der Spitze ihrer wenigen Getreuen verließ sie die Höhle. Leisen Schrittes gingen sie zum Tempel und befreiten die Angenagelten; dann weckten sie die Zuverlässigsten der Stadt, drangen mit diesen in die Wohnungen der Christen, und metzelten Alles nieder, was sie fanden. Mirrel aber betrachtete nun ihr Werk als

orläufig gethan, ſie kehrte in das Haus des Krolen
urück und erwartete mit der erhabenſten Ruhe das
Kommende. —

Es war eine entſetzliche Nacht, als ſo viele Unglück-
che, erwachend, das Schwert, die Keule über ſich ge-
hwungen ſahen, als ſie den unerbittlichen, racheſchnau-
enden Feind zu ihren Häuptern erblickten. Vergebens
achte die Beſatzung der Feſtung den Armen zur Hülfe
u kommen; der Wenden waren mehr als der Chriſten,
nd da einmal das Signal zum blutigen Aufſtande ge-
ben war, gewannen die Wenden alle ihre Kraft, all'
r Selbſtgefühl wieder. Ehe der Morgen graute, war
e Beſatzung theils erſchlagen, theils hatte ſie ſich aus
r Stadt geflüchtet; die Wenden waren vollkommen
erren ihrer Stadt, die Kirche war urplötzlich wieder
n Götzentempel geworden, und wo der Biſchof die hei-
en Ceremonien zu verrichten pflegte, ſtand wieder der
ype, das Volk anfeuernd zum heiligen Kampfe für die
eiheit.

Und näher kamen mit eiſernem Tritte die Schaaren
: Rhedarier und Haveler, die ſiegreichen Brüder
kko und Stoinef. Hoch flatterte die ehrwürdige Stanitia,
lche der Oberprieſter von Rethra in ſeiner Hand
g; der Freudenjubel eines für ſeine Freiheit ſiegreich
mpfenden Volkes erfüllte die Lüfte; die Thore des ur-
en Brennabor waren geöffnet, und die Abkömmlinge
: von Gero erwürgten königlichen Geſchlechts nahmen
der Beſitz von der Herrſchaft, welche ihnen gebührte.

Da war das Volk wieder glücklich, wieder betete es
ubig ſeine hölzernen und ehernen Götzenbilder an;
r es war noch nicht der letzte Kampf und der letzte
g.

5.

Monate waren verſtrichen, die Zeit der Ernte war herangekommen. — Siegreich noch immer widerſtanden die Wenden unter Anführung ihrer heldenmüthigen Führer den Deutſchen. Der Kaiſer Otto hatte die Empörung ſeines Bruders Heinrich glücklich gebrochen, der letztere hatte die Flucht ergriffen, die andern Anführer der Empörung büßten mit dem Leben, nur einer war glücklich davon gekommen und focht an der Seite des wackern Stoinef gegen die eigenen Brüder. Er hieß Hoſed. Während die ſtreitbaren Männer im Felde ſtanden, welche der Kaiſer Otto nicht zu überwinden vermochte, bebauten die Daheimgebliebenen den Acker und feierten mit freudiger, dankbarer Empfindung nach altem wiederhergeſtellten Brauch ihr Erndteſeſt. Da zogen ſie auf das Feld, jung und alt, Männer und Frauen, und brachten ihrem Götzen Podaga, dem Gotte mit zwei Köpfen, welcher in ſeinem Arm ein gewaltiges Füllhorn trug, ihre Opfer dar. In das Füllhorn wurde friſcher Meth gegoſſen, nachdem der Reſt vom alten Jahre zu ſeinen Füßen ausgegoſſen worden war, dann wurden von ihren Prieſtern weiſe Sparſamkeit und weiſer Genuß der von der Erde gewonnenen Güter anempfohlen. Hierauf wurden Stiere geſchlachtet, Dankopfer in großer Menge zu Füßen des Gottes niedergelegt, welche die Prieſter an ſich nahmen, um ſie für den Götzen, d. h. für ſich ſelbſt, ſeine Diener, zu verwenden. Der Tag wurde mit Tanz und Geſang in heiterer Ausgelaſſenheit verlebt.

So wurde dieſes Feſt aller Orte, wo der Frieden waltete, gefeiert, aber es war der letzte Freudentag des wendiſchen Volkes für viele, viele Jahre; die Würfel

waren gefallen, das eherne Geschick, dem Völker wie Menschen anheimfallen, hatte dem muthigen Volke den tödtlichen Speer in die eben wieder aufathmende Brust gedrückt.

6.

Wir müssen jetzt in unserer Geschichte etwas weiter zurückgehen und uns nach dem Geschicke zweier Menschen umsehen, welche wir in der ersten Erzählung verlassen haben. Der Alte vom Ufer und der junge Otto hatten glücklich das Heerlager des Kaisers erreicht. Der ehrwürdige Alte war dem Kaiser aus den Kriegen seines Vaters her noch bekannt, und es fehlte ihm nicht an alten Freunden in dessen Umgebung. Durch seine einfache, ungeschminkte Darstellung der Vorgänge, bei denen er und der junge Otto eine Rolle gespielt, verwischte er den schlimmen Eindruck, den Gero's Mittheilung auf den Kaiser hervorgebracht. Denn dieser hatte vernommen, wohin sich der Alte mit seinem Sohne gewandt, und berichtete an den Kaiser, welcher über den Widerstand des Alten im ersten Augenblick sehr erbittert war, denn auch er hieß Gero's That gut; war es ihm doch gleich, auf welche Weise seine Feinde vernichtet wurden. Doch war dem Kaiser großmüthige Regung nicht gänzlich fremd, und er verzieh dem Greise und dem Sohne. Schwieriger machte sich die Sühne des Priestermordes, welchen der junge Otto auf dem Gewissen hatte; die Priester bestanden auf die große canonische Buße*), aber der

*) Die große oder alt canonische Buße bestand darin, daß der Verbrecher zwanzig Jahre von dem Genusse der Sakramente ausgeschlossen blieb. Während der ersten vier Jahre mußte er an der Kirchthür stehen, trauern, seine Missethat bekennen und die

Kaiſer war ſein Pathe, und ſo begnügte ſich die Geiſtlichkeit endlich, ihn zum immerwährenden Kampfe gegen unchriſtliche Völker zu verpflichten. Auch übernahm der Kaiſer, den Jüngling mit ſeinem Vater auszuſöhnen, und da Gero mit der Zeit milder geſtimmt wurde, ſo kam dieſe Verſöhnung auch zu Stande. Der gute Alte war darauf bald zu Grabe gegangen, und Otto, gereifter an Jahren, betrachtete den Kampf gegen die Wenden von einem anderen Geſichtspunkte, wiewohl ſein edleren Regungen zugethanes Herz Hinterliſt entſchieden verwarf. Die Liebe zu Mirrel war noch immer dieſelbe geblieben, und auch der Freundſchaft zum edlen Stoinef war er, ſo viele Jahre auch vergangen waren, noch nicht fremd geworden.

Jetzt ſtand Otto an der Seite des Kaiſers und ſeines Vaters ſeinem Freunde im blutigen Kampfe zum erſten Male gegenüber: er hätte ſo gerne mit ihm geſprochen, ihn ſo gerne für den Frieden geſtimmt, aber bis jetzt hatte ſich die Gelegenheit nicht darbieten wollen.

Indeſſen brachte der verwüſtende Krieg, denn die Erbitterung war auf beiden Seiten gar groß, mehr und mehr des Unheils. Der Kaiſer hatte der Feinde viele, und die Wenden drangen vorwärts; und wohin ſie kamen, wurden Dörfer und blühende Städte zu Kirchhöfen umgewandelt. Da gedachte der Kaiſer in Frieden den Krieg

---

Kirchengänger bitten, für ihn zu beten; dann wurde er unter die Zuhörer aufgenommen, durfte aber fünf Jahre hindurch mit ihnen nicht zugleich die Kirche verlaſſen. Darauf wurde ihm erlaubt, ſieben Jahre lang mit denen fort zu gehen, welche anderer Sünden wegen büßten; die letzten vier Jahre konnte er unter den Gläubigen ſtehen, doch ohne an den Sakramenten Theil zu nehmen; alsdann erſt war er wieder entſündigt und mit der heiligen Kirche verſöhnt.

zu beenden, und Worte der Milde und Verſöhnung ſtatt des blutigen Schwertes reden zu laſſen, und Gero, der Unermüdliche, Nieverzagte, zu jedem Mittel Bereitwillige, übernahm es, den tapferen Stoinef aufzuſuchen und ihn zum Frieden zu bewegen.

Otto bat den Vater, ihn zu dieſem Werke der Verſöhnung mit hinziehen zu laſſen, doch hütete er ſich wohl, ein Wort von dem, was in ſeinem Herzen wogte, fallen zu laſſen.

Unter dem Schutze geheiligter Sitte, welche er ſelbſt einſt ſo arg mißhandelt, ging Gero in das Lager der Wenden. Lange maßen ſich die beiden Feldherren, als ſie ſich gegenüber ſtanden, mit unfreundlichem Blicke. Stoinef erkannte Otto, welchen die Jahre ſehr verändert hatten, nicht wieder. Otto's Herz pochte, als er den edlen Stoinef ſah und ſeiner Schweſter gedachte, aber die ſtolze Haltung des Helden, welcher ſeinen Vater mit Blicken der Verachtung maß, beleidigte und kränkte ſein Gefühl wenn er ſich auch ſagen mußte, daß Stoinef zu einer ſolchen Behandlung eines argliſtigen Feindes vollkommen Recht hatte.

„Du willſt Frieden?“ ſagte Stoinef mit ſchneidend kaltem Hohne; „was bieteſt du für den Frieden, Chriſt?“

Dieſem Tone gegenüber ſuchte Gero das ganze Selbſtgefühl eines in Schlachten ergrauten Feldherrn geltend zu machen.

„Ich biete dir, Wende,“ verſetzte er, „was dir der Friede mit einer Nation werth iſt, welche dein Volk in unzähligen Schlachten niedergeſchmettert hat und noch heute ſo mächtig iſt, wie damals, als ſie dieſe Schlachten ſchlug.“

„Meinſt du die Schlacht beim Pokale, das Schlach-

ten vertrauungsvoller Gäſte," ſagte Stoinef, „dann freilich haſt du den Vorzug vor uns Wenden."

„Ich meine die Schlacht, wo man den Feind trifft," verſetzte Gero.

„Nun, du Schlachtenmenſch," rief Stoinef höhnend „warum fällt es dir denn ein, hier mit der Zunge den Kampf auszufechten? — So gebrauche doch deine Macht. Denn ich ſage dir, Chriſt, willſt du von mir den Frieden erkaufen, der Preis könnte dir zu hoch erſcheinen, für ſo gering ich ihn auch halte!"

„Was forderſt du?" fragte Gero ſeinen Groll verbeißend, da er ſeine verzweifelte Lage bedachte.

„Deinen Kopf, Hund, deine gleißneriſche Zunge und deine tückiſche Hand, die lege mir zu Füßen; und dann mag dein Kaiſer uns den Tribut bezahlen, doppelt ſo hoch, als wir ihn Euch zu geben uns verpflichten mußten."

„Du forderſt wenig," ſagte Gero mit übernatürlicher Mäßigung; „aber ich vermag dir dieſen Preis nicht zu gewähren. Denn ſiehe, dieſer Kopf wird meinem Kaiſer den Ausweg zeigen, dich zu verderben; dieſe Zunge wird das Urtheil übermüthigen Jünglingen ſprechen; und dieſe Hand, merke es dir, Wende, dieſe Hand wird ein Schwert zücken, das vernichtend auf den Nacken deines Volkes fallen ſoll."

„Gut geſprochen," verſetzte Stoinef: „ich ſehe wohl ein, daß es um mein Volk geſchehen wäre, ſollte es ſo thöricht ſein, mit dir im Frieden zu verkehren und deinen Schelmenworten zu trauen. Gehe, gehe, grauer Bube, und ſage deinem Herrn, daß, wenn er lauter ſolche Helden in Waffen ſtehen hätte, ein Stoinef und ein Nakko es betrauern würden, ſo unwürdige Feinde zu haben. Gehe und ſage deinem Herrn, er möge uns

beſſere Männer ſchicken, wenn er von uns etwas erbitten will; denn bei den Göttern, es giebt in unſerm Lande keinen Sklaven, den wir verachten könnten wie dich."

Mit dieſen Worten drehte Stoinef dem geſchmähten Gero den Rücken, welcher, bleich vor Grimm, die Hand an ſein Schwert legte. Selbſt Otto fühlte die Schmach welche Stoinef ſo eben ſeinem Vater angethan, und zornig rief er:

„Hüte dich, Stoinef, daß du mir nicht in der Schlacht begegneſt, denn beim heiligen Kreuz, ich werde dir mit dem Schwert die Antwort geben auf das, was du ſo eben in deinem unmäßigen Stolze geſprochen haſt!"

Gero aber ging ſtumm von dannen, Otto mit ihm, verfolgt von dem erſtaunten Blicke Stoinefs, welcher ſchmerzlich ausrief:

„Ha, das iſt Otto — armer Chriſt, wie unglücklich biſt du, einen ſolchen Vater zu haben!" —

So endete dieſe merkwürdige Zuſammenkunft.

7.

Als Gero zum Kaiſer zurückkehrte, wurde dieſer durch die Botſchaft ſeines Feldherrn äußerſt niedergeſchlagen. So viele Schickſale Otto während ſeiner thatenreichen Regierung auch erlebt hatte, ſo verzweifelt war ſeine Lage noch niemals geweſen. Er konnte mit ſeinem Heere weder rück- noch vorwärts. Sümpfe und Moräſte hinderten ihn mit ſeiner ganzen Heeresmacht vorzurücken und ſie raſch und kräftig zu entwickeln; er war von Waldungen umgeben, welche voller Feinde waren, die ihm unſichtbar den größten Schaden zufügten. Hunger und Krankheit rieben ſein Heer auf, und der gewiſſe Untergang war die einzige Ausſicht, welche ihm

nach Gero's schimpflicher Abweisung übrig blieb. Dieser aber, unerschöpflich an Auswegen, voll Grimm gegen Stoinef, theilte dem Kaiser einen Plan mit, der würde er gelingen, ihn aus aller Noth zu reißen verhieß.

Ein Fluß trennte beide Heere. Otto gab sich das Ansehen, als wollte er Angesichts des Feindes über denselben setzen. Stoinef und Nakko rüsteten sich, ihn zu empfangen. Während die Aufmerksamkeit und die Kräfte der Wenden also von dem Kaiser in Anspruch genommen waren, hatte sich Gero mit dem größten Theil des Heeres vom Lager entfernt und an einem von den Wenden nicht beobachteten Orte Brücken über den Fluß geschlagen und unangefochten übergesetzt. Plötzlich sah sich Stoinef im Rücken von einem furchtbaren Feinde angegriffen, zu spät bemerkte er die Kriegslist, aber er verlor den Muth nicht, und mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit schlug er sich gegen den schlauen Gero, der Rache schnaubte für die ihm zugefügten Schmähungen.

Es war eine heiße Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit der Hartnäckigkeit eines Vertilgungskampfes gefochten. Wer auch der Sieger blieb, für den Ueberwundenen gab es nur ein Loos. Gero suchte im dichten Gewühl seinen stolzen Feind, welcher wie ein Löwe kämpfte. Es war nicht möglich, zu ihm zu dringen, ein Wald von Keulen, Spießen und Schwertern umgab den wendischen Helden. Die Pfeile zischten über sein Haupt hinweg, das Geklirre der Waffen, das entsetzliche Getöse der Streithämmer, welche mit schwerer Wucht auf die eisenzackigen Keulen der Wenden fielen, der Lärm zertrümmerter Harnische und Schilder, das Wuth-, Angst-, Rache-, Todes- und Freudengeheul der Besiegten und Sieger, Alles dieses übertönte Gero's donnernde Stimme, welche ihm einen Weg zu seinem Feinde Stoinef zu

bahnen befahl. Endlich, mit vieler Mühe, gelingt es ihm, er sieht seinen Sohn, welcher sich im Getümmel der Schlacht von seiner Seite entfernt hatte, schon im Kampfe mit Stoinef. Ritterlich kämpft der edle Otto gegen seinen ehemaligen Freund, um die seinem Vater zugefügte Schmach und Verhöhnung zu rächen. Es bricht dem Vater das Herz, da er seinen Sohn, den er in seinem Alter über Alles lieben gelernt, im kühnlichen Kampfe sieht. Mit dem Rufe: „Zu mir, zu mir, mein Sohn!“ haut er sich völlig durch zu ihm — aber zu spät. Leblos, mit gespaltenem Haupte, blutend aus mehr denn einer Todeswunde, sinkt der edle Otto in die Arme seines Vaters.

Einen Moment steht Gero in tiefer Erstarrung da, seine Freunde umringen ihn, schon hatte das Geschick der Schlachten entschieden, in wilder Flucht stoben die besiegten Wenden ihren Wäldern und Morästen zu, der tapfere Stoinef wurde mitten in die Flucht hineingerissen. Die Todessense mähete Menschen wie Aehren, und nur wenige entkamen dem Schwerte der siegenden Deutschen.

Aber Stoinef und Rakko waren unter ihnen, noch lebten diese Helden, und wenn ein geschlagenes Volk noch Helden besitzt, ist es da nicht gefährlicher als im Siege?

8.

Der Tag begann wieder zu grauen, als der geschlagene, fliehende Stoinef, ermattet von der fürchterlichen Anstrengung, sich in einem Walde schlafen legte. Zwei Unglücksgefährten, welche ihn begleiteten, ermattet wie ihr Herr, beteten sich ebenfalls auf dem feuchten Boden neben ihm. Heilige Stille umgab sie, die Natur schien den schlafenden, unglücklichen Helden zu ehren.

Da näherten ſich Schritte dem Schlummernden. Es war ein Mann in deutſcher Kriegertracht, der, ebenfalls flüchtig vor ſeinen eigenen Brüdern, im Walde eine Zuflucht ſuchte — es war Hoſed. Er erkannte den ſchlummernden Stoinef, ein unglückſeliger Entſchluß durchzuckte ihn.

So ſtand er einen Augenblick finſter in ſich brütend, kämpfend gegen eine edlere Regung, die ſein Gewiſſen pochen machte; aber trauriger Eigennutz machte dieſe warnende Stimme verſtimmen — entſchloſſen zuckte er ſein Schwert.

„Pya! Pya!*)“ rief der unglückliche Stoinef im Schlafe und machte die Bewegung eines Kämpfenden Er ſchien von dem Teufel zu träumen, welcher, ein grimmiger Löwe, ſtets zum Sprunge bereit, vielleicht in der Traumſchlacht ihm begegnet war und ihn zu würgen drohte.

„Pya! Pya!“ rief er noch einmal, verzerrte das Geſicht und faßte an ſeine Waffe, die neben ihm lag.

Unglücklicher, das dein Traum ſich ſo ſchnell erfüllen muß! Wohl ſteht der Pya dir zu Haupte, wohl iſt das verrätheriſche Schwert zum Todesſtreiche gezückt. Dein Träumen iſt dein Sterben! — — —

Es war geſchehen.

Ein entſetzlicher Schrei erfolgte jetzt, ein Kopf rollte in den Sand. Hoſed ſteckte das bluttriefende Schwert ein, faßte Stoinefs abgeſchlagenes Heldenhaupt, wickelte es in ſein Wiſchlinnen und ſuchte triumphirend mit ſeiner koſtbaren Beute das Lager des Kaiſers auf. Er traf den Feldherrn Gero, welcher den fliehenden Feind, ſo weit es die allgemeine Ermattung zuließ, verfolgt hatte, im Lager, knieend vor der Leiche ſeines Sohnes.

*) Der wendiſche Teufel.

Als er den Verräther Hofed erkannte, der von seinem Kaiser abgefallen war, faßte er nach seinem Schwerdte. Da schlug Hofed das Tuch zurück — und hielt dem trauernden Feldherrn das Todtenhaupt seines Feindes entgegen.

Gero schauderte. Es war nicht Freude, welche ihn in diesem Moment durchzuckte, sein Herz schien gebrochen. Es war ihm, als habe ihn die rächende Nemesis für seine begangene Uebelthat getroffen. Er sandte das Haupt Stoinefs in das Lager des Kaiser und ließ für Hofed Verzeihung erbitten, welche er auch erhielt. Er selbst ließ dann seinen Sohn begraben, verfolgte die Wenden so weit er nur konnte und vereinigte sich dann mit dem Heere des Kaisers wieder, welcher nun seinen Sieg auf eine barbarische Weise feierte.

Er ließ das Haupt des edlen Stoinef auf eine lange Stange stecken, sämmtliche Gefangene um diese Stange zusammentreiben und dann ohne Erbarmen erwürgen. Dem treuesten Freunde des Wendenfeldherrn aber, welcher ebenfalls während der Schlacht in seine Hände gefallen war, ließ er die Augen ausstechen, die Zunge ausreißen und den lebendig Todten mitten unter die Erwürgten werfen.

So feierte Kaiser Otto der Große seinen Sieg.

Noch zwei Abkömmlinge der königlichen Familie der Wilzen waren am Leben, Nakko und Mirrel. Nakko führte noch Jahre lang den Kampf gegen die Unterdrücker seines Volkes fort, aber er vermochte es nicht, sie zu besiegen. Endlich trat er vom Schauplatze ab und verschwindet in der Geschichte. Als einfacher Land-

mann lebte er mit seiner Schwester in einem der Dörfer, welche mitten zwischen Moräſten und Sümpfen entſtanden und die flüchtigen Wenden aufnahmen, die von der Freiheit und ihren Götzen nicht laſſen wollten.

Der Kaiſer Otto fuhr nun fort, das eroberte Land zu germaniſiren. Da in dem ſchrecklichen Kampfe eine Unmaſſe Dörfer verwüſtet worden waren, ſo ſchenkte er unermeßliche Länderſtrecken der Kirche und entfernten Klöſtern,*) welche ihre Mönche ſandten, Tochterklöſter in den entlegeneren Gegenden anlegen ließen und das wüſte, waldige und ſumpfige Land emſig zu bebauen anfingen. Schwerdt und Pflug zugleich führend, ſuchten ſie ſich mehr und mehr zu Herren des ihnen geſchenkten Landes zu machen. Den taufbereiten und getreu ergebenen Wenden wurde Schuz und Beſitz zugeſichert, und ſo gelang es der Kirche, die Wenden an das ihnen auferlegte Joch, an Chriſtenthum, Tribut und Decem zu gewöhnen. Deutſche Sitte und Anſchauung drang in das eroberte Land ein, aber dennoch ſollte es Jahrhunderte währen, ehe die Havel- und Spreegegend für immer in den Be-

*) Auf dieſe Weiſe entſtanden zu dieſer Zeit außer den Bisthümern Havelberg und Brandenburg, die Bisthümer Oldenburg Merſeburg, Zeiz, Münſter, Prag und Poſen. Die Biſchöfe in dem Beſitz ungeheurer Länderſtrecken, hatten nun die Mittel, ſich in dem eroberten Lande Vaſallen und Freunde zu erwerben, welche die Kirche daſelbſt gegen ihre Feinde beſchüzten. Alle dieſe Bisthümer wurden dem Erzbisthume Magdeburg untergeben, damit ihnen der gemeinſchaftliche Mittelpunkt nicht fehle. Zu einer Zeit, wo die Politik auf der Religion beruhte, wo Chriſtenthum und Germaniſirung Eins bedeutete, war dieſe Anordnung eine den Umſtänden durchaus angemeſſene. Der Kaiſer war weit davon entfernt zu ahnen, wie dieſe Biſchöfe ſich bald ſelbſtſtändig und von der kaiſerlichen Gewalt unabhängig machen und keinem Andern gehorchen würden, als dem erſten Biſchofe, dem weltgebietenden Papſte.

ß der Deutſchen kam und auf den Trümmern des Wen-
enreiches das Markgrafenthum Brandenburg entſtand.

Gero aber, ſo erzählt die Geſchichte, begab ſich nach
em Tode ſeines Sohnes in das Kloſter Gernrode, im
nhalt-Bernburgiſchen, welches er ſelbſt geſtiftet hatte,
nd ſtarb 976 als Mönch; aber ſeine Thaten lebten beim
olke im Geſange fort, und noch in ſpäten Jahren ſah
an es mit Wohlbehagen den Bänkelſängern lauſchen,
enn ſie ſangen:

Der Lauſitz erſter Fürſt war ich,
Dreißig wendiſche Herren tödtet' ich;
Stiftet' Gernrod aus eig'ner Hab';
Daſelbſt ſteht man noch heut mein Grab.

VII.

Biſchof und Sklave.

982 n. Chr. Geb.

War luſtig und fröhlich ging's auf der Burg zu Havelberg zu. Der Biſchof von Havelberg hatte ſich ein ſchmuckes Weiblein heimgeführt und feierte ſeine Heimkehr auf der Burg, welche den Dom umſchloß und auf einer von der Havel umfloſſenen Inſel lag. Gregor VII. hatte noch nicht den päbſtlichen Stuhl beſtiegen und die Geiſtlichen wagten es noch zu freien und ohne Scheu mit ihren Weibern zu leben, unbeſchadet ihrer Anhänglichkeit an

Jappo's Ermordung.

t und Kirche und ihrer prieſterlichen ſie zum Cölibat
lichtenden Weihe.*)
Während ſich der Biſchof mit ſeinen vornehmſten
n ſo wohlgemuth pflegte, und mit zärtlichem Ge-
e ſeines holden Eheweibes gedachte, welches ſich
g in ſein Gemach zurückg ogen hatte, wurde ein

*) Das Cölibat der höhern Geiſtlichen beſtand zwar ſchon,
ie Eheloſigkeit wurde als verdienſtlich angeſehen und den
ern zur Pflicht gemacht, aber erſt Gregor VII. führte die Ehe-
it der Prieſter vom höchſten bis zum niedrigſten Grade mit
iedenheit und Strenge durch.

Besuch angekündigt. Das mußte ein hoher Besuch sein, denn Alles flog pfeilschnell von seinen Sitzen empor, der Bischof trat an die Thüre, und die versammelten Gäste blickten ehrfurchtsvoll auf den Eintretenden, daß man hätte schier glauben sollen, es sei der Kaiser Otto II. selbst, welcher den Bischof also überraschen wollte, während sich der doch damals in Italien herumschlug und so eben Salerno erobert hatte.

Der Kaiser war es also nicht, aber doch ein großer Herr, welcher in Havelberg und dem eroberten Lande der Leutizier, Rhedarier und Obotriten nicht wenig zu sagen hatte, es war nämlich kein Anderer, als der Markgraf Dietrich von Ballenstädt, welcher die Altmark im Namen des Kaisers beherrschte.

Der Mann, in seiner schweren Rüstung vom Haupte bis zu den Zehen, machte eben keinen angenehmen Eindruck. Es war eine hohe stattliche Gestalt, aber aus seinen Zügen sprachen Stolz, Hochmuth und rücksichtslose Härte, Eigenschaften, welche für einen damaligen Markgrafen, der es mit einem stets aufständigen, noch immer mächtigen, kriegerischen und niemals völlig besiegbaren Feinde zu thun hatte, ganz besonders gefährlich waren. In der That hatte er auch durch sein stolzes, rücksichtsloses Betragen die wendischen Großen und das Volk gegen sich erbittert, und es schien nur der günstige Moment zu einem allgemeinen Aufstande, nicht aber an Zündstoff zu fehlen. Selbst bei seinen Freunden war der Markgraf nicht allzu wohlgelitten, die aber ließen sich aus Eigennutz manches gefallen, was sich die Wenden, auf deren Kosten gelebt wurde, nicht gefallen lassen wollten; auch ist das Gemüth eines Unterdrückten jederzeit reizbarer, weil er bei seinem Gebieter stets bösen Willen voraussetzt.

Der Biſchof empfing den Markgrafen auf das Zu-
mmendſte, für ihn und ſein Gefolge ward ſogleich
in Bereitſchaft geſetzt, und ihm der Ehrenplatz an
Tafel angewieſen. Der Markgraf dankte ſtolz und
big für ſolche Gaſtfreundſchaft, doch ſchien er gro-
Hunger zu haben, denn er machte ſich ohne Um-
e über die Speiſen her, dabei aber unterließ er
, einen wendiſchen Edeln, welcher ſich den Deutſchen
ergeben gezeigt, das Chriſtenthum angenommen und
vom Biſchof von Havelberg ſtets ſehr rückſichts-
behandelt wurde, mit finſtern Blicken zu meſſen.
Es war, als habe die Erſcheinung des Markgrafen
ich alle Freude ausgelöſcht; das Geſpräch gerieth
ocken, alle luſtige Rede verſtummte, auf die Ge-
r der Anweſenden ſchien ſich der Alp geworfen zu
, denn es wurde ihnen Allen höchſt peinlich zu
e, ohne daß ſie ſich von dieſer ſeltſamen Umwan-
Rechenſchaft geben konnten. Der Biſchof unter-
un zwar nicht, ſeine Gäſte zu ermuntern, in ihrer
igen Unterhaltung fortzufahren, aber die Luſt war
dahin, und dazu ereignete ſich ſogleich eine Scene,
vollends den Leuten fortzuzechen den Trieb
n.

Als nämlich der Markgraf Dietrich ſeinen Appetit
maßen geſtillt hatte, erhob er ſich plötzlich von
fel, und auf den wendiſchen Edeln zeigend, don-
r:

Daß Ihr Euch doch nicht täuſchen laſſen wollet
Biſchof, von dieſen wendiſchen Hunden, welche Ihr
haafe in Eure Heerde aufnehmt, derweil ſie nichts
lſe ſind, und ſtets auf Abfall und Verrath ſinnen.
ht dieſer hier wie alle ſeine bübiſchen Landsleute?
den Hund hinaus, und haut ihn in Stücken."

Auf diese Worte erhob sich der wendische Edle mit flammenden Augen, fürchterlich war seine Stirn gerunzelt, die buschigen Augenbrauen zusammen gezogen, die linke Faust geballt, während sich die Rechte an das Schwert legte:

„Wer gibt dir das Recht, mich also zu beschimpfen?“ fragte er; „zahle ich nicht meine Abgaben redlich an die Kirche? halte ich es nicht getreu mit dem Kaiser? bin ich nicht ein Christ? Wie wagst du es, mich so grundlos an meiner Ehre zu kränken! Du nennst mich einen Hund, ich gebe dir den Hund zurück!“

Auf diese Worte erhoben sich sämmtliche Gäste; der Markgraf stürzte über den Wenden her, und würde ihm unfehlbar das Schwert durch die Brust gestoßen haben, wäre in diesem Momente nicht ein wendischer Knecht, welcher die Aufwartung hatte, herzugesprungen. Mit erstaunlicher Keckheit schleuderte er den Bischof zwischen den Markgrafen und den wendischen Edeln, packte diesen mit riesiger Faust beim Arme, und zog ihn pfeilschnell und ehe noch Jemand zur Besinnung kommen konnte aus dem Zimmer auf die Brüstung der Burg, stürzte ihn in die Havel, und schwamm mit ihm nach dem gegenseitigen Ufer hinüber. Diese kecke Handlung war das Werk weniger Minuten.

Der wendische Edle, dessen Name Andrag war, wußte kaum, welchem keckem Wagehalse er seine Rettung zu danken, und war nicht wenig erstaunt, seinen ehemaligen Sklaven, Jappo, zu erkennen.

„Da hast du ein unfreiwilliges Bad genommen, Herr,“ sagte er; ich dachte aber, ein solches Havelbad ist besser, als ein Blutbad, und beim Triglaff, du wärst nicht lebendig aus dieser deutschen Wolfshöhle gekomme

„Hätteſt du mich gewähren laſſen," ſagte Andrag, der deutſche Hund, der ſich Herr der Wenden nennt, hätte ſeinen elenden Geiſt unter meinen Händen verröchelt!"

„Davon ein ander Mal," verſetzte Jappo; „jetzt iſt es wohl Zeit, daß wir uns nach einer Herberge umſehen, denn man wird uns hier nicht lange in Ruhe laſſen, und ich will dir eine Schlafſtelle anweiſen, wie ſie kein deutſcher Biſchof beſſer hat."

Mit dieſen Worten ergriff Jappo ſeines ehemaligen Herrn Hand, und führte ihn eine Strecke der Havel entlang, bis ſie eine dichte Waldung erreichten. Hier ſchlug er einen unter Geſträuch und Gebüſch verborgenen Fußpfad ein. Es war ein mühſamer Gang, nur ſehr allmählig vermochten ſie vorwärts zu dringen, und waren ſo ſehr beſchäftigt, die vielen Hinderniſſe des Weges zu überwältigen, daß ſie kaum einige Worte mit einander wechſeln konnten. Endlich wurde der Pfad breiter und breiter, und ſie erreichten die Ruine eines ehemaligen Götzentempels, welcher in den letzten Kriegen zerſtört worden war.

„Nun ſind wir am Ziele," ſagte Jappo; „aber, Herr, bevor ich dir meinen Schatz zeige, bevor ich dir eine Herberge anweiſe, muſt du mir etwas angeloben."

„Und was willſt du?" fragte Andrag zerſtreut.

„Biſt du ein aufrichtiger Chriſt?" fragte Jappo dagegen.

„Welch eine Frage? — Ich bin getauft, wie du, iſt dem Deutſchen der Edle mehr als der Sklave? Ein Joch iſt für uns Alle. Ich wurde Chriſt, mögen mir die Götter verzeihen, aber ich wollte mir dadurch blos Freiheit erkaufen."

„Du wirſt alſo, Herr, mich gewähren laſſen und meinen Gott nicht antaſten?“

„Alberner Menſch, wie kannſt du ſo fragen, wir haben Beide dieſelben Götter.“

„So komm', Herr.“

Der Sklave führte nun ſeinen Herrn in die Ruine, plötzlich blieb er ſtehen und holte aus einem Verſteck eine große, eiſerne Stange hervor, dieſer bediente er ſich ſtatt eines Hebels, und ſchon einen ungeheuren Stein, der ihnen den Weg verſperrte, bei Seite. Eine große Oeffnung gähnte dem wendiſchen Edeln entgegen.

Der Sklave neigte ſein Ohr lauſchend über die Oeffnung.

„Sie ſchläft.“ murmelte er dann.

„Wer ſchläft?„ fragte Andrag erſtaunt.

„Steig nur hinab, Herr,“ verſetzte Jappo, und ging voraus. Es führte eine Treppe, welche aus über einander liegenden Steinen gebildet war, in die Tiefe hinab. Der Schimmer eines matten Lichtes drang aus der Gruft, denn anders konnte man die Höhle kaum nennen. Mit höchſter Spannung folgte Andrag dem Sklaven, aber ſeine Ueberraſchung hatte noch lange nicht den höchſten Gipfel erreicht.

Die Höhle war nämlich auf's Beſte geſchmückt. Der Fußboden war, wie die Burgdielen der Deutſchen, mit Binſen beſtreut, die Wände mit Zweigen von Fichtenbäumen ausgeſchmückt. Ein rieſiges Götzenbild des Triglaff, welches mit großer Sorgfältigkeit zuſammengekittet war, und an dem ſich noch tiefe Spuren gewaltſamer Vernichtung, welche alle Sorgfalt nicht zu beſeitigen vermochte, zeigten, ſtand an der einen Seite der Höhle, von Fichtenzweigen umſchattet. Vor dieſem Götzen hing eine ewige Lampe, welche aus einer chriſtlichen Kirche

geraubt zu ſein ſchien. Zu den Füßen des Götzen lag ein Kreuz.

Nicht aber dieſes allein war es, was den wendiſchen Edeln überraſchte; dem Götzen gegenüber lag auf einem Steine, welcher mit Tüchern und Thierhäuten bedeckt war, ein junges Mädchen im tiefſten Schlafe. Erſtaunt trat Andrag näher. Die Züge ſchienen ihm bekannt zu ſein, das Mädchen war nicht mehr ſchön, aber ſie mußte es geweſen ſein, bevor herzzernagender Gram das Roth ihrer Wangen verwiſcht, das Feuer ihrer Augen ausgelöſcht, die üppige Fülle verzehrt.

„Was treibſt du hier?“ fragte Andrag erſtaunt den Sklaven.

„Was ich hier treibe, Herr?“ ſagte Jappo; „das iſt eine lange, luſtige Geſchichte, ich werde ſie dir gleich erzählen, aber laß mich erſt vor unſerem Gotte da mein Gebet verrichten.“

Mit dieſen Worten bückte ſich Jappo zu dem Kreuze nieder, und brummte einige unverſtändliche Worte; dann trat er es mit den Füßen, indem er ein fürchterliches Hohngelächter ausſtieß. Nach dieſer entſetzlichen Ceremonie umſpannte er den Götzen mit ſeinen Armen und drückte ihn mit faſt wahnſinniger Inbrunſt an ſeine Bruſt, und dann rief er mit lauter Stimme:

„Triglaff, du großer Gott, du wirſt es nicht für ewige Zeiten dulden, daß die Chriſten dich verhöhnen; o, gieb deinem Volke wieder Kraft, daß es dich verehren kann, wie zuvor, in großen Tempeln und in den heiligen Hainen.“

Als Jappo dieſe Worte ſprach, übermannte den Edeln ein eigenthümliches Gefühl. Die Anhänglichkeit eines Sklaven an ſeine Göttern rührte ihn, ein frommes Gefühl der Nationalehre und Unabhängigkeit durch-

ſchauerte ihn. Obwohl im Herzen kein Götzendiener mehr, wurde er dennoch von dieſem Gefühle ſo übermannt, daß er zur Erde niederkniete und zum Himmel flehte, ihm Gelegenheit zu verleihen, das Joch von ſeinem Volke abſchütteln zu helfen.

Nachdem er ſo ſeiner Empfindung Genüge gethan, erhob er ſich. Er fühlte ſich von einer merkwürdigen Kraft getragen, es war ihm, als ſei ihm mit dem Gebet ein neuer Geiſt gekommen. Er reichte dem Sklaven die Rechte und ſagte mit bewegter Stimme: „Wären ſie Alle ſo wie du, die Chriſten würden uns nicht auf den Nacken treten. Doch erzähle mir, wie kommſt du zu dieſem Mädchen?“

In dieſem Momente erwachte die Schlummernde, ſie warf einen ſtieren Blick umher, ihr Auge blieb lange auf dem Kreuze ruhen, dann murmelte ſie einige Worte und ſchloß die Augen wieder.

Das Mädchen ſchien wahnſinnig zu ſein.

„Herr,“ ſagte Jappo, „als du deine ſämmtlichen Güter bis auf ſehr Weniges, von dem du leben wollteſt, der chriſtlichen Kirche ſchenkteſt, da ärgerte ich mich ganz gewaltig. Mich wollteſt du nicht von dir laſſen, ich aber war einmal böſe auf dich und bat den Biſchof, mich als ſeinen Knecht anzunehmen, weil ich gar ſehr darnach verlangte, einem chriſtlichen Prieſter zu dienen. Das ſchmeichelte dem Biſchofe, und er bewog dich, dich meiner zu entäußern. Nun hatte ich flottes Leben; ich diente einem Herrn, welcher mein Feind war und beſchloß, ihm auf jede Weiſe zu ſchaden. Ich ſtellte mich ſehr fromm und behauptete den Schein eines guten Chriſten, um ſo mehr, da ich davon überzeugt war, daß die Welt nur noch ein Paar Jahre ſtehen und dann ein fürchterlicher

Richttag eintreten würde*). Der Biſchof gewann mich ieb, und fragte mich öfters im Vertrauen nach Ver-ältniſſen, die unſer Volk betrafen. Dabei richtete ich nir, wie du ſiehſt, meinen eigenen Tempel ein, denn ich and oft Veranlaſſung, aus der Burg zu kommen, und o ich konnte, koſtete es den bübiſchen Deutſchen ſtets ine Seele, die ich in meinen Tempel lockte und unſerm Triglaff ſchlachtete. Es war mir gleich, ob eine Maid, der einen Burſchen, einen Sklaven oder einen Edelmann, o es nur ein Chriſt und ein Deutſcher war."

„Und dieſes Mädchen wollteſt du ebenfalls ſchlach-en?" fragte der Wende.

„Ich wollte ſie ſchlachten, ſo jämmerlich ſie auch at und ſo ſehr ſie auch girrte. Sie erbot ſich zu Allem. Ich ſagte: verfluche das Kreuz, und ſie verfluchte das Kreuz. Ich ſprach: bete, du mein Gott Triglaff, und ſie at: du, mein Gott Triglaff. Ich ſagte: ſchwöre ab deinen Glauben, verwünſche dein Volk. Und ſie ſchwor ihren Glauben ab und verwünſchte ihr Volk, daß es mir eine uſt war. Nun hatte ich meinen Willen und ſagte chließlich: küſſe mich."

„Da guckte ſie mich ganz ſonderbar an und wurde uſtig, wie ein Kind, und umarmte mich zärtlich, als äre ich ihre leibhaftige Hälfte, und iſt mir hold ge-ieben bis auf dieſen Tag. Ich habe ſie alſo, weil ſie ir ſo gut iſt und mir wirklich keine Chriſtin mehr zu in ſcheint, am Leben gelaſſen, ſorge für ſie aus des Biſchofs Küche und bedecke ſie mit einem Stein, wenn h ſie verlaſſe. Das iſt die Geſchichte."

*) Gegen Ende des Jahrtauſends nach Chr. G. war der laube, daß mit dem Schluß des zehnten Jahrhunderts die Welt ntergehe, allgemein, und die Geiſtlichen benutzten dieſen Glauben, n ſie ſelbſt ausgeſtreut, im Intereſſe der Kirche.

„Und wer iſt die Arme?“ fragte Andrag ſchaudernd.

„Sie iſt das Töchterlein eines chriſtlichen Prieſters, und hatte hinter dem Rücken ihres Vaters, welcher in der Burg zu Havelberg lebt, eine Buhlſchaft. Da bat ſie mich einſt, ſie über den Fluß zu ſchaffen; ich fand den Antrag ſehr erfreulich, that wie ſie wollte, ſchleppte ſie hieher, und dafür mußte ſie thun, was ich wollte.“

„Und ihr Geliebter?“

„Auf den laure ich ſchon lange, es hat mir aber immer noch nicht gelingen wollen, ihn hierher zu bringen. Möchte ihn gern mit ſeinem Liebchen zuſammen ſehen. Muß ein Spaß ſein.“

Bei dieſen Worten lachte Jappo recht ſeelenvergnügt auf, während Andrag ſich in Gedanken verſenkte und über einen ernſten Plan nachzudenken ſchien.

„Unſeres Bleibens iſt nicht hier,“ ſagte er dann, „wir wollen weiter nach Norden ziehen, nach dem Meere..“

„Die Rhedarier ſind unterjocht, wie die Leutizier.“ verſetzte Jappo.

„Hinter den Rhedariern ſitzen die Pommern,“ ſagte Andrag.

„Auch auf ihnen ruht das Joch der Deutſchen.“

„Die Rhedarier am Meere ſind noch frei, nur die Linonen und Tollenſer ſind unterjocht.“

„Wenn ein Wendenſtamm frei iſt, ſind alle frei,“ wandte Jappo ein, „und wenn einer unterjocht iſt, ſind alle unterjocht. Wo wendiſche Erde iſt, hat auch ein chriſtlicher Prieſter ſeinen Fuß geſetzt; wo ein chriſtlicher Prieſter ſeinen Fuß geſetzt hat, iſt es geſchehen um unſere Götter, und dann iſt es geſchehen um uns ſelbſt.“

„Aber wir können hier nicht bleiben,“ ſagte Andrag, „gleichviel wohin wir uns wenden, wenn wir aber hier bleiben, ſo ſind wir verloren.“

„Ich will dir ſagen, Herr, wohin du gehen ſollſt. Die Tollenſer ſind im Aufſtande, die Ukrer ſind im Aufſtande, auch die Obotriten ſind im Aufſtande — gehe zu ihnen.“

„Was ſagſt du?“ rief Andrag im höchſten Erſtaunen.

„Wenn ein Wende bei einem Biſchofe iſt,“ verſetzte Jappo lachend, „dann muß er vier Ohren haben und nicht eine halbe Zunge. Wie ich dir ſage, Herr, ein großer Theil unſeres Volkes iſt im Aufſtande, Markgraf Dietrich hat ſchon längſt die Kunde, und der Biſchof von Havelberg weiß es auch, aber ſie machen aus der Sache das größte Geheimniß. Ich weiß aber gewiß, daß ein großes Heer gegen die Unſeren ausgerückt iſt und der Markgraf ihm morgen folgen wird.“

„Menſch — woher haſt du das Alles?“ rief Andrag.

„Gehört! gehört! gehört!“ rief Jappo, „und auch geſehen! O, ich bin längſt auf einen ſolchen Spektakel gefaßt. Eile, Herr, eile zu den tapfern Brüdern, daß ſie doch hierherkommen mögen zu den Havelern, welche unter einem unerhörten Drucke ſeufzen. Mich aber laß hier, Herr, ich werde zum Biſchofe zurückgehen, denn da bin ich am beſten Platze.“

„Was willſt du dort, wo man dich tödten wird?“

„Man wird mich nicht tödten, dafür laß mich ſorgen, Herr. Ich gehe gleich nach Havelberg zurück. Du aber wirſt hier die Nacht verbleiben müſſen. Dort unter dem Steine findeſt du Geld, einige Stunden von hier liegt Ritzow, da kaufe dir ein Pferd, Herr, und unſere Götter mögen dich geleiten.“

Mit dieſen Worten ſtieg Jappo raſch die Stufen hinauf, trat ſeinen beſchwerlichen Weg durch den Wald wieder an, und es war noch lange nicht Mitternacht,

als er Havelberg erreichte, welches gleichſam wie ein großes Dorf, ohne irgend eine Mauer oder Umzäunung neben der Burg und dem Dome lag. Hier lagen große Beſitzungen des Biſchofs von Havelberg, welche ſämmtlich von Wenden bebaut werden mußten. Jappo führte eine Art Aufſicht über ſie und hatte ſeine Wohnung nahe der Burg. In dieſe ſchlüpfte er jetzt, auf's Höchſte ermüdet, hinein, warf ſich auf ſein Lager und ſchloß bald die Augen, als wäre nicht das Geringſte vorgefallen und ſeine Seele ruhig, wie das Gemüth eines Kindes.

2.

Jappo hatte nicht gelogen. Es war in der That ein neuer Aufſtand ausgebrochen. Die unerbittliche Eintreibung des Honigzehnten, Dietrich's Härte, welcher ſein Heer auf Koſten der Wenden unterhalten mußte und um ſo rückſichtsloſer wurde, je unumſchränkter er in der Altmark während des Aufenthalts des Kaiſers in Italien regierte, dies Alles hatte die Wenden in Verzweiflung gebracht. Die Tollenſer in der Priegnitz, ein Hauptſtamm der Rhedarier, ebenſo die Brizoner, welche ihre zerſtörte Hauptſtadt Rhetra wieder aufgebaut hatten, die Ukri in der Ukermark, die Williner, die Zygriawaner, Bruderſtämme der Haveler im teltowſchen und in den beiden barnimſchen Kreiſen, erhoben ſich zu gleicher Zeit und wälzten ſich, ein ungeheures Heer, gegen das Havelland heran.

In aller Eile rüſtete ſich Dietrich und ſchickte Abgeſandte zu den benachbarten Fürſten. Der Erzbiſchof von Magdeburg und der Biſchof von Halberſtadt kamen ihm zu Hülfe; am Tangerfluſſe, bei dem heutigen Tangermünde, kam es zu einer Schlacht, die Deutſchen behaupte-

ten das Feld, auf beiden Seiten blieben eine große Unzahl Todter, die Wenden zogen sich zurück, aber sie waren noch nicht besiegt. Dennoch feierte Dietrich die gewonnene Schlacht und wand sich mit einem Theile seiner Streitkräfte nach Brandenburg, in dem Wahne, daß er dort sicher sei und die geschlagenen Wenden vorläufig nichts gegen ihn unternehmen würden.

Allerdings bewirkte seine Anwesenheit in Brandenburg, daß das Havelland sich für seine nationale Sache nicht zu erheben wagte, aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte das Volk jeder Kunde, welche ihm von den Brüdern kam, und in tiefen Schmerz versank es, als es hörte, daß eine entscheidende Schlacht für sie verloren worden sei.

Wie sicher sich die Deutschen wähnten, wie wenig sie eine Ahnung von der Macht und der Kraft einer nationalen Erhebung hatten, davon gab die unglaubliche Verblendung des Bischofs von Havelberg Zeugniß, welcher vielfach gewarnt wurde, seinen Sprengel zu verlassen, es aber zu bleiben vorzog, weil er auf den Sieg und die Macht der Deutschen trotzte.

Vielleicht wäre ihm auch die Flucht nicht gelungen, denn schon hatte ein entsetzlicher Mensch ihn sich als Opfer ausersehn, und bei seinen Göttern geschworen, ihnen den christlichen Priester als Opfer darzubringen.

Dieser Mensch hieß Jappo.

Er hatte sich am andern Morgen nach Andrag's Rettung wieder zum Bischof begeben, als wäre nichts vorgefallen.

Der Markgraf hatte Havelberg noch in derselben Nacht verlassen, und obwohl der Bischof gegen den Wenden sehr erbittert war, hatte er doch eine zu feste Ueberzeugung von Andrag's Bekehrung, als daß er über seine

Rettung ſehr böſe ſein ſollte. Er fragte nun Jappo, wohin ſich Andrag gewandt habe.

„Er iſt zu einem Verwandten gezogen,“ ſagte Jappo, „wird dort ſeinen Groll austoben und wiederkehren; den kenne ich zu gut.“

Der Biſchof gab ſich bei dieſer Erklärung zufrieden, und Jappo hatte nun nichts angelegentlicher zu thun, als in der Burg und außerhalb derſelben herumzuſpioniren, wann der heißerſehnte Moment kommen würde, da er für die Entweihung ſeiner Götter Rache nehmen könne.

Der Tag erſchien.

Bald nach der verlorenen Schlacht am Tangerfluſſe ſammelten die Wenden ſich wieder, andere Völkerſchaften geſellten ſich zu ihnen und hin wälzte ſich das furchtbare Heer gen Havelberg. Die Havelberger ahnten nichts Böſes, als plötzlich das Wehgeſchrei ertönte, daß die Wenden im Anzug ſeien. Alles floh in die Burg; es wurden die energiſchſten Anſtalten zur Vertheidigung getroffen, und bald erfüllte der Schlachtenruf der Wenden die Luft — ſie ſtanden vor der Burg.

Der Angriff würde gewiß ſofort erfolgt ſein, aber es war finſtere Nacht, und ſo wollten ſie den Morgen abwarten. Jappo ſprang bis an die Decke ſeiner niedrigen Stube, als er ſeiner Landsleute Kriegszeichen hörte, eine teufliſche Luſt überfiel ihn. Er machte die Runde in Havelberg und trieb ſeine Landsleute an, ſobald die Wenden die Burg ſtürmen würden, ſämmtliche Chriſten in der Stadt niederzumetzeln. Die meiſten Wenden hatte man nun allerdings in die Burg getrieben und dieſe mußten mit vertheidigen helfen, aber der Biſchof hatte ein zu großes Vertrauen zu Jappo, als daß er glauben ſollte, er könne gefährlich werden, vielmehr gab er ihm den

Auftrag, die Bewegungen der Wenden in Havelberg genau zu bewachen und ihm von jeglichem bemerkenswerthen Vorfall sogleich Kunde zu bringen.

Der Morgen brach heran, mit ihm blutiger Kampf. Die verzweifelte Gegenwehr der Deutschen vermochte die Wenden nicht zurückzuschrecken; mit der größten Hartnäckigkeit wiederholten sie den Angriff. Nach einigen Stunden des blutigsten Kampfes war die Burg in ihren Händen, die Besatzung niedergemetzelt, Einige gefangen, Havelberg in den Händen der Wenden.

Ueber die gefangenen Christen sollte nun ein furchtbares Gericht ergehen. Man fand den Bischof nicht unter den Leichen, man suchte ihn unter den Lebenden — aber er war nicht zu finden.

War er entkommen?

3.

Als der Bischof eingesehen, daß er sich nicht mehr behaupten könne, hatte er die Zinne der Burg verlassen, und an seine Rettung gedacht.

Er war es nicht allein, auch sein unglückliches Weib war der gräßlichsten Gefahr Preis gegeben. Er hatte nur einen Gedanken der Rettung, er wollte sich mit seinem Weibe zu Jappo begeben, und hoffte von diesem so lange geborgen zu werden, bis er sicher entfliehen könne.

Er brauchte nach seinem Retter nicht lange zu suchen, denn Jappo hatte die Gefahr seines Herrn schon vorausgesehen und sich beeilt, für seine Rettung zu sorgen. Er führte sie in sein Häuschen und verbarg sie daselbst, während er zu seinen Landsleuten eilte, um an ihrer Siegesfreude Theil zu nehmen.

Die Wenden feierten ihren Sieg, wie ihn damals die Deutſchen feierten. Großmuth gegen den überwundenen Feind war nicht der damalige Charakter der Zeit. Die armen Gefangenen wurden unter den grauſamſten Martern hingerichtet.

Schon am Abende verließ der größte Theil des Wendenheeres die Stadt, welche faſt ganz zerſtört war, und rückte gegen Brandenburg.

Jappo führte nun, als es Nacht geworden, den Biſchof unter der Verkleidung eines gemeinen Wenden aus ſeinem Verſteck, ſeine Frau verſprach er nachzuholen. Der Weg, welchen er den Biſchof führte, war derſelbe Pfad, durch den er Andrag geführt hatte, es war die heidniſche Tempelruine, nach der er ihn brachte. Der Stein wurde auf dieſelbe Weiſe, wie damals, hinweggerollt, und Jappo forderte nun den Biſchof auf, hinabzuſteigen.

„Was ſoll ich dort unten, Jappo?“ fragte der Biſchof erſtaunt.

„Nur immer vorwärts,“ ſagte Jappo; es iſt kein Grab.“

„Nein, es iſt kein Grab,“ wiederholte der Biſchof, „aber es ſieht faſt ſo aus.“

„Steigt nur ruhig hinab, es iſt ein ſicheres Plätzchen für Euch, bis ich Eure Gattin hierhergeführt.“

Nun ſtieg der Biſchof in die Gruft, Jappo folgte ihm; ein teufliſches Triumphiren lag auf ſeinen Zügen.

„Was iſt das?“ fragte der Biſchof entſetzt, als er den Götzen und das auf der Erde liegende Kreuz ſah. „Wo befinde ich mich, mein Sohn?“

„Du befindeſt dich,“ verſetzte Jappo, „in dem Tempel deines Knechtes, der morgen aufhören wird, ein

Wendischer Tanz.

Tempel zu sein, denn der Dom zu Havelberg ist zerstört und der Gott der Wenden darf sich wieder zeigen."

„Wie, mein Sohn," rief der Bischof, „du bist noch immer ein Götzendiener?"

„Und das ein ganz ordentlicher," versetzte Jappo mit behaglichem Lächeln, „mein Gott hier wird genährt, mit Christenfleisch und Christenblut, und ich habe ihm längst einen Bischof gelobt, ja, einen Bischof — mein Freund. Verstehst du mich?"

Mit diesen Worten sah er den erbleichenden Bischof mit funkelnden Augen an, dann trat er ihm ganz nahe und sagte mit unheimlicher Stimme:

„Es thut mir leid, daß du ein Bischof bist — du mußt sterben!"

Der Bischof brauchte diese Worte nicht erst zu hören, er hatte sein Schicksal längst erkannt; aber er war nicht nur ein Priester, er war auch ein Krieger, ein geistlicher Ritter, wie die höheren Geistlichen zu der Zeit es gewöhnlich, wie es späterhin die Mönchsritter waren. Sein erster Gedanke war also der des Kampfes, er maß seinen Feind, seine eigene Körperkraft schien nicht geringer als die des entsetzlichen Wenden zu sein; aber er hatte keine Waffen und Jappo trug in seinem Gurte ein langes Messer und einen Dolch.

Vielleicht aber konnte ihm ein rascher Angriff einen bedeutenden Vortheil über seinen Gegner verschaffen, und der Bischof überlegte, ob er es früher mit der That oder mit dem Worte versuchen sollte; er zog das Letztere vor.

„Mein Sohn," sagte er mit so viel Ruhe, als er sich zu erhalten vermochte, „sage mir, weshalb du dich als meinen Feind bezeigst. Habe ich dich je beleidigt? Habe ich dir wehe gethan? War ich dir ein strengerer Herr, als dein voriger?"

„Nicht deshalb hasse ich dich," sagte Jappo, „aber sage mir, du Christenpriester, was hat dir unser Kiandzi, was haben dir unsere Pupen, was haben dir unsere Weidelotten, was haben die unsere Götter gethan?"

„Es ist der Wille des Erlösers, daß die Welt christlich werde; es ist sein heiliger Wille, der sich auch erfüllen wird, daß aller Götzendienst von der Erde verschwinde und nur der Gott aller Völker Gott sei, von dem die Welt und das Leben kommt."

„Hat dir dein Gott denn gesagt," fragte Jappo höhnisch, „gehe hin und schlage die Weiber todt? Gehe hin und raube den Wenden den Fleiß ihrer Arbeit? Gehe hin und nehme ihnen ihre Habe und ihr Gut,

höhne sie, und behandle ihre Priester, ihre Fürsten wie Hunde?"

„Diese Lehre ist nicht von Gott," versetzte der Bischof, „aber Haß erzeugt Verfolgung, Hochmuth erzeugt Verachtung. Wir kamen mit Liebe, ihr tratet uns entgegen mit dem Schwerte."

„Und wenn wir Eure Liebe nicht wollten? fragte Jappo und in seinen Zügen lag etwas Hyänenartiges.

„Mein Sohn," versetzte der Bischof, „man kann dem Blinden nicht das Licht geben, indem man ihm von der Sonne spricht; wir konnten Euch mit unserer Liebe nicht überwinden, wir zückten das Schwert."

„Ich widerspreche dir nicht," sagte Jappo, „ich gebe zu, daß du mir hast Liebe beweisen wollen. Du hast mir damit so wohl gethan, wie ich dieser Dirne. Sieh her!"

Mit diesen Worten hob Jappo ein großes Tuch, welches einen Stein bedeckte, empor — der Bischof erblickte eine Leiche.

Es war das unglückliche, geraubte Mädchen, das einige Abende zuvor verschieden war.

„Diese Maid," sagte Jappo, „wollte meine Liebe nicht, die ich ihr in allem Ernste antrug, da — machte ich es wie du; — ich drohte: lieb' mich oder stirb! — Dieses ‚Entweder Oder" kostete ihr den Verstand, aber sie liebte mich. Nun freilich, gestorben ist sie darum doch."

„Wer ist die Arme, Elender? fragte der Bischof in höchster Entrüstung, denn auch ihm schienen die Züge der Unglücklichen bekannt zu sein.

„Der Tod hat keinen Namen," versetzte Jappo, „Alles macht die Menschen gleich; in Walhalla begegnen sich Edler und Sklave, wenn sie ihren Göttern treu geblieben sind. Sie ist eine Christin, ich aber habe sie

zur Wendin gemacht, denn ſie ſtarb, fluchend dem Kreuze; ihr letztes Wort war eine Verherrlichung meines Gottes dort."

„Wenn ſie es that, ſprach Wahnſinn aus ihr," ſagte der Biſchof ſchaudernd.

„Meinſt du? — Ich aber ſage dir, du wirſt es ebenſo thun —"

„Niemals!" ſagte der Biſchof entrüſtet.

„Doch, doch!" rief Jappo; „wenn du Triglaff nicht anbeteſt — ich tödte dich glückweiſe."

„Hat dich mein Gott zum Werkzeug meiner Leiden auserſehen," verſetzte der Biſchof, „ſo werde ich mit Ergebung ſterben, wie der Erlöſer ſtarb!"

„Mit Ergebung? Ich ſchneide dir die Zunge aus — wie willſt du dann noch beten?"

„Mit dem Herzen!"

„Ich reiße es dir aus dem Leibe, was willſt du dann beginnen?"

„Sterben wie ein Prieſter."

„Winſeln wie ein Hund," ſagte hohnlachend Jappo. „Ich martere dich Stunden lang"

„Der Tod bringt Erlöſung."

„Ich kann dich auch Tage lang martern."

„Der Tod iſt immer das Ende."

Jemehr ruhige Ergebung der Biſchof zeigte, jemehr ſteigerte ſich Jappo's Wuth, der ſein Opfer zitternd ſehen wollte; er ballte die Fäuſte, ſtellte ſich vor den Prieſter hin und ſagte mit gedehnter, leiſer Stimme, als ſollte jede Silbe eine Marter für den Biſchof ſein:

„All' dein Muth wird dennoch zum Kinde werden, du wirſt winſeln, du wirſt beten, du wirſt fluchen, wie ich will — ich gebe dir mein Wort darauf. Ich werde deine Frau ebenfalls hierher holen, ich werde ihr thun,

was ich dir thue, und wenn du ihre Verzweiflung sehen wirst, wirst du mir nicht gehorchen, um ihre Qualen zu mildern?"

Dem Bischof wurde das Gemüth unendlich weich, als er den entsetzlichen Jappo also von seiner Frau reden hörte; fast wären ihm die Thränen über die Wangen gerollt; doch er bot alle seine Kräfte auf, sich zu fassen.

„Meine Frau ist in Gottes Händen," sagte er feierlich, „du wirst ihr nichts Böses zufügen, was gegen seine Absicht ist."

„Meinst du?" höhnte Jappo. „Ich sage dir, Christ, kein Gott wird mich hindern, sie, wie dich, mit den ausgesuchtesten Martern zu quälen. Alle Qualen, an denen unsere guten Priester gestorben, alle Grausamkeiten, die ihr an unseren tapferen Fürsten begangen, alle Scheußlichkeiten, die ihr an unserem Volke verübt, sollen Spielereien sein gegen die Pein, mit der ich dich und deine Frau hier martern und an der ich mich und meinen Gott ergötzen will."

Als Jappo diese Worte gesprochen, schritt er wie ein Tiger im Gewölbe auf und nieder, als weide er sich an der Beute, die ihm nicht entrinnen konnte.

Der Bischof erkannte mehr und mehr, daß ihn Worte nicht retten würden, und nur eine List ihn aus den Händen des gefährlichen Menschen befreien könne.

„Jappo," sagte er, „du hältst einen rohen Stein für einen Gott, der mächtiger ist, als wir Menschen allesammt; weißt du noch nicht, daß ein wahrer, wahrhaftiger Gott Wunder an denen thut, die ihn in Treue verehren? Sag', welche Wunder vermag dieser Stein?"

„Welche Wunder? — Vor einigen Tagen warst du nicht allein mein Herr, sondern der Herr meines ganzen

Volkes — jetzt bist du in der Gewalt deines niedrigsten Knechtes — ist das kein Wunder?"

„Das Kreuz vermag größere Wunder," sagte der Bischof.

„Laß sie sehen," sagte Jappo hohnlächelnd.

„Hebe mir das Kreuz empor," gebot der Bischof, und du sollst ein Wunder schauen, daß du staunen wirst."

Die Gewohnheit des Gehorchens ließ den Sklaven in diesem Befehle nichts Böses ahnen; er that, wie ihm geheißen, bückte sich zur Erde und hob das Kreuz empor.

„Willst du, daß es mit dir reden soll?" fragte der Bischof.

„Das Kreuz?" rief Jappo erstaunt.

„Ja, das Kreuz. Willst du, daß es mit dir reden soll, oder dort mit deinem Götzen?"

„Ich möchte doch sehen, wie das Stück Holz das anfangen soll," versetzte Jappo.

„Das Kreuz wird reden, aber nicht der Stein; mein Gott, aber nicht dein Götze."

„Nun gut, laß es reden, ich möchte das hören"

„Und was wirst du thun, wenn du es hörst?"

„Das soll dann von dir abhängen."

„Gut, gieb mir das Kreuz, es wird mit deinem Götzen reden. — Aber willst du ihn nicht lieber erst fragen, ob auch er vielleicht zu reden vermag und ob er sich vor dem Kreuze beugen will?"

„Ich werde ihn fragen," sagte Jappo.

„Du großer Gott der Leutizier, Triglaff, du Allsehender, sprich — — —"

Ein lauter Schrei unterbrach diese Worte.

In dem Momente, in welchem Jappo seinen Götzen

anrief, hatte der Biſchof einen furchtbaren Hieb mit dem Kreuze nach ſeinem Haupte geführt; betäubt ſank der Wende zu Boden; der Biſchof beugte ſich über ihn hin, ihm ſein Meſſer zu entreißen, was ihm ohne Schwierigkeit gelang.

„Du haſt es gewollt," ſagte der Biſchof; „gelobt ſei Jeſus Chriſtus, der mich gerettet hat aus deiner Hand, dein Blut iſt nicht das Blut eines Unſchuldigen, es komme über dich ſelbſt."

Mit dieſen Worten ſtieß er das Meſſer tief in das Herz des Wenden.

4.

Aus den Händen des ſchrecklichen Jappo gerettet, beſchloß der Biſchof, ſich ſofort auf den Rückweg nach Havelberg zu begeben und mit ſeiner Frau die Flucht zu verſuchen, oder nach der Ruine zurückzukehren und eine günſtige Gelegenheit zur Flucht abzuwarten.

Jedoch, ehe er die Ruine verließ, that er das Gelübde, in beſſeren Zeiten auf den Trümmern des Heidentempels ein Kloſter zu errichten, — und durch dieſen frommen Vorſatz neu geſtärkt und gehoben machte er ſich auf den Weg.

Der Biſchof trug die Wendiſche Kleidung, in welcher er mit Jappo geflohen war; ſo kam er unbefahrdet bis nach Havelberg. Aber welch ein Anblick bot ſich ihm dar. Die Stadt war nicht wieder zu erkennen. Sie war ſchon zerſtört, als er ſie verließ, jetzt war ſie faſt bis auf die letzte Spur verſchwunden, und was von Gebäuden noch ſtehen mochte, das umwirbelten die Flammen, das war, in Dampf und Rauch gehüllt, ein Opfer des verzehrenden Elementes.

Verſchwunden war der chriſtliche Dom, verſchwunden die Burg, verſchwunden waren die Wohnungen der Chriſten. Mit zagendem Herzen ſtürzte ſich der Biſchof in den Feuerregen, um Jappo's Häuschen zu erreichen, in welchem er ſein unglückliches Weib zurückgelaſſen hatte. Eine innere Stimme ſagte ihm, daß er die Arme nicht mehr am Leben finden würde, ſchon war ſein Gewand vom Feuer erfaßt, ſein Haar verſengt, aber immer vorwärts drang er, nicht achtend der Gefahr, die ihn umwogte. Endlich glaubte er das Haus zu erkennen, es war vom Feuer noch unverſehrt, da es von den andern Wohnungen etwas entfernt ſtand, und von Gärten umſchloſſen war. Unaufhaltſam drang der Biſchof weiter, ſtürzte ins Haus — aber es befand ſich keine menſchliche Seele darin.

Verzweiflungsvoll eilte der Biſchof zurück, jetzt erſt vernahm er das Aechzen und Stöhnen der Sterbenden, welche von den Wenden halb getödtet in ihren Wohnungen zurückgelaſſen worden. Er trat zu Vielen heran, holte das Kreuz, welches er unter ſeinem Gewande hatte, hervor, und reichte den Unglücklichen den letzten Troſt. So ſpendete er, entfliehend der Brandſtätte, mit blutendem Herzen noch manche Wohlthat. Schon war er dem gefährlichen Aufenthalte faſt glücklich entronnen, da ſah er einen wendiſchen Ritter vor ſich her ſchreiten, welcher ein ſchreiendes Kind auf dem Arme hielt. Der Biſchof, gerührt von der Barmherzigkeit, welche der Wende auszuüben ſchien, trat an ihn heran, aber überraſcht wich er wieder zurück, als er in dem Ritter — Andrag erkannte.

„Fürchteſt du dich, mein Sohn?“ fragte Andrag, als er den vermeintlichen Wenden ſo ſcheu zurückweichen ſah.

„Wie soll ich dich fürchten," versetzte der Bischof, „dich, der du ein Werk der Barmherzigkeit übst. Thust du das um Christi Willen, mein Sohn?"

„Ha, dich muß ich kennen!" rief Andrag.

„Ja, du kennst mich, den Bischof von Havelberg, deinen Freund."

„Du?" sagte Andrag — „in dieser Verkleidung?"

„Ich habe mein unglückliches Weib gesucht," versetzte der Bischof traurig; „aber ich fand sie nicht — Ihr habt sie getödtet."

„Ihr?" —

„Dein unglückliches, verblendetes Volk, mein Sohn."

„Mein Volk ist nicht verblendet," versetzte Andrag, „und dein Weib ist nicht getödtet!"

„Du weißt?" —

„Folge mir — dein Weib ist in Sicherheit."

„Du hast sie gerettet?"

„Ich —!" —

„Ha, du bist ein wahrer Christ!" rief der Bischof von Rühring übermannt, und schloß den Ritter in seine Arme.

„Glaubst du," sagte Andrag, „ich habe von deinem Gotte erst Barmherzigkeit gelernt?"

„Gewiß, o gewiß!" rief der Bischof voll Begeisterung, „wo solltest du das Beispiel so großen Edelmuths hergenommen haben? vermag der Anblick eines steinernen Gebildes, welches keinen Sinn und keine Lehre, keine Tugend und keine Vergangenheit hat, dich zur Barmherzigkeit und Menschenliebe zu erheben? O, gewiß, mein Sohn, der Geist des Christenthums ist über dich gekommen — sei gesegnet! — — und gebenedeit, tausend Mal gebenedeit, seist du, mein Gott — nicht alles Blut, was heut und gestern vergossen ist, ist umsonst vergossen, es

wird den Boden deines großen Erdenreiches düngen, und dein heiliger Name wird triumphiren über die Welt."

Mit dieſen Worten war der Biſchof zur Erde niedergekniet und betete. Mit ſtummem Staunen betrachtete ihn der Wende, und als der Biſchof ſich erhob, ſagte er:

„Ja, ich weiß es wohl, die Worte Eurer Religion und Eures Gottes ſind ſchön und gewinnen das Herz — aber Eure Thaten ſind ſchlecht! und das Unglück, welches ihnen entſprießt, alle dieſe Metzeleien, all dieſes Blutvergießen, alle dieſe Verwüſtung, das iſt kein heidniſch, kein wendiſch Werk — das iſt Chriſtenſchuld."

„Du haſt nicht ganz Unrecht, mein Sohn, den Menſchen klebt die Schmach an, der Zeit das Treiben niedriger Leidenſchaft. — Wo Menſchen walten, da iſt Sünde; aber deshalb wird das Beſſere nicht verloren gehen, das die Redlichen und Guten zu erſtreben ſuchen. — Nun aber, mein Sohn, da du doch auf ſo gutem Wege biſt, laß uns das Kindlein in Sicherheit bringen und hierher zurückkehren, fortzufahren im Werke der Barmherzigkeit, und ſehen, wo zu tröſten und zu retten."

„Meine Zeit iſt gemeſſen," verſetzte Andrag; „hier iſt nichts mehr für uns zu thun, auch trennen uns die Wege. Ich werde Euch zu Eurer Frau bringen, welche auf einem Grote eine halbe Stunde von hier iſt; dort bleibt, bis ihr mit Sicherheit weiter fliehen könnt. Ich aber folge meinen Brüdern, denn mich dürſtet nach der Freude, wieder in der rechten Heimath unſeres Volkes, in unſere alte Veſte, Brennabor, als unabhängiger Mann einzuziehen."

„Wie — du willſt gegen uns kämpfen?“ rief der Biſchof.

„Für das Recht und die Freiheit meines Volkes,“ verſetzte Andrag.

Mit dieſen Worten ſchritt der Wende raſch vorwärts; ſchweigſam folgte ihm der Biſchof. Nicht ohne Gefahr war der Gang. Hier und dort begegneten ſie einigen Trupps Wenden, welche zum Heere ſtoßen wollten. Andrag verſprach, ſie nach Brandenburg zu führen, ſobald er ſein Kind in Sicherheit gebracht haben würde. Den Biſchof gab er für einen Papen aus. Nun verlangten die Leute, daß er mit ihnen ziehen ſollte, und es koſtete viele Mühe, ſie von ihrem Willen abzubringen. Endlich hatten ſie das Grot erreicht. Andrag machte die nöthigen Anordnungen, während ſich die Wenden im Freien lagerten. Da ſie nun Honig und Meth in großer Maſſe bei ſich führten, ſo ließen ſie ſich's vortrefflich ſchmecken, mehr als für die Unbefangenheit ihrer Sinne gut war. Ungeheure Luſtigkeit überfiel ſie, und ſie kamen auf den Gedanken, daß der Pape, der Biſchof nämlich, ihnen einen Götzen machen ſollte, eine Fahne, die er vor ihnen hertragen ſollte.

Von dieſem Begehr brachte ſie jedoch Andrag ab. Eine Fahne machte er ihnen aber, und zwar aus dem Kreuze des Biſchofs, welches er mit einem Tuche umhüllte. So trugen die Wenden das Zeichen deſſen, den ſie haßten, im Triumphe umher, tanzten um das Kreuz herum und behandelten es wie ihren Götzen. Indeſſen gewann Andrag Zeit, den Biſchof, ſeine Frau und das Kind in dem Grote zu verbergen, von wo er ſie ſpäter in Sicherheit brachte; dann brach er mit den Wenden auf. In weniger als drei Tagen ſtand er mit ſeinem

Heereshaufen vor Brandenburg, aber es war ſchon in den Händen der Seinen. Den chriſtlichen Bewohnern der Stadt war es nicht beſſer, als denen zu Havelberg gegangen; die Beſatzung der Veſte war niedergemetzelt und die chriſtliche Kirche wieder in einen Tempel umgewandelt worden. Der Markgraf Dietrich und der Biſchof von Brandenburg hatten ſich aber durch die Flucht dem allgemeinen Verderben entzogen.

So war Brandenburg wieder in den Händen der Wenden. Der Markgraf Dietrich wurde von dem Kaiſer Otto III. ſeiner Würde entſetzt; ihm folgte Graf Luther von Walbeck, welcher den Kampf gegen die Wenden erneuerte, und ſie auch zwang, die Feſtungen an der Elbe, welche ſie erobert hatten, wieder zu verlaſſen. Zweimal wurde auch Brandenburg wieder erobert, zweimal zogen die Wenden als Sieger wieder ein und behaupteten ſich bis zum Jahre 1004. Da zwang ſie Kaiſer Heinrich II., welcher den Feldzug perſönlich gegen die Wenden eröffnet hatte, und der Markgraf Werner, Sohn Luthers, zu einem Frieden, welcher in der Stadt Werben zu Stande kam, und von Neuem verpflichteten ſich die Wenden zu einem Tribute und zur Uebernahme des Chriſtenthums. Abermals verſchwanden die Götzen und wieder zogen Biſchöfe in die hergeſtellten Bisthümer Havelberg und Brandenburg ein. Der Markgraf Werner aber wurde im Jahre 1009 ſeiner Würde entſetzt. Folgendes war der Grund.

Die Feſtung Arneburg, welche die Wenden in dem letzten Kriege zerſtört hatten und nun nach den Friedensbedingungen wieder aufbauen mußten, ſchenkte der Kaiſer dem Erzbiſchofe von Magdeburg. Werner glaubte ein beſſeres Recht an der Erkenntlichkeit des Kaiſers zu

haben, und ließ seine Empfindlichkeit darüber nicht undeutlich merken. Dazu kam, daß er dem polnischen Fürsten und Reichsfeind der Deutschen, Boleslaus, einen Besuch abstattete, und dadurch den Argwohn auf sich lud, daß er mit diesem ein Bündniß suche. Er wurde zur Verantwortung vor ein Fürstengericht gefordert, stellte sich aber nicht, wurde darauf seiner Würde entsetzt und in die Acht erklärt. Er wurde nun zwar, nachdem er sich von der Acht losgekauft, wieder als deutsches Reichsglied aufgenommen, aber er machte bald einen neuen dummen Streich. Er verliebte sich in ein Fräulein Reinhilde von Beichlingen; dieses Fräulein hatte aber dem Kaiser das Versprechen gegeben, sich nicht ohne seine Einwilligung zu verheirathen, und Werner glaubte daher wohl nicht mit Unrecht, daß der Kaiser zu seiner Verehelichung mit dem Fräulein seine Einwilligung nicht geben werde. Er faßte daher einen sehr bündigen Entschluß, nicht erst zu fragen, sondern sich die zu nehmen, die er liebte. Er entführte also das Fräulein Reinhilde mit Gewalt aus dem Schlosse Beichlingen. Auf ihr Geschrei eilte Hülfe herbei. Werner übergab seinen Raub seinen Begleitern und kämpfte mit den Burgleuten. Als er nun endlich, da er seinen Raub geborgen sah, über die Schloßmauer springen und seiner Geliebten folgen wollte, fiel ein loser Stein ihm auf den Leib und verwundete ihn so sehr, daß er sich kaum fortschleppen konnte. Seine Begleiter brachten ihn in das Haus eines kaiserlichen Pächters, welcher den Verwundeten an den Kaiser verrieth. Er sollte nun nach Merseburg gebracht werden, wo eine schlimme Aussicht seiner wartete. Denn wurde es erwiesen, daß er das Fräulein Reinhilde gegen ihren Willen entführt hatte, so konnte

er der Todesſtrafe und Vermögenseinziehung nicht entgehen. Doch er ſtarb unterwegs an ſeiner Wunde, und ein Sohn des früher abgeſetzten Markgrafen Dietrich, Bernhard, folgte ihm in der Verwaltung der markgräflichen Würde. Unter ihm waren die Wenden ruhig, aber um ſo heftiger brach unter ſeinem Sohne und Nachfolger, Bernhard II., der Sturm von Neuem los, und die Namen Miſtevoy und Krukko wurden der Schrecken der Deutſchen.

VII.

Krukko, der Grausame.

1061 — 1090 n. Chr. Geb.

1.

In Magdeburg herrschte eine gewaltige Aufregung. Die Kunde von einem abermaligen Aufstande der Wenden im Obotritenlande war durch flüchtige christliche Bewohner dahin gelangt, und sie berichteten von Grausamkeiten, welche die Wenden verübten, daß den Zuhörern das Haar zu Berge stand. Viele Flüchtlinge hatten die geistlichen Stifte in Magdeburg aufgenommen, welche nun an einem heitern Juliabend in den Klosterhöfen oder vor denselben die Luft schöpften. Nament-

lich hatten sich viele auf dem Kirchhofe des Doms eingefunden, oder sie waren vielmehr nach der Spätmesse daselbst versammelt geblieben, vermischten sich mit den Bewohnern der Stadt und mußten ihnen allerlei Geschichten zum Besten geben. Unter dieser Gruppe zeichnete sich besonders ein großer hagerer Mann aus, welcher wohl kaum das dreißigste Jahr überschritten haben konnte, und in der Gegend der Stadt Lenzen als Waldbruder in tiefer Einsamkeit und Zurückgezogenheit gelebt hatte; man nannte ihn den Bruder Goar. Der Mann war ungemein beredt, wenn er auf die Wenden zu sprechen kam, er war eine lebendige Geschichte dieses Volkes, unter welchem er lange Zeit gelebt hatte. Schon mehremale hatte er aus ihrer Mitte, grausamem Tode zu entgehen, flüchten müssen, aber stets war er, sobald sich der Sturm nur einigermaßen gelegt hatte, wieder unter sie zurückgekehrt. Sonst wußte man nicht viel von seiner Vergangenheit, von der er niemals sprach. Bei dem Erzbischof von Magdeburg aber stand er im besonderen Ansehen, bei dem er auch jetzt wohnte. Um diesen nun hatte sich Alt und Jung versammelt. Goar saß unter einer großen schattigen Linde, um ihn lagerten die Magdeburger und lauschten mit gespanntem Ohr seiner Erzählung.

„Ja, es sind gräßliche Menschen, diese Heiden," sagte Goar; „die Dinge, welche sie ausüben, gehen über alle christlichen Begriffe. O, welche scheußliche Götzen sie haben, denen sie Christen schlachten, wo sie deren habhaft werden. Freilich, so lange sie unsere Macht fühlen, geschieht das Alles im Geheimen, und ganz oben am Meere gehen Dinge vor, die sich nicht erzählen lassen."

„O, erzählt uns doch! Erzählt uns doch!" baten die Zuhörer.

Der Waldbruder.

„Da oben, ganz oben liegt eine Inſel, die man Rügen nennt, darauf wohnen fürchterliche Heiden, welche nicht nur Menſchen ſchlachten, ſondern auch verzehren. Glaubt nicht, daß dieſe Ungeheuer irgend einen guten Götzen anbeten, wie die Heiden in Brennibor, Havelberg, Rethra, Lenzen oder irgend einer andern Stadt; ihr Gott iſt gradezu der — Gott ſei bei uns.“

Als Bruder Goar dieſes fürchterliche Wort ausgeſprochen hatte, bekreuzigten ſich ſeine frommen Zuhörer und ein heimlicher Schauer durchrieſelte ſie.

„Ja,“ fuhr Goar fort, „ſie beten den Pya an, ſo nennen die Heiden nämlich den „Gott ſei bei uns“, und was das Schrecklichſte iſt, die Prieſter dieſes niederträchtigen

Götzen unterhalten eine Jungfrau für ihn, mit der er ſo lange koſ't, als es ihm wohlgefällt, und wenn er ihrer überdrüſſig iſt, dann erſäufen ſeine Prieſter die unglückliche Maid im See*)."

„Das iſt abſcheulich!" riefen die Mädchen und Frauen, welche Goar umgaben, „aber ſagt doch, frommer Mann, warum duldet denn das der Kaiſer und unſer Herr Erzbiſchof, welchem der Kaiſer doch das ganze Heidenland geſchenkt hat?"

„Unſer gnädiger Kaiſer," verſetzte Goar, „hat dem Herrn Erzbiſchof das Heidenland geſchenkt, ſo weit es chriſtlich iſt, d. h. ſo weit es erobert iſt."

„Aber warum erobert denn der Kaiſer nicht das ganze Land?" lautete die Frage.

„Deshalb," ſagte Goar lächelnd, „weil dieſe Heiden höchſt verſtockt ſind und vom Chriſtenthume wieder abfallen, nachdem ſie kaum die heilige Taufe empfangen."

„Da haben wir Sachſen es doch ganz anders gemacht," rief ein Lanzknecht, welcher ſich ebenfalls unter den Haufen gemiſcht hatte, „wir haben uns tapfer gegen den großen Karl gewehrt, ſo lange es ging; als wir aber einmal Chriſten geworden waren, da blieben wir auch dabei, und jetzt ſind wir das wichtigſte Volk in Deutſchland und in der ganzen Welt."

„Wenn Ihr Sachſen nur ein beſſeres Gedächtniß hättet, dann wäret ihr wahrſcheinlich nicht ſo gute

---

*) Die Sage erzählt nämlich: Auf der pommerſchen Inſel Rügen liegt in der Stubnitz oder Stubbenkammer ein großer Erdwall und nahe an deſſen öſtlichem Rande befindet ſich in einem runden und tiefen Keſſel der ſchwarze See. Im Bereiche des Walles ſoll nun in dieſer Zeit, in welche unſere Darſtellung fällt, der Teufel wirklich angebetet und die Jungfrau, von welcher Goar erzählt, im ſchwarzen See ertränkt worden ſein.

Christen geworden!" rief plötzlich eine heisere Stimme dazwischen.

Verwundert suchten Aller Augen den Sprecher. Der Lanzknecht aber hatte ihn schon erspäht, schoß wie ein Falke zu ihm hin und rief: „Ei, du verwetterter, heidnischer Kuttenträger, mit deinem Christenthum ist's auch eitel Larifari. Du bist nichts mehr und nichts weniger als auch so ein wendischer Hund, welcher vor Männern flieht und an wehrlosen Frauen und Kindern sein Müthchen kühlt."

„Du hast es vergessen," sagte der also Geschmähte mit der größten Ruhe, „daß der große Karl so lange den Sachsen nicht beizukommen vermochte, so lange ihre Fürsten ihren Göttern treu blieben; und du hast es auch vergessen, welch' eine furchtbare Bluttaufe der große Karl mit Euch vornehmen mußte, als er Tausende von Euch schlachten ließ, und daß mein Volk, die Obotriten, ihm die besten Bundesgenossen waren, als er Eurer Selbstständigkeit das Garaus machte."

„Also dein hündisches Volk hat dem Kaiser gegen uns Beistand geleistet?" rief der sächsische Kriegsknecht, und sein Gesicht wurde zornesroth und er ballte die Fäuste, welche er dem wendischen Mönche scharf unter die Nase hielt; „dafür sollst du mir heute noch büßen. Ich schlage dir sogleich deinen kahlen Schädel in so viele Splitter, als das Kreuz unseres lieben Herrgott hat *)."

Mit diesen Worten wollte er auf den Wenden loshauen und hätte ihn auch sehr unsanft berührt, denn die sämmtlichen Anwesenden hatten nichts dagegen, daß der

*) Bekanntlich existiren so viele Splitter und Stücke vom Kreuze Christi, welche als Reliquien verehrt werden, daß, wenn diese alle zusammengefügt würden, ein Kreuz entstehen müßte, welches nicht zwanzig Menschen zu tragen im Stande wären.

wendiſche Pfaff eine Tracht Schläge bekam, wäre nicht Goar noch rechtzeitig dazwiſchen getreten und hätte den Kriegsknecht mit den Worten zurückgedrängt:

„Wie? Was machſt du? Weißt du nicht, daß du dich auf einem befriedeten Orte *) befindeſt? Willſt du dich doppelt verſündigen? Denn dieſer fromme Bruder hat, wie du weißt, ſteten Frieden **). Was er geſagt hat, iſt wahr, ich kann's beſtätigen, denn es kommt wohl oftmals vor, daß ſich unſere Kaiſer, Herzöge und geiſtlichen Herren mit heidniſchen Völkern verbunden haben zum Vortheil der Chriſtenheit."

„Was höhnt aber der wendiſche Hund?" rief der Sachſe noch immer erbittert.

„Ich habe dich nicht höhnen wollen," ſagte der Kloſterbruder, „ich wollte nur eine falſche Anſicht berichtigen, denn daß Ihr Deutſchen ſo Vieles vergeſſen und ſo Vieles gar niemals begriffen habt, daraus entſteht all' das Unheil, welches Ihr ſo gerne auf die Wenden zurückſchiebt."

„Laßt das Hadern," rief Goar, „auf dem Friedhofe ſoll es keine Händel geben; ſtört hier nicht die Ruhe der Todten, ſeid hübſch ſtille, und ich werde Euch, ſo Ihr hören wollt, noch einige Geſchichten vom Wendenvolke zum Beſten geben."

Auf dieſes Verſprechen ſchlugen ſich alle Verſammel-

---

*) Das Wort Friedhof kommt nicht etwa von dem Frieden der Todten her, welche auf demſelben ruhten, ſondern von dem Frieden der Lebenden, welchen dieſe daſelbſt in der ſo überaus fehdeluſtigen Zeit zu halten verpflichtet waren; der Ort war befriedet und Händel auf demſelben wurden als Friedebruch hart geahndet.

**) Mönche, Juden, Wittwen und Unmündige, heißt es im alten Recht, welche keine Waffen tragen, haben beſtändigen Frieden, und wenn ſie angegriffen werden, geſchieht Friedebruch, eine eigene Kategorie der Verbrechen im Mittelalter.

ten raſch zu der Partei des Goar, ſie verlangten Ruhe. Grollend ſetzte ſich der Kriegsmann auf einen Leichenhügel, während der wendiſche Mönch ſich mehr in die Nähe Goars begab und dort ein aufmerkſamer Zuhörer war.

„Auf meinen Reiſen durch das Wendenland," fuhr nun Goar fort, „habe ich bei Brennibor in einem Walde eine Anzahl ungeheurer Steine, welche einen Kreis bilden, geſehen. Sie liegen tief, tief in der Erde, dennoch aber ragen ſie weit aus derſelben hervor. In der Mitte des Kreiſes befinden ſich einige, welche noch bedeutend größer und höher als die andern ſind. Ich erkundigte mich, was das zu bedeuten habe, und ein der Geſchichte der Vergangenheit kundiger Mönch erzählte mir Folgendes: Vor hundert Jahren, nach der Zeit des großen Kaiſers Heinrich, welcher die Heiden zum Chriſtenthume gebracht, tanzten die Wenden einſt am Sonntage gerade zur Mettenzeit im Walde und gaben allerlei tolles Zeug an, und trieben dabei Götzendienſt, obwohl ſie keinen Götzen hatten, denn die ließ der Kaiſer alle zerſtören. Aber ihre Prieſter, welche in der Mitte ſtanden, ſagten allerlei heidniſche Gebete her und fluchten auf die Chriſten, und dabei ſpielten ſie den Dudelſack und tanzten wie Beſeſſene, ſie in der Mitte und das Volk um ſie herum. Dazu kam ein Waldbruder, welcher in der Nähe ſeine Klauſe hatte, und verbot ihnen den Tanz und die Entweihung des Sonntages. Nun wollten die Wenden über den frommen Mann herfallen und ihn auf das Entſetzlichſte morden, Gott aber nahm ſich ſeiner an und verwandelte plötzlich die ganze Geſellſchaft in Steine, wo ſie noch heute zu ſehen ſind *)."

---

*) Man findet ſowohl in der Mark, als in Pommern, Preußen u. dergleichen ungeheure Steine, welche unter dem Namen Hünen- oder

„Ah — ah —," riefen die gläubigen Zuhörer Gottes, „so war's recht!"

„Verzeih'," sagte jetzt der wendische Mönch, indem er näher trat, „deine Geschichte trifft nicht zu; die Steine, von denen du erzählst, sind keine versteinerten Wenden, es sind vielmehr die Grabsteine eines vorzeitigen Hünengeschlechtes, welches früher das Wendenland bewohnte und von meinem Volke besiegt worden ist. Wir selbst begraben auf eine ähnliche Weise unsere Todten und bezeichnen die Grabstätten durch große Steine."

Goar hörte diese Worte des Wenden mit ruhiger Miene an, die Leute aber, welche ihn umgaben, hatten kaum die Zweifel des Wenden vernommen, als sie sich auch wie Ein Mann wüthend erhoben und über ihn herfuhren. Wieder war es der Waldbruder Goar, welcher den Streit beilegte. Er war mit dem Eifer, mit welchem seine Zuhörer für die Wahrheit seiner Erzählung auftraten, vollkommen zufrieden und hätte um keinen Preis gern einen Tumult gesehen, der zu nichts führen konnte. Er merkte wohl, daß der Wende ein hartnäckiger Patron war und nicht nachgeben würde, und Goar sagte zu ihm:

„Wenn du die Leute hier durch beständige Einreden gegen dich erbittern willst, so verlasse doch den Friedhof und fechte deine Händel auf einer anderen Stelle aus; du siehst ja, daß diese Leute mehr Gläubigkeit besitzen, als ein Wende je erlangen kann, so lange er noch auf sein Volk und seine Abstammung hält. Gehe doch in dein Kloster und thue aufrichtige Buße, so du ein wahrer Mönch sein willst."

Riesenbette bekannt sind, und die Sage hat fast alle in ein poetisches Gewand gehüllt. So weiß sie auch von den versteinerten Tänzern zu Bergedorf zu erzählen.

„Ich bin mehr Christ als du glaubst," versetzte der
nde; „auf dessen Seite Wahrheit ist, auf dessen Seite
as Christenthum."

Mit diesen Worten verschwand der Mönch. Goar
warf ihm einen ganz eigenthümlichen Blick nach, schien
aber ganz und gar zu beherrschen, und schon wollte er
Bitten der Versammelten, noch mehrere fromme Ge-
hten aus dem Heidenlande zu erzählen, nachkommen,
ein Bänkelsänger auf dem Kirchhof erschien und den
chen etwas vorzuspielen begann.

Nun war kein Halt mehr, Sagen, Legenden und Wun-
waren vergessen. Das junge Volk umgab den Bänkel-
ger und begann zu tanzen und zu springen. Goars
gebung lichtete sich jemehr und mehr. Nun trat Goar
Bänkelsänger und wechselte einige leise Worte mit ihm,
auf dieser laut ausrief:

„Hört, junges Volk, ich werde Euch ein Liedchen
en, bei dem Euch allerdings das Tanzen vergehen
, es ist die Geschichte vom schrecklichen Mistevoy.
Gelt, Ihr werdet diese Geschichte noch nicht gehört
n."

„Nein, wir haben sie noch nicht gehört!" riefen viele
nmen.

„Ein Tanzlied! ein Tanzlied!" riefen Andere.

„Das auch, nachher. Aber wir wollen mit dem
tevoy beginnen; es ist noch weithin bis zur letzten
ke *). Hört nur."

*) Nach Sonnenuntergang wurde täglich von allen Glocken geläu
nd zwar dreimal. Während der Zeit mußte Jeder, der es hörte,
al das Ave Maria beten und hiermit schloß der Tag. Das nannte
die „letzten Glocken." Im vierzehnten Jahrhundert befindet sich
Zeitbestimmung in den Gesetzen, doch mag sie schon viel früher
und gäbe gewesen sein.

Mistwoy war ein wend'ſcher Herr
Und war ein Chriſt zu jener Zeit,
Da er ſich gar verliebte ſehr
In eine ſächs'ſche Fürſtenmaid;
Und ſprach zum Herzog: „gieb mir ſie,
Die holde Jungfrau, Tochter dein,
Denn eine and're mag ich nie,
Sie ſoll mein ſchönſter Schatz mir ſein.“

Darauf der Herzog zornig rief:
„Ein wend'ſcher Hund, was wagt ſich der? —
Bei einem Wenden niemals ſchlief
Ein Fürſtenkind, — nach and'rer Ehr'
Verlangt mein holdes Töchterlein,
Die Deine wird ſie nimmer ſein.“

Der Wend' gerieth in Zorn und Wuth
Und ſchüttelt grimmig ſich und wild
Und rief: „Das büßt mir Chriſtenblut!“
Und nahm ſein Schwert und nahm ſein Schild,
Zog ſtracks zu ſeinem Volke hin,
Das Heidenthum in ſeinem Sinn,
Rief zu den Waffen alle Heiden, —
Die wollten nun das Kreuz nicht leiden.

Ach! ach! da brach der Jammer los,
Das Elend und die Noth war groß;
In Strömen floß der Chriſten Blut,
Gemordet von der Wenden Wuth;
Das Kindlein auf der Mutter Schooß,
Die Tochter in des Vaters Arm,
Die Prieſter traf das Jammerloos,
Die Prieſter, daß ſich Gott erbarm!
Die ſtarben all' in großer Pein:
Das ſollte Wendenrache ſein.

„Das iſt aber doch ſehr abſcheulich!“ rief eine Stimme.
„Ja, das iſt abſcheulich!“ ſtimmte das Volk im Chorus ein.

„Und warum hat der Kaiſer ſich nicht dafür gerächt?“ fragte dieſelbe Stimme wieder.

„Ja, warum leidet das der Kaiſer?“ riefen die Andern.

„Nun, der Kaiſer,“ ſagte der Bänkelſänger mit ſcharfer Betonung, und warf einen Blick des Einverſtändniſſes auf den Waldbruder Goar, „der Kaiſer war gerade damals in Italien und lag im Streite mit dem heiligen Vater zu Rom.“

„Im Streite mit dem Papſte?“ — ließen ſich einige Stimmen vernehmen.

„Ja, da er gegen die Kirche und die Chriſten focht, konnte er gegen die Heiden nicht fechten*),“ antwortete der Bänkelſänger.

Ein allgemeines Gemurre folgte auf dieſe Worte.

„Weiter! weiter!“ ließen ſich jetzt einige Stimmen vernehmen und der Bänkelſänger fuhr fort:

Was thateſt du, du wend'ſcher Hund?
Konnt'ſt du ſo gottvergeſſen ſein?
Geduld — es trifft zu dieſer Stund'
Des Chriſtengottes Strafe ein.

Mist'woy ward gar hart geplagt
Mit Ausſatz und mit Krankheit viel,
Weil mit der Kirche, Gottes Magd,
Getrieben hat er grauſam Spiel.
Und Reue nun kam über ihn,
Bekehrte ſich zum Chriſtenthum,
Von Ort zu Orte mußt' er flieh'n,
Verkünden Gottes Ehr' und Ruhm;

*) Man muß ſich bei dieſen Anſpielungen erinnern, daß der damalige deutſche Kaiſer Heinrich IV. mit der Kirche, d. h. mit dem Papſte im Streite lag, und daß die Sachſen gegen ihn waren, auch der damalige Markgraf der Altmark, Udo II., lag in Fehde mit ihm.

Und ſtarb als Mönch in Gläubigkeit,
Und ſterbend hat er prophezeit:
Es würde bald in Chriſtus Händen
Gelegt das ganze Reich der Wenden.*)

Der Bänkelſänger ſchwieg, aber das Volk klatſchte ihm mit lautem Rufen Beifall und er mußte die letzten Strophen wiederholen, welche die Umſtehenden mit großem Jubel ihm nachſangen.

Kaum aber war der Geſang der letzten Strophe verklungen, als plötzlich ein dumpfer Hülferuf ertönte, und die Verſammlung entſetzt auseinanderſtiebte. Ein zweiter und ein dritter Schrei erfolgte. Nun lief Alles der Gegend zu, woher die Stimme ertönte. Der Waldbruder Goar war einer der erſten, welche auf den Platz zueilten, wo ſo eben eine ſchwere Unthat geſchehen war. Der wendiſche Mönch lag ſchwimmend in ſeinem Blute und mit matter Stimme bezeichnete er den ſächſiſchen Kriegsknecht als ſeinen Mörder.

Sofort wurden nun die nöthigen Anſtalten getroffen, den Verwundeten nach dem Kloſter zu bringen und auch den Mörder zu fahen. Der arme Bänkelſänger war am ſchlimmſten daran, denn er hielt jetzt umſonſt ſeine Hand zum Empfange einer Gabe geöffnet, und er wollte ſich ſo eben mit ſehr unzufriedener Miene entfernen, als ſich ihm ein geharniſchter Ritter näherte, ihm ein Stück Geld in die Hand drückte und flüſterte:

„Sag', du Leiermann, iſt dir das Lied vom heiligen Ruſtikus bekannt?"

„Und vom St. Goar?" fragte der Bänkelſänger zurück.

---

*) Dieſe poetiſche Darſtellung iſt bis auf die letzten vier Strophen hiſtoriſch. Der Schluß iſt im Geſchmacke und Geiſte jener Zeit vom Bänkelſänger hinzugefügt. Dieſe Begebenheit fällt um das Jahr 1018.

„Ja, ganz Recht.“

„O, meiner Seel', das kenne ich wie das Vater Unſer.“

„Nun, ſo ſing' es morgen hier am ſelben Platze; ſing' es tagtäglich, wohin du kommſt, und —“

Der Ritter blickte ſich um, ob ihn auch Niemand belauſche, und dann fügte er noch leiſer hinzu:

„Laß den Kaiſer aus dem Spiele oder ſage nur Gutes von ihm, und du ſollſt hohe Gunſt erfahren, wo aber nicht, geht es dir ſchlimm.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Ritter. Der Bänkelſänger aber beſah ſich ſeine Münze und blickte dann gar verwundert dem Geber nach.

„Gelt,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „gelt, wenn dieſer Ritter nicht ſelbſt ſo ein Stück vom Kaiſer iſt — —. Nun, ich werde ſingen, wie er will — wenn ſich Kaiſer und Papſt balgen, will ich darum nicht an den Galgen. Ja, ich fange meinetwegen gleich an.“

Und mit lauter Stimme fing er an zu ſingen:

Es war einmal ein Erzbiſchof,
Der hieß Herr Rustikus,
Trug Kleider von dem ſchönſten Stoff
Und lebt' im Ueberfluß;
Trank gern das edle Traubenblut,
Liebte gar ſehr den Wein,
Doch auch den Dirnen war er gut
Als wollt' er Alle freien!
Doch auch den Dirnen war er gut
Als wollt' er Alle freien! *)

*) Die Sage vom heiligen Rustikus und vom St. Goar, welche der Ritter, wahrſcheinlich um das Volk an die Sünden der Geiſtlichkeit zu erinnern, geſungen haben wollte, war folgende:

Ein armer Teufel, Goar, war im ſechsten Jahrhundert als Wundermann bekannt, und zog zerlumpt und zerriſſen auch in die Stadt Trier ein, woſelbſt er einen ungeheuren Zulauf von dem

„Wahrhaftig, Bruder, du ſingſt wie bezahlt,“ ließ ſich plötzlich eine Stimme vernehmen; der Bänkelſänger blickte ſich um, der Waldbruder Goar ſtand hinter ihm.

„Nun, es iſt ein Lied von deinem Namensvetter,“ verſetzte der Bänkelſänger, „und du wirſt es gerne bezahlen, wenn du es hörſt.“

„Ich kenne das, aber du kannſt es mir auch vorſingen, wenn du willſt. Komm mit mir nach dem Kloſter, du biſt ein weitgereiſter Geſelle und an deiner Unterhaltung mag man ſich erbauen können. Folge mir, ich bin zwar ſelbſt ein Gaſt bei dem Erzbiſchof, aber ſo viel Freiheit habe ich mir ausgebeten. Du wirſt dort willkommen ſein.“

„Auch der Hunger, den ich mitbringe?“ fragte der Bänkelſänger ſchlau lächelnd.

„So lange du nur einen Magen und ein Maul

Volke empfing, das ſich von ihm kuriren ließ und in vielen Dingen ſeinen Rath in Anſpruch nahm. Darauf wurde der Erzbiſchof von Trier, Rustikus, ſehr neidiſch und er beſchloß, den Wunderthäter in Verſuchung zu führen und ließ ihn zu ſich rufen. Goar kam, und der Erzbiſchof ſagte ihm höhniſch: er ſolle doch ſeinen Mantel, der ihm in der Hitze läſtig würde, aufhängen; zwar ſei kein Nagel da, aber er als Wundermann könne ſich ja leicht Rath ſchaffen. „Ja wohl,“ verſetzte Goar ganz unbefangen, „das wollen wir ſchon machen,“ nahm ſeinen Mantel ab und hing ihn an einen Sonnenſtrahl auf. Herr Rustikus war darüber nicht wenig betroffen, ärgerte ſich aber auch zugleich gewaltig, daß der Bettler in ſeinen Lumpen mehr vermochte als er, der ſtolze Erzbiſchof, und er nahm ſich vor, ihm doch noch einen Schabernack zu ſpielen. Indem er ſo dachte, trat einer ſeiner Diener zu ihm herein und hielt ihm ein nacktes Knäblein hin, welches er am Altare im Dome gefunden hatte. Darüber zeigte ſich Herr Rustikus ſehr erbittert und ſchwur hoch und theuer, die ſchlechte, grauſame Mutter, welche ihr neugeborenes Kindlein alſo von ſich geſtoßen, tödten zu laſſen, wenn er ſie nur entdecken würde, und dabei fiel es ihm ein, daß ihm ja

haſt," verſetzte der Waldbruder, „brauchſt du ihn nicht vor der Thür zu laſſen. Aber ſpute dich!"

Der Bänkelſänger folgte nun dem Waldbruder, indem er vor ſich hinbrummte:

„Heute hab' ich Glück, heut muß ſich eine ſchmucke Dirne in mich verliebt haben, Ritter und Geiſtliche bewerben ſich um meine Gunſt. Na, mit meinen Liedern kann ich Beiden dienen."

„Wir ſind am Ziele," ſagte Bruder Goar, auf eine große Pforte deutend, vor welcher ein rieſiges Kreuz ſtand.

Und Beide bückten ſich ehrfurchtsvoll vor demſelben, küßten es mit Inbrunſt und einige Minuten ſpäter empfing ſie ein erzbiſchöflicher Diener mit dem Gruße:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!"

„In Ewigkeit, Amen!" verſetzten die Gäſte und die Pforte flog dröhnend hinter ihnen zu.

---

wohl der Wundermann zu dieſer Entdeckung verhelfen könne. Zugleich aber gedachte er dieſen dadurch in Verlegenheit zu bringen, und forderte ihn nun höhniſch auf, ihm die Mutter des Kindes zu nennen. Der Erzbiſchof glaubte, nun habe er den Bettler recht gefangen, aber o weh, er hatte das ſchneidende Schwert gegen ſich ſelbſt gezückt. Denn alſobald verſetzte Goar: „Du haſt mir befohlen, Herr, die Wahrheit zu ſagen, ich gehorche, ſo herbe ſie auch für dich ſein wird. Denn die Mutter, welche du zu wiſſen begehrſt, iſt keine andere, als die Jungfrau Johanna; aber ſie beging die Sünde in der höchſten Noth, weil ſie ihr Verführer, derweil er im Ueberfluſſe ſchwelgt, in Armuth und Dürftigkeit verkommen ließ. Du, Herr, biſt der Vater dieſes Knäbleins!"

Da wurde der Biſchof bleich vor Zorn und Schreck und die hohen Herren, welche anweſend waren, ſahen gar ſehr betroffen bald einander, bald den Bettler an. Herr Ruſtikus fand es aber gerathen, ſofort abzudanken, als ſchlichter Mönch in ein Kloſter zu gehen und ſeine Sünde abzubüßen, was ihm auch ſo wohl gelang, daß er nach ſeinem Tode, welcher zehn Jahre ſpäter erfolgte, unter die Heiligen verſetzt wurde.

2.

Es war eine unglückliche Zeit für Deutſchland, da e
von ſo großen Dingen, wie ſie in dieſer Zeit im Norde
vorgingen, kaum Notiz nahm. Der unglückliche Zwieſpal
zwiſchen Kaiſer und Papſt nahm faſt das ganze Intereſſ
der Nation in Anſpruch und wirkte auf alle Verhältniſſ
des öffentlichen Lebens ein. Die Nation war in zwei groß
feindliche Parteien getrennt, die eine hielt es mit dem Papſt
und, was daſſelbe war, mit der Kirche, die andere mit den
Kaiſer. Während aber dieſer in Italien einen Gregor VII.
der die katholiſche Kirche zur höchſten Machtvollkommenhei
emporzuheben ſtrebte, in die Verbannung jagte, war de
Glaube des Volkes an die Allgewalt der Kirche für den
Kaiſer ſelbſt gefährlich, und ſeine mächtigſten Vaſallen fielen
von ihm ab und halfen dem geiſtlichen Weltherrſcher trium
phiren, trotz deſſen, daß er unterlag. Die Zeit Gregor VII
war die Geburtszeit päpſtlicher Unabhängigkeit und kaiſer
licher Unterwerfung unter ihren Pantoffel; das Volk, di
Zeit, war einmal kirchlich geſinnt und die weltliche Mach
mußte ſich ihrem Willen beugen. In dieſem Zwieſpalt
während welchem ſich Kaiſer Heinrich IV. nicht ſcheute, den
ewigen Reichsfeind, die Wenden, als Bundesgenoſſen gegen
die Sachſen, welche ſeiner Herrſchaft abhold waren und
gegen ihn zu Felde zogen, anzurufen, hatte Deutſchland kei
nen Sinn, aufmerkſamen Auges den Verhältniſſen bei den
Wenden zu folgen, ſo daß bei ihnen große und gewaltige
Ereigniſſe eintraten, ohne daß die Deutſchen ſich deren zu
bedienen wußten.

Es war im Lande der Wenden einmal wieder eine
große Erſcheinung aufgetaucht; leider war ſie vorüber
gehend, wie ein Meteor, und ihre Einwirkung auf den

Gang der Ereignisse nur von sehr kurzer Dauer. Diese große Erscheinung war Gottschalk, ein Nachkomme Mistevoy's. Als nämlich nach Verjagung dieses Fürsten, der ein Opfer des von ihm selbst erregten Fanatismus wurde, der Krieg zwischen den Wenden und den Sachsen dennoch kein Ende nehmen wollte, berief der damalige Kaiser Konrad einen Reichstag nach Werben, um den Streit zu entscheiden. Da man sich nicht einigen konnte, so überließ der Kaiser nach damaliger Sitte die Entscheidung einem Zweikampfe. Die Sachsen und Wenden stellten einen ihrer tüchtigsten Krieger auf, der Sachse wurde niedergeworfen — so hatte sich Gott für das Recht der Wenden entschieden. Trotz dem aber entstand, wie es scheint, über den Sieg der Wenden schon auf dem Reichstage ein Tumult, denn Udo, ein obotritischer Fürst, ward bei dieser Gelegenheit gemordet, und der Kaiser griff die Wenden, trotz der Gottesentscheidung, jetzt an und zwang sie, unter harten Bedingungen, zum Frieden. Also geschah 1036.

Indessen hatte Udo's Sohn, Gottschalk, welcher in einem Kloster zu Lüneburg erzogen wurde, den Mord seines Vaters erfahren, verließ heimlich das Kloster und kehrte zu seinem Volke zurück, versammelte um sich eine tapfere Schaar und fiel in's Sachsenland ein. Doch gerieth er in die Gefangenschaft des Herzogs, dieser aber, welcher den Muth des Jünglings bewunderte, entließ ihn, nachdem Gottschalk wieder das Christenthum angenommen und für dessen Verbreitung unter seinem Volke thätig zu sein angelobt hatte. Als er aber nach seinem Vaterlande zurückkam, war ein Anderer an seiner Statt Fürst der Obotriten geworden. Nun begab sich Gottschalk nach Dänemark, lebte eine Zeit lang am Hofe des Königs Svend, dessen Tochter er freite und kämpfte mit

großer Tapferkeit in seinem Heere, und kam endlich, nachdem der Fürst der Obotriten nicht mehr am Leben war, voll kühner Entwürfe nach seinem Vaterlande zurück. Seine Absicht war auf nichts Geringeres gerichtet, als alle Slaven zu einem einzigen großen Reiche zu verbinden, und er sah sehr wohl ein, daß er dies nicht ausführen könne, ohne daß das Christenthum feste Wurzeln bei dem Volke geschlagen hätte. Er selbst war zu tief durchdrungen von der Bedeutung dieser Religion und dem ungeheuren Uebergewicht, welches sie ihren Bekennern über die Götzendiener verlieh; er hatte zu viel geschichtliches Bewußtsein, um zu verkennen, daß das Christenthum die Welt fortan beherrschen müsse, als daß er nicht Alles daran setzen sollte, sein Volk zu einem großen, mächtigen Volke, aber auch zugleich zu Christen zu machen. Welch ein anderes Schicksal hätte Preußen, hätte Deutschland erfahren, wäre diese kühne Idee eines großen Slavenreiches im Norden damals schon zur Ausführung gekommen!

Gottschalk selbst war nahe genug daran, seine große Idee zu verwirklichen. Mit Hülfe der Sachsen besiegte er einige wendische Volksstämme, so die Rhedarier, die Tollenser und Circipanier. Seine Herrschaft erstreckte sich von der Elbe bis zur Oder, von der Ostseeküste bis zu den Lutiziern. Bald mit dem Schwerte, bald mit dem Evangelium durchzog er sein weitläufiges Reich, leistete dem deutschen Kaiser den Vasalleneid, um seiner mächtigen Stütze gegen den Haß seines Volkes versichert zu sein. Um seinem Volke mit lebendigem Beispiel voranzugehen, bewegte er sich lehrend in seiner Mitte, predigte das Christenthum in der Sprache seines Volkes, übersetzte die lateinischen Reden der Christen in die slavische Sprache, stiftete Kirchen und Klöster, sowohl in seiner

Der Götze Swantewit.

Reſidenz Lübeck, als auch an vielen anderen Orten; ſtiftete die Bisthümer Mecklenburg und Ratzeburg, und ſoll auch die Bisthümer Oldenburg, Havelberg und Brandenburg durch ſeinen Einfluß wieder hergeſtellt haben; beherrſchte auch die Haveler, da die Markgrafen unter ihm hier wieder feſten Fuß gefaßt hatten. Daß einem ſolchen Manne die Feinde, einem ſolchen Streben die Gegner, einer ſolchen Größe die Neider, einem ſolchen kräftigen Wirken der Haß nicht fehlen konnte, war zu erwarten.

Das Christenthum war einmal dem wendischen Volke mit Unterjochung, Verlust der Nationalität eins und dasselbe! Damals wie heute war der Aberglaube ausdauernder, zäher, unüberwindlicher, als der klare Gedanke der Vernunft. Damals wie heute fehlte es nicht an Leuten, welche die schrecklichen Gewalten des Wahnes heraufbeschworen, um eigensüchtige Gelüste zu fröhnen. Gottschalks Stunde hatte geschlagen.

3.

Arkona, die nördlichste Spitze der rügenschen Halbinsel Wittow, auf welcher sich jetzt ein Leuchtthurm 290 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, war zur Zeit, da die Insel Rügen noch von den Wenden bewohnt war, ein hoch geheiligter Ort. Daselbst befand sich der Tempel des Swantewit*), und alljährlich strömte hier eine Masse

*) Swantewit wurde sowohl von den Pommern, als auch von den Rügianern ganz besonders verehrt. Sein riesiges Standbild, welches vier Köpfe hatte, die nach den verschiedenen Weltgegenden hinschauten, war von anderen Göttern, die ihm untergeordnet waren, umgeben. Neben seinem Standbilde, im Allerheiligsten des Tempels, stand die heilige Herrfahne. Zu Füßen des Götzen lag das Schwert, das Symbol der Gerechtigkeit, vielleicht auch der Herrschaft, und neben dem Schwerte Sattel und Zaum des weißen heiligen Rosses. Dieses wurde im Hofe des Tempels sorgfältig gepflegt. Nur der Kiandzi durfte es füttern, anrühren und besteigen. Auf diesem Roß, so gaben die Priester vor, zog Swantewit allnächtlich gegen die Feinde des Volkes aus; zugleich befragten es die Priester als ein Orakel über die Zukunft.

Zum Dienste des Götzen stand beständig eine heilige Schaar von 100 kühnen Leibwächtern bereit. Sie sorgten für die Unterhaltung des Tempels, den sie namentlich durch Seeraub ungemein bereicherten. Auch durch die alljährlichen Opfer des Volkes wurde der Tempel bereichert. Einen so unermeßlichen Reichthum erachteten die Priester als nothwendig für einen Gott, welchem die ganze

Volks zuſammen, um das Erntefeſt zu feiern, denn die heidniſchen Prieſter verſtanden es ſehr wohl, die geiſtigen mit den leiblichen Intereſſen zu verſchmelzen, auf daß es ihnen beſſer gelingen möge, durch die Götzen das Volk zu beherrſchen.

Nachdem der Kiandzi mehrere Opferthiere geſchlachtet, die für tadellos befunden wurden, näherte er ſich dem vierhäuptigen Götzen, nahm ihm das Füllhorn aus dem Arme und unterſuchte den darin vorhandenen Meth, welcher beim vorigen Erntefeſte hineingegoſſen war, und dann ſprach er mit erhöhter Stimme:

„Volk auf Rügen, und ihr andern Stämme und Völker, die ihr zu unſerem gemeinſamen guten Gotte hierher gepilgert ſeid, mit uns das Dankfeſt für Swantewits Gnade zu feiern, hört, was der Gott der Saat und der Frucht durch meinen Mund zu Euch ſpricht.

„Faſt leer iſt das Horn, faſt bis auf den letzten Tropfen hat ſich der Meth vermindert, den wir dem Gott zum Opfer gebracht, daß er von Neuem die Erde befruchte, und uns ſchaffe, wovon wir leben können. Das Horn iſt leerer als jemals, denn Swantewit hatte Durſt. Ja, er hat geſchmachtet, der Gott, weil er ſah, daß weniger ſeines Volkes zu ihm gekommen waren, daß man ihn zu vergeſſen begann, ihn, der die Erde befruchtet, um deſſen willen, der nur Blut bringt, Eure Felder verwüſtet, Eure Saaten verzehrt, Euren Honig raubt, Eure Arbeit begehrt, Eure Götter zertrümmert, daß man den heiligen Swantewit vergißt, um die Götter derjenigen

---

Erde gehörte, der aller Reichthum entſtrömt. Swantewit war der Allſehende, der Allmächtige — alſo mußte er auch über unermeßliche Schätze gebieten, denn damals wie heute — war Reichthum Macht.

wollen, die Euch unterdrücken. Weniger werden mit jedem Jahre Eure Opfer, die Ihr dem Swantewit bringt, niederlegt zu seinen Füßen, und Euer Kiandzi weiß kaum, wovon er den Dienst des Gottes bestreiten soll, unterhalten den heiligen Tempel und den Opferstein. Ach, leider sind es nicht die Christen allein, die uns Böses thun, nicht ihre falschen Priester, die uns abziehen wollen, das heilig zu achten, was unsere Väter geheiligt; in unserer eigenen Mitte ist der Wolf entstanden, welcher die Schafe des Swantewit verzehrt, und ihm das Füllhorn rauben möchte. Möchte ihn sein Zorn vernichten, ihn, den abscheulichen Gottschalk, der seinen Göttern abtrünnig geworden, und uns Alle unter das Kreuz bringen will."

Während dieser Rede hatte der Waidelotte aus dem geopferten Lamme die Eingeweide ausgenommen, und der Kiandzi trat an den Opferstein, betrachtete sie genau und rief dann mit zitternder Stimme:

„Lob und Preis unserm Swantewit, er hat das Gebet seines Priesters erhört, sein Zorn wird den Verräther treffen. Also spricht der Gott: Ich will kein Meth in diesem Jahre, denn nicht andere Frucht soll reifen, als die, welche blutgedüngtem Boden entwächst. Ich will keine andere Saat, als Blut, das Blut der Christen, welche Euch knechten wollen, das Blut der Verräther, welche Euch verachten. Nicht mit Meth sollt Ihr mir das Horn des Segens füllen — ich will Blut!"

Als der Kiandzi so gesprochen, hielt er einen Augenblick inne, als wolle er das Volk eine Weile dem Eindrucke überlassen, den er durch seine Worte hervorgerufen. — Das Volk war in der That durch diese mächtig berührt worden. Mit halb staunenden, halb entsetzten Mienen blickte es bald zum Swantewit, bald zum Kiandzi

empor. Die Sache war ihm ungewöhnlich und neu. Swantewit wies den Meth zurück, Swantewit wollte Blut. —

Nach einer Weile fuhr der Kiandzi fort:

„Ihr sollt nicht besorgt sein um dessen, was Euer Leib bedarf. Werdet Ihr auch nicht säen, Ihr werdet doch ernten. Werft die Harke bei Seite, Ihr sollet ernten mit der Keule. Der Gott Swantewit wird Euch auf Felder senden, wo Ihr finden werdet, dessen Ihr bedürfet. Denn nur mit Blut sollt Ihr säen und nur mit Blut sollt Ihr ernten. Wer aber von Euch das Blut scheut, der wird umsonst im Schooße der Erde wühlen, er soll nichts finden, als Gestein; denn Swantewit will dem nichts geben, der nicht mitkämpft den heiligen Kampf für ihn und seinen Tempel! Sagt, wer von Euch ist mit Swantewit, mit seinem Kiandzi und Krukko, unserm Fürsten?"

Da erhoben sich die Arme aller Anwesenden und der fürchterliche Racheruf ertönte:

„Wir sind mit Swantewit und seinem Kiandzi! Wir folgen unserm Fürsten Krukko! Swantewit will Blut, wir wollen ihm Blut geben!"

Kaum hatte dieser Ruf die Lüfte erfüllt, so vernahm man Pferdegalopp, und auf schnellen, schäumenden Rossen sprengten drei Reiter heran. Jauchzend wurden sie vom Volke umringt. Der Erste, eine hohe Gestalt mit feuerrothem Haar und einem Antlitze, auf welchem sich Grausamkeit, Strenge und Energie zugleich auszudrücken schien, hatte eine Urne in der Hand und überreichte sie dem Kiandzi.

„Hier ist mein Opfer," rief er mit lauter Stimme, „welches ich unserm mächtigen, großen Swantewit darbringe, auf daß er mir gnädig sei und mir Beistand

leiste im Kampfe, zu dem ich gerüstet bin. Nimm hin den Meth, ehrwürdiger Kiandzi, er ist von meinem besten, den mir Swantewit geschenkt, fülle damit sein Horn und bete für mich."

„Du bringst Meth, mein Sohn," rief der Kiandzi, „aber der Gott weigert sich, ihn anzunehmen, er will kein anderes Opfer, als Blut. So werde ich deinen Meth zu seinen Füßen ausschütten, und wenn du dem Gotte ein Opfer bringen willst, so lasse eins deiner Schafe herbeiführen, daß ich es schlachte und mit seinem Blute Swantewits Horn fülle."

„Es soll geschehen, wie du wünschest," versetzte Krukko; „denn ich komme auch sonst nicht leer vor Swantewits Antlitz. Zwölf meiner besten Schafe werden sogleich hier sein, die ich ihm in Freude und Dankbarkeit darbringe. So vergieße diesen Meth, wie du gesprochen, und fülle dann die Urne mit Blut."

Da nahm der Kiandzi die Urne und schüttete sie aus, und ein Schrei des Erstaunens entfloh Aller Mund. Meth war in der Urne, als ihn aber der Kiandzi zu verschütten begann, war er in Blut, in rothes, frisches Blut verwandelt, welches zu Füßen des Gottes strömte.

„Ha," rief der Kiandzi, „der Gott hat ein Wunder gethan, er wollte Blut, und er hat es sich geschaffen. Der Swantewit ist groß und mächtig, und er will uns helfen in dem Kampfe, in den Ihr Alle jetzt ziehen sollt. Seid treu Eurem Swantewit und den anderen Göttern, seid treu Eurem Kiandzi, seid treu Krukko, Eurem Fürsten!"

Das Volk stimmte jubelnd ein. Der Kiandzi goß das Blut in das Füllhorn des Götzen und forderte die gläubige Menge dann auf, sich den Freuden des Festmahls zu überlassen. Schnell war es um die Feuer ver-

sammelt, über welchen es die Theile der Opferthiere röstete, die ihm der Kiandzi anwies. Krukko aber forderte das Volk auf, beisammen zu bleiben, denn schon am anderen Tage wollte er aufbrechen und es in den von Swantewit gebotenen Kampf führen. Hierauf zog er sich mit seinen Begleitern und dem Kiandzi zurück. Der Letztere bestieg ebenfalls ein Pferd, und im strengsten Galopp sprengten die Reiter dem Rugard zu, auf dessen Rücken sich eine feste Burg mit einem Tempel des Radegast erhob, wo die Rügenschen Fürsten ihren Sitz hatten.

Das Volk aber war für die Sache der Wenden unabänderlich gewonnen. Was hätte es von dem Gotte abwendig zu machen vermocht, der ein so großes Wunder verübte, der seinen Willen auf eine so außerordentliche Weise zu erkennen gab! Swantewit wollte Blut, und hatte den Meth in Blut umgewandelt; daß es Fürst und Priester täuschte, daß das Blut niemals etwas Anderes als Blut gewesen, und die Sache zwischen Beiden im Voraus verabredet war, daran dachte es nicht; denn das Volk ist um so leichter für das Außerordentliche gewonnen, je ungebildeter sein Verstand, je roher seine Begriffe, je weniger es erkennt, daß die Einwirkung der Gottheit nur eine sittliche ist, und die Natur nur nach bestimmten Gesetzen zu wirken vermag. Wo aber das Gesetz wirkt, hören die Wunder auf, wo der ungebildete Verstand diese Gesetze nicht faßt und begreift, sucht er sich durch den Wunderglauben zu Hülfe zu kommen.

Doch sein Glaube und seine Hoffnung war durch diesen Wunderglauben gestärkt, die erschlafften Seelen aus ihrer Unthätigkeit emporgerissen — Swantewit hatte zum Volke gesprochen — Meth wurde Blut.

4.

Lenzen ist eine sehr alte Stadt; sie liegt unfern der Elbe an der Löcknitz. Der jetzt durch die Stadt fließende Graben, welcher sie in Alt- und Neustadt trennt und sich in den nahen See ergießt, lag ehemals hart an der wendischen Burg, welche den Wenden als Grenzfeste gegen die Deutschen diente. Heinrich I., der Vogelsteller, entriß sie ihnen im Jahre 930, später aber wurde sie von den Wenden wieder erobert, und zur Zeit dieser Darstellung gehörte sie zum Reiche des Obotritenfürsten Gottschalk.

Hier war es, wo dieser Fürst am 7. September des Jahres 1066 in der Kirche, welche er selbst wieder hergestellt hatte, mit seinem Getreuen und Jugendgefährten Ippo in eigener Person den Gottesdienst leitete. Es war in der That ein merkwürdiges Schauspiel. Die Wenden, bisher gewohnt, zu den Götzen zu beten, selbst wenn sie Christen waren, welche die Taufe nur durch Zwang angenommen hatten, wurden nun von ihrem Fürsten, der Priester und König in einer Person war, angehalten, auf eine Weise zu Gott zu beten, die selbst die christlichen Geistlichen ihnen nicht zu lehren wagten.

Unter die anderen Wenden gemischt, stand Gottschalk beim Anfange des Gottesdienstes. Auf seinen Befehl hatten alle Bewohner von Lenzen und der Umgegend sich daselbst versammeln müssen. Ein riesiges Kreuz des Erlösers war im Hintergrunde der Kirche aufgepflanzt. Ippo, der getaufte Wende, leitete den Gottesdienst, und die Art, wie er die Messe las, die heiligen Gebräuche, verfehlten nicht, Eindruck auf die Gemüther zu machen. Zum ersten Male hörten die Heiden in einer verständlichen wendischen Sprache das Lob des einzigen Gottes

verkünden, zum ersten Male hörten sie die Gebete in wendischer Sprache, denn die christlichen Missionaire hatten sich nicht die Mühe gegeben, die Unterdrückten in ihrer eigenen Sprache zu bekehren, und es versucht, lieber durch Ceremonieen eigenthümlicher Art auf die Sinne der Wenden zu wirken. War nun nicht begreiflich, daß sie die Ceremonieen ihres Götzendienstes, welche doch auch Bedeutung hatten, besser verstanden, als die christlichen, deren Sinn sie nicht fassen konnten?

Selbst jetzt, da sie den Gottesdienst in ihrer Sprache verrichten sahen, sträubte sich noch das angeborene Vorurtheil, daß der Gott der beste sein müsse, den ihre Väter verehrt hatten, gegen die Annahme der christlichen Religion, und Gottschalk, der ungekannt in einen Mantel gehüllt, zwischen zwei gewöhnlichen Wenden stand, um unbemerkt Alles beobachten zu können, hörte den einen seiner Nachbarn murmeln:

„Er spricht wie ein Christ, ganz gewiß wie ein Christ; er richtet seine Worte an das Kreuz, aber ich bete doch zum Radegast."

Nach einer Weile stieß er seinen Nachbar an und fragte:

„Hast du es gehört, was Jrpo vom Kreuze sagt? — Er sagt, das Kreuz ist kein Gott, weder ein Radegast, noch ein Triglaff; warum stellen sie es denn in den Tempel hin, warum beten sie zu ihm, wenn das Kreuz kein Gott ist?"

„Es soll uns an die Leiden des Christengottes erinnern," versetzte der Andere; „der hat sich kreuzigen lassen, um der Menschheit zu lehren, wie man dulden müsse, um seine Seele zu retten, und um das Paradies nicht zu verlieren."

„Was ist das Paradies?"

„Die Walhalla der Christen.“

„Also der Gott hat sich kreuzigen lassen? — Hm! — Thut das wohl der Radegast? Warum soll er sich kreuzigen lassen? — Er würde Jeden unglücklich machen, der es wagte. Der ist des Todes, welcher den Radegast höhnt.“

„Aber der Ippo sagt,“ versetzte der Andere, „den Radegast machen Menschenhände.“

„Das ist eine Lüge, eine schändliche Lüge!“ versetzte der Andere; „wer macht unsere Götter? Hast du den Meister gesehen, der so etwas kann? Unsere Priester sagen, unsere Götter steigen von der Walhalla herab und nehmen die Gestalt an, welche sie tragen. Der Ippo lügt. Ich will es ihm sagen.“

Der Wende wollte wirklich in seinem Eifer, der immer lebhafter wurde und bereits die Aufmerksamkeit aller Anwesenden an sich zog, bis zum Altare vorschreiten; in diesem Augenblicke aber trat Gottschalk heran, ließ seinen Mantel zurückfallen und die Wenden erkannten ihren Fürsten.

Ein Gemisch des Erstaunens erhob sich und es währte eine Weile, bis die Ruhe wieder hergestellt war, dann erhob Gottschalk seine Stimme und sprach in feierlichem Tone:

„Männer von Lenzen! Ihr sollt nicht mehr zum Triglaff beten, zum Radegast, zum Swantewit, Ihr sollt nicht mehr zu den Götzen beten, sonst weiht Ihr Euch der Vernichtung. O, höret doch auf, die Blinden zu sein. Ihr wähnt, daß diese Götzen Euch beschützen, daß Ihr ihnen alle Wohlthaten zu danken habt, die Ihr genießet, und doch sind sie nicht im Stande, sich selbst zu schützen, wenn die Hand eines christlichen Priesters sie zertrümmert. Sagt doch, was verlangen Eure Götzen

von Euch; daß Ihr ihnen dienen, sie anbeten sollt? Das verlangten sie, das begehrten ihre Priester in ihrem Namen. Nun hört, was das Kreuz zu Euch spricht. Seht her, es ist ein schwacher Mensch, ein Sterblicher, wie wir Alle, der an diesem Kreuze leidet und blutet. Glaubt Ihr, daß ein so schwacher Sterblicher von Euch Verehrung und Opfer begehrt? er begehrt von Euch nichts als Barmherzigkeit, nichts als Liebe. Liebe, Liebe, Ihr Männer von Lenzen, das ist es, was das Kreuz Euch predigt, das ist Alles, was sein Gottesdienst begehrt. Seht, so spricht das Kreuz und der leidende Christ: Die Menschen waren unbarmherzig, grausam und verstockt; ich wollte sie belehren, daß ein Gott nur im Himmel wohnt, hoch, hoch in den Wolken, hoch über den Sternen, hoch über der Sonne, und wer zu ihm kommen will nach diesem Leben, muß die Erde lassen, und den Haß, und den Neid, und den Hader, und die Rache; der muß lieben, wie er liebt, den Gott da droben, der eine so schöne Welt geschaffen, weil er die Menschen liebt, und sie sterben läßt, weil er sie liebt. So habe ich die Menschen belehrt, spricht der leidende Christ am Kreuze, aber sie waren verkehrt und verstockt und hielten ihre Götzen für die Besten, und wollten nichts von der Liebe wissen, nicht dem Gotte des Erbarmens dienen, und da haben sie meinen Leib an's Kreuz genagelt. Aber der Gott im Himmel da droben, dem man nur mit Liebe und Erbarmen dient, der hat mich emporgehoben zu sich in seinen Himmel, zu seiner Rechten, und weil ich Liebe gelehrt auf Erden, hat er mir das heilige Amt übertragen, den Menschen Liebe einzuflößen, die an mich glauben; die Menschen zu beglücken, welche meine Liebe nicht von sich weisen; und deshalb will ich den Menschen als ein lebendiges Beispiel der Liebe und des Er-

barmens erscheinen, leidend am Kreuze; daß die Welt verabscheuen lerne den Haß, den Neid, die Grausamkeit, den Hader, daß sie das Schwert von sich werfe und mit der Liebe sich Herzen erobere; daß sie die Götter von sich werfe, welche nicht Liebe und Versöhnung lehren, sondern aufstacheln zum Haß. Seht, so spricht das Kreuz, es will kein Gott sein, es will Euch nur mahnen; es will keine Opfer, es will nur Eure Liebe. Und Ihr wollt dieses Kreuz verachten!" —

Während Gottschalk, der Obotritenfürst, hingerissen von seinen eigenen Worten, also sprach, ereignete sich vor der Kirche, welche die abendliche Dämmerung färbte, eine Scene, welche zu dem, was in der Kirche vorging, in einem gräßlichen Contraste stand.

Ein großer Haufen Wenden hatte in größter Ruhe sich Lenzen genaht. Voran ritten drei vornehme Wenden, welche dieselben waren, die am Schlusse des Erntefestes zu Arkona ankamen. Es waren Krukko, der Fürst von Rügen, Blasko, Gottschalks Schwager, und Udo, ein Verwandter des Krukko. Auf einem Wagen, welcher in einiger Entfernung folgte, lag ein Radegastgötzenbild, daneben ein christlicher Priester, gebunden wie ein Schlachtvieh, entsetzlichem Tode geweiht. Vor der Kirche machte der Haufe Halt und Krukko sprach ihn mit folgenden Worten an:

„Zwischen diesen Mauern, welche einst unsern Gott, den Radegast, umschlossen, da predigt jetzt der Verräther an unserer Sache, der abtrünnige Gottschalk, Euer Unterdrücker und Tyrann. Im Tempel unseres Gottes zwingt er das Volk, zum Kreuze zu beten, aber seine Stunde hat geschlagen, unsere Götter wollen ihn züchtigen, ihn und Alle, die ihm angehören. Ihr aber erhaltet von mir das heilige Amt, unsern Radegast wieder in seinen

Tempel zu bringen und ihm zur Sühne jenen Christenpriester zu schlachten, welchen wir gefangen haben. Denn Ihr habt es gehört: Swantewit trinkt in diesem Jahre Blut, mit Blut sollt Ihr säen, mit Blut sollt Ihr ernten. Radegast will wie Swantewit."

Ein fürchterliches Gebrüll, wie das einer Heerde Wölfe, die sich zum Kampfe anschickt, erfüllte die Luft. Man vernahm es in der Kirche. Aller Ohren wandten sich plötzlich diesem Geräusche zu. So eben hatte Gottschalk gesprochen:

„— daß sie die Götter von sich werfen, welche nicht Liebe und Versöhnung lehren, sondern aufstacheln zum Haß —"

Da kamen, Gottschalks Schwager, Blasso und Udo in die Kirche und traten hin vor den Altar. Gottschalk, als er seines Schwagers ansichtig wurde, wandte ihm sein begeistertes Gesicht zu und hob die Hände zu einer Bewegung der Segnung; ohne sich stören zu lassen, schloß er seine Rede. — Wie betroffen von diesem Eindruck, welchen eine hehre Erscheinung selbst auf das Gemüth eines Bösewichts hervorruft, blieben die beiden Männer vor dem Altar stehen, unbeweglich hielten sie die Hände am Gurt, in welchem ihre Messer steckten. Da hatte Gottschalk geendet, er verließ seinen Platz und trat auf seinen Schwager zu — es geschah ein Fall, ein Todesschrei erfüllte die Kirche und schreckte die Versammlung empor. Von Udo's Messer getroffen, sank der treue Ippo sterbend zu Boden. — Gottschalk zog erbleichend sein Schwert, es sagte ihm ein unbestimmtes Gefühl, daß er sich selbst zu vertheidigen habe. Aber es war zu spät — mit dem Ausrufe: „Mein Gott — es ist zu Ende!" — sank er zu Boden.

In diesem Moment drang Krukko's entfesselter Hause

in die Kirche. Ein Theil trug den Radegast auf seinen Schultern hinein, die Andern schleiften den unglücklichen Priester bei den Haaren hinter sich her. Ein furchtbares Getümmel trat an die Stelle der feierlichen Andacht. Der Lehrer der Liebe und Versöhnung lag gemordet am Hochaltar, der Gott des Hasses und der Rache war eingezogen in den Tempel des Erbarmens.

5.

Die Nacht hatte sich auf ihren schwarzen Fittigen niedergelassen, schauervolle Stille herrschte rings umher in Lenzen. Krukko's Haufen lagen theils in den Hütten der Stadt, theils auf den Straßen und Feldern im tiefen Schlafe, denn sie hatten einen weiten Weg gemacht, und um ihre Erschlaffung nach vollendeter Unthat nicht allzugroß werden zu lassen, hatte Krukko angeordnet, daß die Aufstellung des Götzenbildes und seine Sühne erst am andern Morgen stattfinden solle. So übergab sich denn Alles dem Schlafe, nur Krukko und Blasso wachten und ein Wächter im Tempel.

Krukko und Blasso hatten wichtige Dinge mit einander zu verabreden. Das Signal zu einem allgemeinen Aufstande war zwar mit der Ermordung Gottschalks gegeben, aber der Sieg war keineswegs schon gewonnen. Noch lebte ja die Wittwe Gottschalks, die dänische Königstochter, mit ihren erwachsenen Söhnen in Wismar, und bevor man diese in seiner Gewalt hatte, konnte man sich des Sieges nicht erfreuen. Zwar reichte die Verschwörung bis nach Wismar hin, aber vor Gottschalks Ermordung wagte Niemand sich zu erheben, und Krukko war entschlossen, mit seinem schon ansehnlichen Heerhaufen sofort nach Wismar zu dringen und sich der Frau und

Kinder des gemordeten Obotritenfürſten zu bemächtigen. Dann ſollte Blaſſo, Gottſchalks Schwager, zum König der Obotriten ausgerufen werden, Krukko aber wollte mit ſeinem Fürſtenthume Rügen das von Gottſchalk eroberte Land der Tollenſer, eines Stammes der Rhedarier, und einen Theil des Landes der Leutizier, von denen die Haveler, welche das Land der Havel um Brandenburg und Havelberg bewohnten, ein Stamm waren, verbinden. Das war der Preis, um welchen ſich dieſe beiden Männer verbunden hatten. Aber es erging ihnen, wie jenen dreien Wanderern mit dem Schatze, jeder wollte das Ganze haben, und es kam nur darauf an, welcher der beiden Wölfe die beſten Zähne — oder das beſte Glück hatte.

Während dieſe Beiden nun für ihre folgenden Maßnahmen die Verabredung trafen, hatte der arme Geiſtliche in der Kirche eine entſetzliche Nacht zu beſtehen. Den gewiſſen Tod vor Augen, lag er noch immer gefeſſelt da. Neben ihm lag ſein Wächter, welchen die Müdigkeit überwunden hatte; vergebens blickte der unglückliche Prieſter nach einem Auswege der Rettung.

Wenn auch die Miſſionäre in den wendiſchen Ländern, wie die Soldaten im Kriege, ſtets auf den Tod gefaßt, wenn ſie auch muthige Leute waren, welche den Tod nicht fürchteten und Gefahren verachteten, ſo war doch auch bei ihnen der Lebenstrieb ſtets wach und ſträubte ſich gegen den gewaltſamen Tod. Auch der muthvolle Märtyrer iſt ein Menſch von Fleiſch und Blut und wird erſchüttert, wenn er die rohe, höhnende Hand ſeines Henkers nahen ſieht, das ſich thatkräftig fühlende Leben unter Martern verenden zu laſſen.

Aber auf Rettung durfte der Unglückliche nicht hoffen. Seine Banden waren unzerreißbar, ob ſein Wächter wachte oder ſchlief, die Zeit ſtrich für ihn unbenutzt dahin. Nur

beten konnte er, daß Gott ihm einen leichten Tod gebe, und seine Seele schütze vor Verzagtheit.

Da erwachte der schnarchende Wächter. Entsetzt flog er in die Höhe, denn er erinnerte sich seines Gefangenen und als er ihn noch in seinen Banden daliegen sah, wurde ihm ganz kannibalisch wohl zu Muthe.

„Bist auch noch hier?" rief er, sich reckend; „nun, das ist schön von dir. Ich hatte einen bösen, garstigen Traum. He, Christ, kannst du mir den deuten?"

„Oft sind die Träume die Sprache des Gewissens, die warnende Stimme Gottes! Laß hören, ob ich ihn deuten kann," versetzte der Priester.

„Mir träumte, daß ich eben im Begriffe stand, dich in hundert Stückchen zu zerschneiden, ein Werk, das mir ganz erstaunlich viel Behagen machte; da hatte ich einen Einfall und rief zuvor: „He, du Christenhund, du hast uns so viel erzählt von den Wundern, welche dein Gott an den Gläubigen gethan, laß uns doch auch einmal ein solches Wunder sehen, und wir schenken dir das Leben und wollen uns taufen lassen für unser ganzes Leben."

„Da schlugst du betend die Hände zusammen und riefst: „Herr, mein Gott, nicht meines Lebens wegen, denn ich sterbe mit Freuden für dich, aber dieser Heiden wegen, welche an dich nicht glauben wollen und dich höhnen, zeige ihnen, welch ein großer Gott du bist, daß du gebietest über alles Fleisch, und über allen Geist, über die Menschen und über die Länder."

„Nachdem du also gesprochen hattest, sagte du zu mir: „Tödte mich, Unglücklicher, tödte mich, damit du glauben lernst!"

„Mit Vergnügen," versetzte ich höhnisch, obgleich mir deine Worte zu Herzen gingen und mich ein wenig ängstlich machten; „aber weil du so muthig sterben willst,

Fürst Gottschalk predigt das Kreuz.

sage mir, mit welchem Theil soll ich beginnen, welches Glied ist dir am wenigsten werth, was soll ich an deinem Leibe zuerst tranchiren?"

„Du warst weit entfernt, über die Worte betrübt zu werden, sondern sprachst mit einem freudevollen Gesichte: „Herr, ich fühle deine Nähe und deine Liebe!" und dann wandtest du dich wieder an mich und sagtest: „Jedes Glied an meinem Körper ist mir gleich werth, denn jedes ist mir von Gott gegeben; aber wenn du mir wirklich eine Gnade erweisen willst, so beraube mich zuletzt meiner Zunge, damit sie Gottes Lob und seinen heiligen Namen verkünden kann, bis das Leben entflohen ist."

„Es ſoll geſchehen, wie du wünſcheſt," verſetzte ich, „du ſollſt ſehen, daß ich kein Unmenſch bin." Und nun machte ich mich mit großer Gemüthlichkeit an's Werk, und fing an wacker auf deinen Leichnam loszuſchneiden, bis ich wirklich hundert Stückchen hatte, denn ſo viele waren unſerer, die Zunge aber behielt ich mir, obwohl ſie nicht ein Wörtlein geſprochen hatte, denn beim erſten Schnitt warſt du mauſetodt.

„Darüber lachten wir nun Alle gar gewaltig und ich ſagte höhniſch: „Das war ein ächter Wundermann, denn er ſtarb wie eine Fliege."

„Da ſchlug plötzlich ein Blitz mitten zwiſchen uns ein, und eine fürchterliche Stimme rief mir zu: „Ungläubiger bekehre dich!"

„Und wir Alle hörten eine lange, lange Rede, welche uns bekehren wollte zu dem Gotte der Chriſten. Wir ſtaunten uns gegenſeitig an, denn keiner von uns ſprach ein Wort, es wurde gepredigt und wir lugten vergebens nach dem Prediger. Die Stimme mußte vom Himmel kommen. Wie wir nun ſo entſetzt daſtanden, fühlte ich eine ganz eigenthümliche zuckende Bewegung in meiner Hand, ich öffnete ſie, denn ich hielt deine Zunge darin, und nun wurden wir gewahr, woher die Rede kam; denn die Zunge war es, welche ſprach, das ſahen und hörten wir ganz deutlich.

„Entſetzt ließ ich nun die Zunge fahren, daſſelbe thaten die Anderen mit den übrigen Körpertheilen, nun aber zeigte ſich das Wunder erſt vollkommen. Die Körpertheile begannen plötzlich Alle ſich zu bewegen, fügten ſich wieder zuſammen und mit einem Male richteteſt du dich empor und ſtandeſt wieder lebendig vor uns.

„Nun waren wir überwunden und wollten uns

taufen lassen — da erwachte ich. Nun deute mir den Traum."

Mit Staunen hatte der Priester die Erzählung des Wenden mit angehört und sein Antlitz verklärte sich, denn er faßte Hoffnung zu seiner Rettung.

„Ich will dir den Traum deuten," sagte er mit feierlicher Stimme, „aber sage mir zuvor, bist du nicht schon getauft? Hast du nicht die Lehren der christlichen Religion empfangen?"

„Ich bin allerdings getauft und habe den Jypo mehrere Male predigen hören, gestern aber hörte ich die Rede Gottschalk's, den sie todtgeschlagen haben. Es ist wahr, er war ein Tyrann, wie ihr Christen; es mußte sich taufen lassen, wer wollte und nicht wollte; aber die Worte, die er gestern sprach, daran werde ich noch lange gedenken, die waren gut und gingen Vielen von uns zu Herzen."

„So höre die Bedeutung des Traumes," sagte der Priester. „Gott hat dein Herz getroffen, er will dich für den rechten Glauben gewinnen, deshalb mahnt er dich im Traume. In deiner Hand ist jetzt mein Leben, wenn du Theil nimmst an meinem Tode, so wird dich schrecklicher Gottes Zorn treffen, als irgend Einen. Denn er hat zu dir vorher gesprochen. Wenn ich getödtet werde, da es jetzt in deiner Macht ist, mich zu retten, mich und dich, dann würde Gottes Mahnung, die jetzt aus meinem Munde zu dir spricht, dich unaufhörlich verfolgen, mein Schatten wird sich an deine Fersen heften, bis sich die Hölle deiner bemächtigt, und die traurigste ewige Pein dein Loos wird. Das deutet dir der Traum. Nicht um mein Leben bin ich besorgt, ich sterbe freudig für meinen Glauben und mein Tod wird nicht schmerzlich sein; du aber wirst verloren gehen und deine Seele

möchte ich retten, denn Gott liebt dich und will nicht dein Verderben!"

Diese Worte machten auf den Wenden einen nicht geringen Eindruck. Er näherte sich dem Priester und sagte:

„Wenn ich auch deine Banden löse, wie wollen wir hier entkommen?"

„Vertraue nur auf Gottes Hülfe, mein Sohn; er wird uns beistehen, weil wir ihm treu sind."

„Und wenn die Flucht mißlingt, wird dein Gott für mich ein Wunder thun?"

„Gott steht Allen zur Seite, die an ihn glauben."

„Nun, ich will an ihn glauben!"

„So vertraue seinem Beistand."

„Ich will deine Banden lösen. Bete für mich."

Der Priester faltete die Hände und ein inbrünstiges Gebet sandte er zum Himmel empor. Solch ein Gebet mußte auch das Herz eines Wenden mit unüberwindlicher Gläubigkeit erfüllen.

Seine Banden waren gelöst — er war frei.

„Jetzt komme," sagte der Wende, „wir verlassen leise die Kirche, noch ist es Nacht; die Andern, die heute mit Krukko angekommen sind, liegen noch im tiefen Schlafe, denn sie waren todmüde, so daß der Fürst nicht einmal einen von ihnen im Tempel wachen lassen wollte. Aber wie kommen wir über den Graben?"

„Kannst du nicht schwimmen, mein Sohn?"

„Freilich kann ich schwimmen, aber es ist nur leider kein Wasser darin und um so mehr Morast, in dem wir sicher stecken bleiben werden."

„Nimm dieses zertrümmerte Kreuzstück und stütze dich daran," sagte der Priester, „an solcher Stütze wird dich Gott nicht sinken lassen.

Der Wende folgte dem Rathe des Priesters. Er nahm das Kreuz in seine Hand und schritt vor dem Priester her. So wollten sie den Tempel verlassen, doch ehe sie die Thür öffneten, wurde sie von draußen aufgestoßen, und der Wende ließ entsetzenbleich das Kreuz sinken.

Krukko stand vor ihnen.

6.

Mit einem Blicke überschaute dieser grausame und schlaue Fürst, was hier vorgegangen. Sich an seine beiden Begleiter, Blasso und Udo, wendend, sagte er:

„Seht, das haben wir dem Gottschalk zu verdanken, daß die christlichen Priester jetzt so leichtes Spiel haben, aus unseren Leuten zu machen, was sie wollen. Aber beim Blute des Swantewit, ich will ein Exempel statuiren, daß jedem, der es hört, sich die Haare zu Berge sträuben sollen. Udo, rufe das Volk, ich denke, es hat Kräfte genug gesammelt, um uns nach Wismar folgen zu können."

Udo entfernte sich und im selben Augenblick schmetterten die Töne des Horns durch die Stadt; das Volk bäumte sich aus dem Schlafe empor und stürzte nach der Kirche.

Der Priester und der Wende standen Beide neben dem Altare, ersterer ergeben in sein Schicksal, letzterer mit finsteren, drohenden Mienen den Priester, von dem er sich betrogen wähnte, anstarrend.

Keiner von dem Haufen ahnte, was vorgegangen war. Krukko befahl, den Götzen wieder aufzurichten; dann rief er die Popen, die ihn auf seinem Zuge begleiteten, den Altar der Christen wieder zu einem Opfersteine

zu machen. Er wurde seiner Umhüllung entkleidet und bereit gemacht, sein Opfer zu empfangen.

Nun begann der Götzendienst, und der hatte eine traurige Wirkung. Auch die Popen wußten das Gemüth des Volkes erst zu rühren, ehe sie es zum Zorne entflammten. Da war kein heiliger Name, der nicht aus dem Munde der Popen floß; da war es die Freiheit, von der man zu den Sklaven sprach, die sie selbst, die wendischen Fürsten und Priester, niemals frei zu lassen gedachten; da war es die Unabhängigkeit und das Vaterland, welches ihrer Hülfe bedürfe und sie aufrufe zum heiligen Kampfe gegen die Christen; da waren es die Götter selbst, die aus ihrem Herzen zu reißen sich die Deutschen bestrebt hätten, und diese Götter wurden bis in den Himmel gehoben, und Alles versucht, das Volk unter den Aberglauben zu beugen, der es zur willenlosen Heerde der wendischen Priester und Fürsten machte.

Das Volk aber glaubt stets dem, welcher das letzte Wort hat und dessen Schwert die Zunge unterstützt, dem, der ihm gewaltig genug scheint, gerecht sein zu können, nicht beachtend, wie öfterer die Gewalt das Unrecht, als das Recht beschützt.

Als die Popen den Gottesdienst vollendet, als die Kirche wieder zum Götzentempel umgestaltet und geweiht war, da wandte sich Krukko an den Wenden, welcher noch immer in derselben Stellung verharrte und forderte ihn auf selbst zu erzählen, was ihn zur Verrätherei an dem Vaterlande verleitet habe.

Nun begann der Wende die Erzählung seines Traumes und Alles lauschte mit gespanntem Ohr seinen Worten.

Eine hämische Freude aber spiegelte sich auf dem grausamen Antlitze des Rügenfürsten ab.

„Die Hälfte deines Traumes soll wahr werden,“ sagte er zum Wenden; „wir wollen sehen, ob sich die zweite Hälfte auch erfüllt. Nehme den Christen, werfe ihn auf den Opferstein und zerschneide ihn in hundert Theile, aber seine Zunge schone, so lange du vermagst.“

Ein Gemurre des Erstaunens und der Neugierde erhob sich, als Krukko diese Worte sprach.

Der Wende aber zauderte einen Augenblick, den scheußlichen Befehl zu vollstrecken. Noch einmal sah er fragend den christlichen Priester an, ob er ihm vielleicht ein Wunder seiner Rettung verkünde.

Aber des Priesters Augen waren fest zum Himmel gerichtet, sich zu stählen in der Qual.

Nun ergriff ihn der Wende, rasch hatte er ihm die Kleider abgerissen uud ihn auf den Opferstein geworfen. Einer der Popen mußte ihm ein scharfes Messer überreichen, und so begann unter dem Beifall Krukko's und aller Anwesenden eine entsetzliche, unerhörte Verstümmlung, und nicht eher durfte der Wende, der bald des höllischen Werkes satt wurde, davon abstehen, bis der Körper des unglücklichen Priesters wirklich in hundert Theile zerlegt war, welche an die Anwesenden vertheilt wurden.

Die Zunge aber nahm Krukko und ließ sie an das Götzenbild des Radegast anheften, indem er höhnend rief:

„Warum sprichst du nicht, du wunderbares Menschenkind? Warum läßt dein Gott nichts von sich hören? Wie, wollen sich die Theile deines Leichnams nicht wieder zusammen thun? Nun, so werft sie hinaus, Leute, es werden sich ja wohl die Hunde, sie zu fressen, finden,

wenn sie nicht etwa vor solchem schlimmen Fraße Scheu haben. Dich aber, du Narr, der du geglaubt hast, daß die Christengötter mehr vermögen, als die unsern, und daß nur sie Wunder zu üben vermögen, dich will ich begnadigen, obwohl du den Tod verdient hast, und es dir nicht schlimmer, als dem Christen gehen sollte. Aber merkt es Euch, Ihr Leute, wer sich fortan wieder von einem Christen oder abtrünnigen Wenden bethören läßt, seinen Göttern und der Sache seines Vaterlandes untreu zu werden, der soll einen schmählichen Tod sterben, wie ihn noch kein Menschenkind gestorben ist. Nun aber laßt Euch von den Leuten in Lenzen speisen, so gut es geht, wenn auch alle ihre Vorräthe darauf gehen, und dann haltet Euch bereit; denn morgen müssen wir in Wismar sein, und uns die Brut aus dem Neste holen, damit von dem Stamme dessen, der bei uns schlimmer wie ein Christ hauste, auch nicht ein Küchlein übrig bleibe."

7.

Während der Sturm über das Obotritenland hereingebrochen war, während der grausame Krukko das Land, welches seine Horde betrat, obwohl er es wendisches nannte, mit Feuer und Schwert verwüstete, und an Allem, was nur mit der Idee des Christenthums zusammenhing, seinen unauslöschlichen Haß übte, saß die Wittwe Gottschalks mit zwei Söhnen, welche Jünglinge waren, zu Wismar, Nachricht von ihrem Gemahle erwartend. Statt dieser Nachricht kamen die Schreckensboten, Flüchtlinge aller Art, welche sich vor dem daher brausenden Sturme zu retten trachteten, und am Hofe der Fürstin Schutz zu finden hofften. Als diese muthige Fürstin die Ermordung ihres Gemahls vernahm, als sie

hörte, welch ein fürchterlicher Feind ſich gegen ihr Haus erhoben habe, und als ſie den eigenen Bruder als den Mörder ihres Gemahls nennen hörte, da verlor ſie jegliche Hoffnung, den Thron des empörten Volkes für ihre Söhne retten zu können. Eiligſt ließ ſie nun dieſe zu ſich kommen, und ſandte den einen, Buthun, zum Herzoge von Sachſen, den andern aber, Heinrich, ſchickte ſie an den Hof ihres Vaters nach Dänemark. Sie ſollten die Hülfe dieſer beiden Fürſten für ſich in Anſpruch nehmen, und durch ſie den Thron ihres Vaters wieder zu erobern ſuchen. Die Mutter hatte die Flucht ihrer Söhne mit ſolcher Umſicht und Klugheit eingeleitet, daß ſie trotz den weit reichenden Späherblicken Krukko's, dieſer Hyäne entgingen, und glücklich an das Ziel ihres Weges gelangten; Krukko aber ſchäumte vor Wuth, als er das Neſt leer fand, und nicht ſo viel Menſchlichkeit beſaß er, der Mutter eine That zu verzeihen, welche ihr die natürlichſte, die göttlichſte aller Pflichten, die Mutterpflicht, geboten hatte.

In dem Streben, das Gemüth der Wenden auf jede Weiſe zu verhärten, die Stimme der Menſchlichkeit völlig zu erſticken, ſein Volk zu einer Heerde von Tigern zu machen, welche, wie es Swantewit ſo ſchlau und grauſam in den Mund gelegt worden war, nur Blut und nach nichts als Blut verlangten; in dieſem entſetzlichen Streben machte ſich der Tyrann Menſchlichkeit und Nachſicht gegen diejenigen, welche ſeinem Streben feindlich gegenüberſtanden, zum Verbrechen. Er ſchonte, was Wende war, ſeiner Sache anhing und ihm perſönlich zugethan war; wer dieſe drei Dinge in ſich begriff, konnte von ihm Alles erlangen, und das Kennzeichen der Anhänglichkeit an Krukko's Sache war die Grauſamkeit, welche ſeine Untergebenen an ſeinen Feinden und den Gegnern

des Heiden- und Götzenthums mit kaltem Blute verüben konnten. So weit war es unter ihm schon gekommen, daß sich die Wenden unter einander mit Mißtrauen betrachteten, denn Niemand war unter solchem willkürlichen, tyrannischen Regimente seines Lebens sicher. Ein unvorsichtiges Wort, ein Scherz konnte mißverstanden werden, und den Unglücklichen dem grausamsten Tode überliefern.

So von Schrecken gefesselt, ließ das Volk Alles mit sich machen; überall huldigte es Krukko als seinem Fürsten, aller Widerstand war gebrochen, Gottschalks Gegner und eben so seine Anhänger beugten sich rasch unter Krukko's Scepter, und so glaubte er jede Rücksicht beseitigen zu können. In Wismar angelangt, ließ er die Prinzessin nebst ihren Hoffräulein vor sich schleppen. Er forschte nach Gottschalks Söhnen, dreist aber versetzte ihm die Fürstin:

„Meine Söhne sind dorthin geeilt, wo sie die Mittel finden werden, den Mörder ihres Vaters nach Verdienst zu züchtigen."

Auf diese ruhige und stolze Antwort versetzte Krukko:

„Das Züchtigen ist meine Sache, und damit du inne werdest, wie ich mit deinen Buben, wenn sie in meine Hände fallen, zu verfahren gedenke, sollst du die Hand Krukko's auf deinem stolzen Nacken fühlen. Weder den sächsischen Hund, noch die dänischen Räuber fürchte ich, sie mögen kommen, sie finden mich bereit."

Nach diesen Worten ließ er die Fürstin nebst ihren sämmtlichen Hoffräulein auf den Markt führen, und sie im Beisein seiner entfesselten Schaaren mit Besen stäupen. Die Fürstin starb bald nach dieser Schmach; auch eine der Hoffrauen, welche ein holdes Töchterlein am Busen trug, erlag so schmählicher Entehrung, aber ster-

bend flehte ſie zum Himmel, den ſchwachen Säugling zum Werkzeuge der Rache an dem grauſamen Wüthrich zu machen.

Krukko lachte, als er dies hörte, und um ſeinen Leuten zu zeigen, wie wenig er auf all dergleichen gebe, und wie alle ſeine Gegner nicht im Stande ſeien, da ihn die Götter beſchützten, durch That oder Gebet zu verderben, gab er Befehl, den Säugling ihm zu bringen, und in Gegenwart ſeiner Völker gelobte er, die junge Brut im rechten Glauben ſeines Volkes zu erziehen.

Der Wüthrich hatte keine Ahnung, daß dennoch der kleine Säugling der Rächer ſeiner Mutter werden ſollte.

8.

In der Zeit, als Krukko auf ſo verbrecheriſche Weiſe die Erbſchaft Gottſchalks ſich angemaßt hatte, ohne ſie in ſeinem Geiſte zu verwalten, ſah es in Deutſchland ſehr trübſelig aus; die unſeligſte aller Fehden, der unglücklichſte aller Kämpfe zwiſchen Kaiſersgewalt und päpſtlicher Herrſchſucht war in helle Flammen ausgebrochen. Gregor VII. hatte mit ſeiner unerſchütterlichen ſtarren Conſequenz den Grundſatz verfochten: der Papſt ſteht höher, als der Kaiſer, alle kirchliche Gewalt geht von Petri Stuhl aus, der Papſt iſt von Gott berufen, ſein Reich auf Erden zu vertreten. Gottes Reich iſt Hoch und Niedrig unterworfen, der Kaiſer wie der Bettelmann.

Wir ſehen alſo im deutſchen Reiche die Prieſtergewalt bis zur ſelben Spitze getrieben, zu welcher ſich die heidniſche Prieſtergewalt ſowohl bei den alten Deutſchen, als auch bei den Wenden, bevor ſie mit den Deut-

schen in einen so grimmigen Kampf verwickelt waren, emporgeschwungen hatte. Das war gegen den Willen des Stifters der christlichen Religion. Der wollte allerdings: Gott sollte herrschen auf Erden, sollte herrschen in der Seele jedes Menschen, ihn zur höheren Entfaltung der edelsten Menschlichkeit befähigen — aber nicht auch die weltliche Macht der Priester. Doch das Jahrhundert Gregors VII. und Heinrich IV. begriff das nicht, und das Volk, gelähmt durch den abergläubischen Schrecken von dem Bannstrahle Roms, verließ seinen Kaiser und nahm gegen ihn Partei für die Oberherrlichkeit des Papstes. Allerdings hatte Heinrich IV., durch die unglückliche Richtung, die er genommen, durch seinen unbesonnenen Charakter, der nicht genau erwog und durchdachte, mit welchen Mitteln er kämpfen sollte, Vieles zu seinem Schicksale mit beigetragen; er war zu klein für einen so großen Gegner, und eben so wenig waren die Mittel, deren er sich zur Bezwingung der aufrührerischen Sachsen bediente, klug gewählt. Schlecht wollen wir sie nicht geradezu nennen, denn die Moral dieser Zeit wird schwerlich nach dem Maaßstabe eines gesitteten Zeitalters gemessen werden können.

So kam dieser kirchliche Zwiespalt in Deutschland dem grausamen Krukko zu Statten, denn Heinrich IV. verschmähte es nicht, an ihn einen Vertrauten zu senden, um ihn zu einem Angriffe gegen den Sachsenherzog zu reizen. Und so sehen wir den geheimnißvollen Ritter, welcher in Magdeburg den Bänkelsänger durch Bestechung und Drohung veranlassen wollte, kein Lied zu singen, welches gegen den Kaiser feindliche Gesinnungen enthalte, mit einem Auftrage des Kaisers sich an Krukko's Hof begeben, während Goar, der Waldbruder, mit einem geheimen Anliegen des Erzbischofs von Magdeburg sich

ach Sachsen wandte, um dort die Flamme der Empö-
ung gegen den Kaiser noch mehr anzuschüren, damit der
apst und die Geistlichkeit, welche für das kirchliche Ober-
aupt Partei ergriff, zu einem um so gewisseren Siege
ber den bedrängten Kaiser gelange.

Krukko befand sich damals gerade in Rethra, in der
auptstadt der Rhedarier, die er sich ebenfalls unterwor-
n hatte, und stellte daselbst den Radegast-Götzentempel
ieder her. Um auch diesen Tempel wieder zu reinigen,
m auch hier dem Götzentempel ein Sühnopfer zu brin-
en, hatte er demjenigen einen guten Lohn verheißen,
elcher ihm das Haupt eines höhern christlichen Priesters,
der einen solchen lebendig bringen würde. Er empfing
en christlichen Ritter, welcher nicht ohne die nöthige
icherheit und das feierliche Versprechen, daß ihm an
aut und Haar nichts Uebles geschehen solle, sich in die
öhle des Tigers hineinwagte, mit mißtrauischer Behut-
mkeit und Zurückhaltung.

„Nachdem Eure Kaiser unsre Unbezwinglichkeit ein-
esehen, verlangen sie endlich unsere Freundschaft, um
ns so lange unschädlich zu machen und zu benützen, bis
e sich ihre gefährlichen Feinde vom Halse geschafft, oder
e gar durch unsern Beistand besiegt haben. Dann sagen
e alle Wendenfreundschaft, und kehren ihre Waffen
egen uns und überschütten unser Land mit ihren Prie-
ern, damit das Volk von seinem rechtmäßigen Gebieter
bfalle, und die Beute der Deutschen werde. Ist's nicht
, Christ?"

„Nicht ganz so ist's, wie du sagst," versetzte der
itter. „Allerdings haben sich die Vorgänger meines
aisers das Wendenland zu erobern angelegen sein las-
n, aber sie waren nicht die Angreifer. Sie sind viel-
ehr durch die unaufhörlichen Einfälle deines Volkes in die

Marken des Reiches, gezwungen worden, ihren ewigen Feind zu bekriegen, und ihn sich vom Leibe zu halten."

„Und jetzt wünscht dein Kaiser ein Bündniß mit uns," sagte Krukko; „jetzt begehrt er, daß wir in die Marken seines Reiches einfallen, daß wir das Sachsenland verheeren und verwüsten? Gehört das Sachsenland nicht mehr zum deutschen Reiche, und will es der Kaiser uns als ewiges Besitzthum überlassen, so wir es erobern?"

„Mein Kaiser macht Euch keine Versprechungen in Bezug auf das Sachsenland," versetzte der Ritter, „denn du, Fürst, bist kein christlicher Mann. Anders würde es sein, wenn du deine Völker, wie dein Vorgänger Gottschalk, zum Christenthume anhalten wolltest, dann würde er dich zwar nicht nur im Besitze deines Reiches bestätigen, sondern dir auch Sachsen als Lehen übertragen, wenn es dir gelänge, den Sachsenherzog zu bezwingen, und dem Kaiser kräftigen und treuen Beistand gewährst."

„Ei, das ist ja eine gar große Gnade und Freundschaft, welche mir dein Kaiser da antragen läßt," versetzte Krukko mit höhnischer Miene, seinen Zorn mit Anstrengung dämpfend, „ich soll mir das Sachsenland erobern, und es mir dann von der Gnade deines Kaisers schenken lassen; mein Volk christlich machen, d. h. den Narrentheien Eurer Priester freien Spielraum gewähren, unsere Herrschaft zu untergraben, und dann die abermals gnädige Erlaubniß empfangen, das zu nehmen, was wir bereits mit mächtiger Faust gepackt. Ei, sieh doch, das ist in der That kaiserliche, christliche und deutsche Freundschaft zugleich. Nun, wir danken schönstens; sage deinem Kaiser, mein Freund, daß er sich hüten möge, mir einen zweiten Gesandten mit ähnlichen Anträgen zu schicken, es würde ihm schlimm ergehen.

Allerdings werde ich mich mit dem sächsischen Herzoge in einen Strauß einlassen, aber nicht um Kaisers Bart, sondern in eigener Angelegenheit, weil er den Sohn Gottschalks, den Buthun, gegen mich unterstützt, und was ich dann erobern werde, das werde ich behalten, und zwar nicht als Christ und Lehnsmann deines Kaisers, sondern als Haide und Götzendiener, wenn es Euch gefällig ist. Was aber mein Land anbetrifft, so möge es der Kaiser oder sonst wer versuchen, mir das Scepter aus der Hand zu winden. Ich werde ihn begrüßen, daß er die Erwiderung vergessen soll. Das ist meine Antwort. Damit geht."

Der Ritter wollte sich nicht entfernen, ohne noch einmal mit dem Wendenfürsten ein Wort zu wechseln; in diesem Augenblicke aber entstand ein Geräusch vor der Thür und einige Wenden traten mit einem schweren Sack in's Zimmer.

„Ei, was bringt Ihr denn da?" fragte Krukko erstaunt.

„Wir bringen einen gar feinen Kopf," versetzten die Wenden, „gerade wie er sich schickt für den Radegast."

„Habt Ihr irgend einen Riesen erschlagen?" fragte Krukko lachend und sich vergnügt die Hände reibend, „nun laßt sehen, das muß ja der Kopf eines Ungeheuers sein."

„Der Kopf ist der eines gewöhnlichen Menschenkindes," sagten die Wenden, „wir haben nur einstweilen noch Hals, Bauch und Gliedmaßen daran gelassen."

Mit diesen Worten öffneten sie den Sack und ließen ihn zur Erde fallen; es zeigte sich die jammervolle Gestalt eines Geistlichen. Betroffen trat der Ritter einige Schritte zurück — es war Goar.

9.

Es hatte mit dem Waldbruder, ſeitdem er Magdeburg verlaſſen, eine große Veränderung ſtattgefunden. Damals war Gottſchalk noch nicht ermordet und er bat den Erzbiſchof von Magdeburg, da er für ſein neues Bisthum Ratzeburg einen Biſchof verlangte, für den er jedoch Kenntniß der wendiſchen Sprache zur Hauptbedingung machte, erſucht, ihm geeignete Rathſchläge zu ertheilen. Als Goar nun in Magdeburg anweſend war, und der Biſchof wohl wußte, daß er durch ſeine langjährige Berührung mit den Wenden ihre Sprache vollkommen erlernt hatte, ſo wurde ihm der Vorſchlag gemacht, dem Rufe Gottſchalks zu folgen.

Goar ſchien anfänglich betroffen und wies die hohe Würde mit Demuth zurück, welche ein Würdigerer als er verdiene; doch wurde ihm begreiflich gemacht, daß es keinen andern Kandidaten gebe, welcher den Anforderungen Gottſchalks entſpreche.

So entſchloß ſich denn Goar, weil es, wie er ſagte, einmal ſein müſſe, dem göttlichen Rufe zu folgen, bat den Erzbiſchof, in dieſer Angelegenheit mit dem Papſte in Verbindung zu treten, daß er die Inveſtitur*) und das Pallium empfange, welche er von keinem Andern, als dem Papſte annehmen würde. Bis dahin wollte er ſich am Hofe des ſächſiſchen Herzogs und im Sachſenlande aufhalten, um die Miſſion des Erzbiſchofs auszurichten.

*) Inveſtitur war die Belehnung der Biſchöfe mit Ring und Stab, ſtatt des Schwertes, mit welchem die weltlichen Vaſallen belehnt wurden. Auch jene Belehnung vollzogen die Kaiſer, die Päpſte aber ſprachen ihnen das Recht dazu ab, und der Streit über die Belehnung erreichte unter Kaiſer Heinrich IV. den höchſten Grad.

Das Opfer.

Da gelangte die Nachricht von Gottſchalks Ermordung mit dem flüchtigen Prinzen Buthue nach Sachſen, und Goar war ſogleich entſchloſſen, dem furchtbaren Krukko Trotz zu bieten, von ſeinem Biſchofsſitze, da er die höhere Weihe empfangen hatte, Beſitz zu nehmen, und dem Abfall der Obotriten vom Chriſtenthum nach Kräften zu ſteuern. Zugleich beſchloß der Herzog von Sachſen, die Prinzen mit Gewalt der Waffen wieder auf den Thron zu ſetzen, aber der Verſuch mißlang. Buthue's Heer wurde aufgerieben, und er ſelbſt von Krukko's Vetter, dem Udo, erſchlagen. Goar aber wurde in Ratzeburg ergriffen, und hatte nun das traurige Geſchick, als

ein Gegenstand blutigen Hohns vor Krukko geschleppt zu werden.

Der christliche Ritter kannte Goar sehr wohl, und wußte auch, daß er seinem Kaiser nicht hold war; dennoch ging es ihm durch Mark und Bein, als er den Christen und Landsmann in so schmachvoller Lage sah. Aber da er wohl bewußt, daß er ihn nicht retten könne, suchte er sich jetzt zu entfernen, denn er fürchtete, den Hohn des Tyrannen nicht ertragen zu können, den er gleichwohl nicht zu züchtigen vermochte.

„Was eilt Ihr jetzt?" fragte Krukko, der die Empfindungen des Ritters sehr wohl begriff; „bleibt, da könnt ihr gleich sehen, wie wir hier mit denjenigen verfahren, welche unser Volk verführen und zu einer Seligkeit zwingen wollen, die ihnen durchaus nicht so süß dünkt, wie der Honig, den sie dafür geben mußten *). Der da ist auch ein solcher Narr. Komm näher, Freund. Wie heißt du?"

„Ich heiße Goar," versetzte dieser ganz ruhig, und blickte den Fürsten nicht minder durchbohrend an, wie dieser ihn; „daß ich aber ein Narr bin, das mir zu beweisen, wirst du schwerlich im Stande sein."

„So, du glaubst mir nicht?" sagte Krukko grinsend, „ich soll dir das beweisen? Nun warte."

Nach diesen Worten gab er einem seiner Vertrauten einen Wink, und flüsterte ihm einige Worte zu; dieser entfernte sich. Es trat nun eine lautlose Stille ein. Krukko maß Goar mit einem spöttischen Lächeln. Dieser stand furchtlos und ruhig da. Der Ritter blickte finster und erwartungsvoll vor sich hin.

---

*) Anspielung auf den Honigzehnten, welchen die besiegten Wenden an die Kirche abliefern mußten.

Endlich kam Krukko's Vertrauter mit noch zehn andern Wenden zurück. Es waren Leute, welche wie Teufel ausſahen. Sie flößten dem unglücklichen Goar und dem Ritter einen Schauder ein. Krukko, dem Nichts entging, lächelte triumphirend.

„Heda, Ihr Leute," hub er an, „ſeht Euch doch einmal dieſes Männlein an, welches ſich unterſteht, zu uns als Prieſter zu kommen, und es übel nimmt, daß wir ihn deshalb einen Narren nennen; habt Ihr wohl Luſt, ihn zum Abendbrode zu verſpeiſen?"

„Wir wollen ihn zwiſchen uns und unſerm Nadegaſt theilen," verſetzten die Wenden.

„Gut, holt ihn nach einer halben Stunde von hier ab; er iſt Euer mit Haut und Haar."

Die Wenden entfernten ſich und Krukko wandte ſich wieder höhniſch an Goar:

„Nun, Freund, habe ich dir jetzt bewieſen, daß du ein Narr biſt? — Willſt du ſolche Leute bekehren? Hoffſt du ein ſolches Volk wirklich für deine Götter zu gewinnen?"

„Ich hoffe," ſagte Goar mit feſter Stimme.

„Freilich," verſetzte Krukko, „wärſt du kein Narr, ſchwerlich würdeſt du dann hier ſein. Sage mir, was biſt du denn eigentlich?"

„Biſchof von Ratzeburg," verſetzte Goar, nicht im Geringſten eingeſchüchtert.

„Von Ratzeburg?" rief Krukko, und ſtellte ſich kerzengerade in die Höhe, indem er einen vernichtenden Blick auf den Ritter warf; „hat der Kaiſer die Güte und Gnade gehabt, dir mein Land zu ſchenken, mit ſammt den Leuten und Allem, was ihr Schweiß hervorbringt?"

„Nicht der Kaiſer," verſetzte Goar; „ich bin Biſchof

von Radeburg durch die Ernennung des Fürsten Gottschalk und die Bestätigung des Papstes."

„Ah — so; aber da nun Gottschalk todt ist und in seinen Landen kein Kreuz geduldet wird, wirst du wohl die Güte haben, wieder umzukehren, wenn ich dich freilasse?"

„Du wirst mich nicht freilassen," versetzte Goar, „und ich würde nicht wieder umkehren."

Krukko trat dem Goar einen Schritt näher, als er so gesprochen hatte. Eine solche Ruhe, eine solche Unerschütterlichkeit war ihm bei all' dem Muth, den er bei Geistlichen schon angetroffen, doch noch nicht vorgekommen.

„Du würdest nicht wieder umkehren?" fragte er erstaunt; „sage mir, was wolltest Du bei uns?"

„Dein armes, zu Thieren aufgestacheltes Volk menschlich machen."

„Schwächlich, kraftlos willst du sagen; daß es sich füge Eurem Kaiser oder Eurem Papste. Ich möchte dich wohl laufen lassen, du armer Schelm, damit du daheim erzählen könntest, daß der ein Narr ist, welcher zu uns kommt, Bekehrungsversuche zu machen. Nun, versuche es. — Meine Leute werden dich gleich in Empfang nehmen, und höre, was ich dir sage. Gelingt es dir, sie zu bewegen, den Radegast zu verlassen, so will ich noch heute ein Christ werden, und mein Reich soll Eurem Gotte offen stehen."

„Du magst Christ werden, oder nicht," versetzte Goar, „dein Reich steht unserm Gotte offen; du hast nicht die Macht, ihm die Herzen deines Volkes zu verschließen. Wo einmal das Wort unseres Gottes vernommen, da treibt es Frucht. Du kannst die Ernte zerstören, nicht aber die Saat, die im Schooße der Erde

bleibt, bis ſie die Sonne herauslockt, welche wohl bald deinem armen Lande ſcheinen wird. Deine Herrſchaft fällt mit deinem Leben, dein Leben iſt kurz."

„Ich werde die Saat zerſtören," verſetzte Krukko; „verlaß dich darauf. So kurz mein Daſein auch dauern mag, ich werde lange genug leben, mein Volk zu Euren ewigen Feinden zu machen. Du aber — — —"

In dieſem Momente traten die Wenden wieder ein, um ihr Opfer in Empfang zu nehmen.

„Da ſeid Ihr ja!" rief Krukko; „nun, packt Euch das Männlein dort; doch bevor Ihr ihm das Meſſer an die Rippen ſetzt, wird er Euch zu bekehren ſuchen. Hört ihm recht ordentlich zu; wenn Euch gefällt, was er ſpricht, und Euch der Appetit vergeht, ihn zu verſpeiſen, dann laßt ihn laufen, oder bringt ihn hierher, und Ihr ſollt dann bei mir zu Tiſche gebeten ſein. Nun geht."

Die Wenden packten den Biſchof mit roher Luſt an Haupt und Füßen, und ſchleppten ihn fort, wie ein Stück Schlachtvieh. Der Ritter, welchem der Muth des unglücklichen Opfers die größte Achtung einflößt, blieb zurück, um ein mildes Wort bei dem Fürſten zu verſuchen. Krukko aber rief ihm zu: „Ich rathe Euch, ſo bald wie möglich Retbra zu verlaſſen, denn der Appetit meiner Leute könnte ſich vergrößern, und ich bin nicht geneigt, ihm Schranken zu ſetzen."

„Ich berufe mich auf Eure Zuſicherung der Gaſtfreundſchaft," verſetzte der Ritter, „und hoffe, bei Euch unangefochten und ungeſchmäht verbleiben zu können."

„Ich rathe Euch, zu gehen," rief Krukko; „es könnten mir ſonſt ſehr unangenehme Dinge einfallen. Geht, bringt Eurem Kaiſer die Antwort: der Krukko iſt von einem ingrimmigen Haſſe gegen Alles, was Chriſt und

Deutscher heißt, befreit! Ich will mit Euch keine Freundschaft und kein Bündniß."

Mit diesen Worten wendete er dem Ritter den Rücken, der den Tyrannen knirschend verließ.

10.

Eine Viertelstunde später begab sich im Tempel der Radegast eine eben so tragische, als erhabene Scene.

Nicht aus Hoffnung, die fanatisirten, entmenschten Wenden zu bekehren oder zu rühren — Goar hatte bereits mit seinem Leben abgeschlossen — sondern um seiner Pflicht bis zum letzten Augenblicke zu genügen, hatte Goar versucht, einige Wirkung auf die verthierten Menschen hervorzubringen. Aber Krukko kannte seine Leute. Sie hielten dem Unglücklichen brennendes Holz unter die Nase, und forderten ihn auf, nun zu predigen. Dann machten sie sich daran, ihn gliedweise zu tödten. Aber in diesem Moment flog krachend die Thüre des Tempels auf, der christliche Ritter, welcher es nicht über sich gewinnen konnte, den Unglücklichen so ganz seinem Schicksale zu überlassen, stürzte mit einigen seiner Begleiter, die er sich zur größeren Sicherheit auf der Reise beigesellt, vom Kopf bis zur Zehe bewaffnet, in den Tempel. In einem Nu war der unglückliche Goar befreit, die überraschten Wenden theils zu Boden geschlagen, theils widerstandsunfähig gemacht. Glücklich erreichte der kühne Ritter mit seinen Leuten den Ausgang des Tempels, warfen Goar auf ein Pferd, und sausten davon. Da erscholl der Ruf von dieser verwegenen That durch Retra, und Krukko gerieth in die rasendste Wuth. Er selbst bestieg nebst einer ganzen Schaar seiner Tapfersten die schnellfüßigsten Rosse, und setzte den Christen nach.

Diese hatten glücklich einen bedeutenden Vorsprung gewonnen: Krukko's Pferd stürzte, und er selbst erlitt eine nicht unbedeutende Quetschung des Schenkels. Doch die Schmerzen nicht achtend, schwang er sich rasch wieder auf sein Pferd; aber die Fliehenden waren bald gänzlich aus ihrem Gesichtskreise verschwunden, der Weg begann sich zu kreuzen, vergebens lauschten die Verfolgenden, die Hufschläge der Pferde zu vernehmen, und die Richtung ihrer Flucht zu erkennen, sie hörten eben so wenig, als sie sahen. Nun theilten sich die Verfolger, tiefe Nacht verbreitete sich über die Gefilde — der tapfere Ritter und seine Genossen, der muthige Goar waren gerettet. Die unerhört kecke That war gelungen, Gott hat über sie gewacht.

VIII.

Salvina.

1090—1105.

1.

Mehr denn zwanzig Jahre waren seit jenem entsetzlichen Tage verstrichen, an welchem der grausame Krukko die dänische Prinzessin, Gottschalks unglückliche Wittwe nebst ihren Frauen vor Aller Augen auspeitschen ließ; der Säugling jener Hofdame, welche die Schmach nicht lange überlebte, war zu einer holden Jungfrau herangewachsen. Krukko, dessen Streben vom Anfange seiner Laufbahn bis zu seinem Ende mit eiserner Consequenz darauf gerichtet war, die christliche Religion in den Augen seines Volkes gänzlich herabzusetzen und lächer-

lich zu machen, hatte das Mägdlein, trotz dem Fluche seiner Mutter, mit welchem sie es der Rache an Krukko geweiht, an Kindes Statt angenommen. Aber in beständige Kriege verwickelt, konnte er das Kind, wie er wünschte, nicht selbst erziehen. Er schickte es auf seine Stammburg, welche keck, stolz und fest auf dem Rugard stand, und übergab dem Kianzi und dessen Unterpriestern die Erziehung. Sicher unterließen diese nichts, um des Kindes zartes Herz für den Götzenglauben völlig einzunehmen, die christlichen Lehren in seinen Augen verächtlich zu machen. In diesem Sinne wurde das Kind auf Krukko's strengsten Befehl systematisch erzogen. Doch thörichter Glaube der Gewaltigen, der Macht göttlicher Ideen das „bis hierher und nicht weiter" vorschreiben zu wollen; thörichtes Streben der Mächtigen, dem Menschengeiste seine Bahn, dem Strome des Lichtes seinen Lauf bestimmen zu wollen. — Es wohnte etwas in des Kindes Seele, das sich sträubte gegen die Lehren, die ihm die heidnischen Priester in die Seele zu pflanzen bemüht waren; und indem Salvina, so hieß das Kind, von den höllischen Dingen hörte, welche sie dem Christenthume zuschrieben, erwachte seine Neugierde, den Christengott zu sehen, das furchtbare Kreuz, welches die Priester fürchteten und haßten, kennen zu lernen.

Oftmals besuchte Krukko seine Burg in Rügen, und überzeugte sich mit eigenen Augen, ob die Erziehung des Mädchens auch nach seiner Vorschrift vollzogen werde. Zu diesem Behufe richtete er an das Kind verschiedene Fragen, welche Salvina genau, wie ihr die Antworten gelehrt wurden, beantwortete. Daß jede Lehre der Priester bei ihr fest im Gedächtnisse haftete, dazu trug die Furcht, welche sie vor Krukko empfand, ein Wesentliches bei. Schon frühzeitig empfand das Kind eine unwiderstehliche

Abneigung gegen dieſen Mann. Es lebt im menſchlichen
Herzen ſtets etwas, was die Stimme Gottes iſt, ſie mag
verſtanden werden oder nicht, man mag ihr folgen oder
ihr widerſtreben.

So wuchs Salvina heran in einem unſeligen, ſon
derbaren Widerſpruche mit ihrer eigenen, innerſten Natur.
Die Gemüthsanlagen des Kindes waren gut, aber ih
waren grauſame, menſchenfeindliche, fanatiſche Grund
ſätze eingeprägt worden. Sie war eine Jungfrau ge
worden, und hatte nichts gefunden, was ſie lieben konnt
und durfte, viel aber zu haſſen. Zu den Götzen fand ſi
ſich nicht hingezogen, weil ſie Haß predigten, und da
was ſie haſſen ſollte, hatte ſie noch niemals näher
geſchaut.

Sie hatte das einundzwanzigſte Jahr überſchritte
als Krukko, nach einer mehr als ſechsjährigen Abweſe
heit, wieder auf den Rugard zurückkehrte. Er brann
vor Verlangen, das Mädchen zu ſehen, welches jetzt
einer Jungfrau herangereift war. Er ließ Salvina r
fen, die in den Waldungen ſpazieren ging, bewunder
die herrliche Natur, nicht ahnend, daß hier einſt ein deu
ſches Hühnengeſchlecht hauſte und eben ſo verſunken
Götzendienſt war, wie ihr eigenes Volk.

Krukko war freudig überraſcht, als er die Jungfr
ſah, er ward betroffen von ihrer Schönheit. Von Stun
an kannte er keinen andern Wunſch als den, ſie zu b
ſitzen, und einige Tage darauf war Salvina die Fr
desjenigen, der ihre Mutter geſchändet und getödtet.

Sie liebte den Krukko nicht, ſie hatte nur Furcht v
ihm; ſie kannte aber nicht das Unrecht, das er ihrer z
ten Jugend zugefügt. Sie wurde ſeine Gattin, wie
ſeine Pflegetochter geworden, ohne Willen, ohne Bewu
ſein, weil Krukko es wollte.

Eine wichtige Wendung aber brachte diese Veränderung in den Lauf ihres Geschicks. Zum ersten Male im Leben verließ sie mit ihrem Gatten die Berge Rügens, ward aus der Umgebung der Priester herausgerissen und reiste mit ihm nach Lübeck. Daselbst pflegte sich Krukko oft und lange aufzuhalten. Als sie Lübeck aus der Ferne erblickten, mochte Krukko der Gedanke erregen, daß das Volk sich über seine hübsche, jugendliche Gemahlin, die er sich selbst erzogen, freuen würde; daß er den Fluch ihrer Mutter zu Schanden gemacht und ein so schönes Ziel erreicht habe. Er wurde zärtlich gestimmt und zum ersten Male sagte er zu Salvina:

„Hast du irgend einen Wunsch, sage ihn mir, ich gewähre ihn, so ich vermag."

„Schenke mir ein Kreuz," versetzte Salvina in arglöser Ruhe.

Als hätte ihn plötzlich eine Tarantel gestochen, zuckte Krukko zusammen. Unfähig, den natürlichen Grund dieses Wunsches zu errathen, erfaßte giftiges Mißtrauen seine Seele.

„Ein Kreuz!" rief er; „wer hat mit dir vom Kreuze gesprochen?"

„Nun, ich denke, oft genug du selbst, oft genug der Xiandzi, oft genug die Popen."

„Und was hat man dich vom Kreuze gelehrt?" fragte Krukko, durch diese Antwort einigermaßen besänftigt.

„Das hast du mich schon so oft gefragt, Krukko!" versetzte Salvina; „weißt du es immer noch nicht? Das Kreuz ist der Pya der Christen; wer es anschaut, kommt nicht in Walhalla; wer es anrührt, muß nach dem Tode die schrecklichsten Qualen erdulden; wer es anbetet, den verzehrt es."

„Und du begehrst dennoch nach dem Kreuze?“ fragte Krukko, die Stirne runzelnd.

„Der Kiandzi hat mich gelehrt, wer den Swantewit und den Radegast im Herzen trägt, dem thut der Pya nichts.“

„Es thut dir nichts der Pya der Wenden,“ wandte Krukko ein und wollte weiter fortfahren, aber er fürchtete seine eigenen Worte.

„Die Götter, die stark genug sind, mich gegen den einen Pya zu schützen, werden mich auch schützen gegen den andern Pya,“ versetzte Salvina.

Da beugte sich Krukko über sein Pferd hinweg zu dem seiner Gattin hinüber und mit fürchterlich drohender Geberde sagte er: „Niemals rede mir wieder vom Kreuze oder ich tödte dich, Salvina! Hast du verstanden? Wer das Kreuz nennt, auch der ist des Todes. Merke dir das.“

Die Laune des Tyrannen war dahin. Stumm zog er mit seiner Gemahlin in Lübeck ein.

2.

Ein Tyrann, der gegen die höhere Macht einer heiligen, sittlichen Idee ankämpft, schlägt sich gewöhnlich selbst mit seinen eigenen Waffen. Diese Thatsache findet überall in der Geschichte ihre Begründung. Der Mensch und gehörte ihm die ganze Erde, ist ohnmächtig gegen eine solche Macht. Der sittliche Wille trotz allen Gefahren und überwindet sie, selbst wenn er scheinbar in der Person unterliegt. Das ist die Lösung des Räthsels, welches das Märtyrerthum uns kundgiebt. Der Mensch wird oft ein Opfer seiner sittlichen Idee und Zwecke — aber die Idee triumphirt doch.

So war es unter Krukko.

Wenn nichts den großen Fortschritten, welche das Christenthum nach ihm im Wendenlande machte und Albrecht dem Bären die Eroberung für ewige Zeiten erleichterte, Vorschub leistete, so waren es die unerhörten Verfolgungen, welche das Christenthum, wo es unter Gottschalk Wurzel geschlagen, unter Krukko zu erdulden hatte. Gerade weil er den Fanatismus seines Volkes bis auf's Höchste gespannt hatte, sagte sich Alles, was zu einem so tiefen, entsetzlichen Hasse nicht Bosheit genug besaß, um so leichter von ihm los, sobald die Persönlichkeit vom Schauplatz getreten war, welche diesen Fanatismus angefacht. Nach Krukko gab es keinen Fürsten mehr, welcher von gleichem Hasse beseelt war, unter ihm hatte der slavische Götzendienst noch einmal alle seine Energie zusammengenommen, noch einmal die Sense über einen weiten Umfang des Nordens geschwungen, dann war er todt — das Christenthum hatte den Sieg.

Krukko, welcher, wie alle Gewaltherrscher, Mißtrauen sich zum Gesetze machte, unterließ nicht, seine junge Gemahlin mit gedoppelter Aufmerksamkeit zu bewachen. Nach wie vor setzte er seine Grausamkeiten unter ihren Augen fort, ja recht absichtlich suchte er seine junge Frau an dergleichen Scenen zu gewöhnen. Der Mord hatte seine Schrecken bei ihr verloren. Krukko hatte es so gewollt.

Im Laufe der Zeit traten doch Perioden ein, in welchen der Fürst nicht selbst seine junge Frau bewachen konnte; er konnte sie nicht immer dahin mitführen, wohin ihn die Regierungsgeschäfte riefen. So kam es, daß sie eines Tages, als sie allein war, einen alten Wenden zu sich rief, der in der Burg beschäftigt war.

„Hast du schon einmal ein Kreuz gesehen?“ fragte sie den.

Der Wende blickte voll Erstaunen die Fürstin an.

„So antworte mir, hast du schon je ein Kreuz gesehen?“

„Der Fürst hat uns strenge verboten, davon zu sprechen.“

„Ich werde dich nicht verrathen, sprich; ich belohne dich.“

„Ich habe allerdings schon ein Kreuz gesehen,“ versetzte nun der Wende.

„Und hat es dir nichts gethan?“

„Vielen Schmerz, vielen Schmerz,“ brummte der Wende.

„Wie so? Erzähle mir.“

„Ach, das ist eine lange Geschichte, und eine sehr alte Geschichte, und ich thue wohl besser, ich verschweige sie.“

„Du sollst aber reden, ich befehle es dir! Mein feierliches Wort: was du da mit mir sprichst, ich werf' es in die Urne*).

„Es war noch zur Zeit Gottschalks — o, die Geschichte ist sehr alt!“

„Gottschalk? Wer war Gottschalk?“

„Ach, das war ein gewaltiger Mann, der regierte vor Krukko, unserm Herrn, und war ein inniger Anhänger des Kreuzes.“

„Wie? — ein Fürst unseres Landes?“

„Ja, es ist merkwürdig — aber er sprach vom Kreuze, wie ein Christ.“

„Zum Beispiel, was sprach er? sage mir.“

---

*) Statt: das Grab soll es bedecken.

„Er ſagte — — Herrin, wenn mich Jemand hört, iſt es um mich geſchehen.“

„Hier kann uns Niemand hören, ſprich ungeſcheut. Trete näher.“

„Er ſagte: das Kreuz iſt die Liebe.“

„Die Liebe?“ —

„Ja, ſo ſagte er, aber unſere Götter die wollen nur Haß und Rache.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Salvina vor ſich hin. „Und wie ſieht das Kreuz aus?“

„Ein todter Mann, mit geſunkenem Haupte, blutend aus vielen Wunden; ſeine Feinde haben ihn an's Kreuz geſchlagen — aber er betet für ſie — ermahnt ſie an die Verſöhnung, an das Erbarmen, an die Liebe.“

„An die Liebe“ — wiederholte Salvina leiſe — „das iſt ein ſchöner Gott. Und weshalb iſt Krukko ſo böſe auf das Kreuz? Warum iſt er nicht, wie Gottſchalk iſt?“

Der Wende trat näher und flüſterte leiſe, ganz leiſe: „Wißt Ihr denn nicht? Krukko hat den Gottſchalk tödten laſſen, denn er ſagte, er habe uns verrathen an die Deutſchen, an das Kreuz.“

„Du mußt mir mehr erzählen,“ verſetzte Salvina betroffen, „komm am Abend wieder an dieſen Ort. Ich werde dir eine Beſchäftigung in meinem Garten anweiſen. Komm gewiß, hörſt du?“

„Ich werde kommen, Herrin,“ ſagte der Wende.

Er hielt Wort.

Es war nicht wenig, was der Wende wagte, aber er hatte etwas auf der Seele, was ihn zu ſprechen trieb.

Dieſer Wende, welchen das Geſchick mit der Fürſtin zuſammenführte, war derſelbe, welchen Krukko nach Gottſchalks Ermordung gezwungen hatte, den Prieſter

zu bewachen, und — nach jenem merkwürdigen Traume, der ihn faſt zum Retter des chriſtlichen Prieſters gemacht hätte, — zu zerſtückeln und zu verſtümmeln. Aber der Traum war dennoch wunderbar ſeiner Hauptſache nach in Erfüllung gegangen. Seit jener entſetzlichen That war das Gewiſſen des Wenden nicht ruhig geworden, und er glaubte nicht anders, als unaufhörlich die Zunge des Märtyrers zu hören, welcher ihn mahnte und belehrte, zum Gotte der Liebe zurückzukehren. Alle fanatiſchen Handlungen, welche er auf Krukko's Geheiß verüben mußte, vermochten dieſe Stimme nicht zu unterdrücken, dieſe Zunge nicht zum Schweigen zu bringen, und jetzt wurde durch die Fragen der Fürſtin, welche ihn auf eine ganz eigenthümliche Weiſe berührten, mehr als je dieſe innere Stimme wieder zum Reden gebracht.

Wußte der Wende nicht, daß Salvina die Tochter jener Unglücklichen war, welche Krukko zu Tode peitſchen ließ? — Hatte er das Mägdlein nicht ſelbſt auf ſeinen Armen zu Krukko bringen müſſen? — Krukko hatte das vergeſſen; denn gewöhnlich quälen Tyrannen ihr Gedächtniß mit Dingen, die ſie gefahrlos vergeſſen könnten, und gedenken deſſen nicht, was noth thut. — Oft ſchon war dies ein Glück für die leidende Menſchheit.

So hatte es das Schickſal gefügt, und als es Nacht war, als der Wende die Fürſtin verließ — da war Licht in ihrer Seele, da kannte ſie Krukko, da kannte ſie ihre unglückliche Mutter, da kannte ſie den Haß nicht mehr vom Hörenſagen — aber Eines kannte ſie noch nicht, das Kreuz.

Aber — merkwürdiger Eigenſinn eines weiblichen Herzens, — jetzt wollte ſie das Kreuz nicht kennen lernen, denn, ſagte ſie, ich will nicht wiſſen, was die Liebe iſt.

Calvina im Todtengewölbe.

3.

In dieſer Zeit war es, daß Heinrich, Gottſchalks jüngſter Sohn, welcher ſich bis dahin bei ſeinen Verwandten in Dänemark aufgehalten hatte, von däniſchen Truppen unterſtützt, in das Land der Obotriten einfiel. Krukko war gerade zu dieſer Zeit in einen Krieg mit Sachſen verwickelt und hatte alle ſeine Kräfte gegen deſſen kühnen, entſchloſſenen Herzog zuſammen zu nehmen. Um alſo einen doppelten Zweck zu erreichen, um Heinrich zu gleicher Zeit zu beſchwichtigen und in ſeiner Gewalt zu behalten, ließ er ihm einige Theile ſeiner Länder anbieten. Er hoffte, wenn ſich Heinrich hiermit zu-

frieden erklären würde, entweder die Dänen bald los zu werden und dann auch die Gewalt über Heinrich zu haben, oder, nach Beendigung des Krieges mit den Sachsen, mit den Dänen bald fertig zu werden. Wirklich ging Heinrich auf den angebotenen Vergleich ein und es wurde Tag und Ort zu einer friedlichen Zusammenkunft bestimmt.

Lübeck war der Ort.

Natürlich sahen sich beide Fürsten, trotz gegenseitiger Zusicherungen, so vor, wie es der Argwohn erheischte. Krukko traute weder Feind noch Freund, Heinrich glaubte einem Manne wie Krukko gegenüber nicht vorsichtig genug sein zu können. Mit vielem Gefolge kam er in die Stadt seines Feindes. Dieser empfing ihn freundlich und gab ihm eine Wohnung in seiner Burg. So lernte Heinrich Krukko's Gemahlin kennen. Sie war jung und schön, Heinrich's Herz fing Feuer. Bald wechselten sie Worte und Blicke. Salvina hatte nun einen Mann gefunden, dessen theuerstes Erbtheil, gleich dem ihren, der Haß gegen Krukko war. Als dieser am andern Tage im Tempel seines Götzen war, hatte sie mit dem Gast ihres Mannes ein Zusammentreffen. Sie verstanden sich bald — denn ihr Haß verstand sich und ihre Liebe verstand sich.

Salvina verlebte nach diesem Zusammentreffen eine merkwürdige Nacht. Sie vermochte nicht zu schlafen. Zwei ganz entgegengesetzte Empfindungen bestürmten ihre Seele.

„Ich wollte nur hassen," sagte sie, „ich glaubte, daß in meinem Herzen nur Raum für Haß und Rache sei, ich wollte nichts von dem Kreuze, nichts von der Liebe wissen, und doch ist sie da. Muß der Krukko sterben, weil ich liebe, oder weil ich hasse? Tödtet ihn der Götze oder das Kreuz? — Heinrich sagte mir, auch er liebe das Kreuz, wie es sein Vater geliebt, auch er

würde es in ſeinem Reiche zu Ehren bringen, er liebt das Kreuz, welches die Liebe iſt und will einen Mord begehen, zu welchem ihn der Haß treibt. Kann der lieben, welcher haßt? — Liebe ich wirklich? — Liebt er mich wirklich? — O, wer mir das ſagen könnte!“ —

Mit dieſen Zweifeln verbrachte Salvina die Nacht. Ihr Gewiſſen warf ihr einen Mord vor, ſie glaubte, die Liebe müſſe auch den Haß überwinden, ſie glaubte, ſie müſſe Krukko verzeihen, wenn ſie das Kreuz verehre, denn das Kreuz war für ſie die Liebe, jegliche Liebe, jegliches Erbarmen. So hatte ſie ſich aus der Lehre des Haſſes und des Fanatismus die ſchöne, erhabene Lehre der Verſöhnlichkeit, der Liebe und des Erbarmens gebildet, und hätte ihr die rechte Stütze in dieſem Augenblicke nicht gefehlt, ſie würde rein aus ihrem Seelenkampfe hervorgegangen ſein, rein, wie die ehrbarſte, chriſtlichſte Tugend.

Woher aber ſollte ihr dieſe Stütze kommen? Hatte ſie nicht oft genug die unglücklichen Opfer des Fanatismus vor ihren Augen verbluten ſehen, hatte ſie der grauſame Krukko nicht an Mord gewöhnt? War er nicht der grauſame, unverbeſſerliche Tyrann? Mußte er nicht ſterben, wenn ſie die Liebe frei walten laſſen wollte? —

Salvina bebte nicht zurück vor dem Morde, es war ihr nur unerklärlich, wie Haß und Liebe in einer Seele Raum haben könne, und vergebens war ſie bemüht, ſich aus dieſem Labyrinth herauszuwinden.

So brach der andere Tag an.

Der Vertrag zwiſchen Krukko und Heinrich kam ſehr bald zu Stande. In Gedanken war ja Jeder des Andern Mörder. Warum da feilſchen um irgend einen Punkt. Der Todte macht keinen Widerſpruch, mag man ihm Alles geben und Alles nehmen.

Dem zu Stande gekommenen Vertrag folgte am selben Abende ein Gastmahl. Wohlgemuth setzte sich Krukko an die Seite seines Gastes. Ihm behagte der Meth, und im Herzen triumphirte er über den vertrauungsvollen Heinrich.

Heinrich hatte mehr Freunde am Tische als Krukko, dessen Vertraute im Felde gegen die Sachsen standen, aber dieser Umstand flößte ihm nicht die geringste Besorgniß ein.

Das ist der Fluch der Tyrannen. Das Mißtrauen wird ihnen zur zweiten Natur, und doch stürzt sie das Vertrauen. Es bleibt immer ein Fleck bei ihnen übrig, der das Mißtrauen nicht fassen kann, und wohin der tödtliche Pfeil, wie nach der Ferse des Achilles, mit sicherm Erfolge zu zielen vermag.

„Ich hoffe," sagte Krukko, und sah seinen Gast schlau blinzelnd an, „wir werden gute Nachbarn sein, am Ende leiht Ihr mir Eure Dänen gegen die Sachsen, und wir spielen, indem wir unsere Kräfte vereinen, den Deutschen einen Spaß. Hey! Was meint Ihr, Freund Heinrich? — Die Polen sind nicht abgeneigt, mit uns gemeinsame Sache zu machen; die Magyaren, das werdet Ihr wissen, sind stets mit uns eines Sinnes gewesen, und haben die Kaiser schon gehörig gezwackt und sogar tributpflichtig*) gemacht. Wenn wir uns zusammen-

*) Kaiser Heinrich I. mußte, weil er den Magyaren nicht Widerstand zu leisten vermochte — denn in Deutschland fehlte es an festen Plätzen, auch waren die Deutschen im Kampfe gegen die Magyaren nicht geübt — sich zu einem Tribut bequemen, benutzte aber die Zeit des Waffenstillstandes so gut, um jenen Mängeln abzuhelfen, daß er, als er abgelaufen war, über sie einen entscheidenden Sieg erfocht, welcher die Macht dieser unangenehmen Gäste auf immer brach, obwohl sie noch manchmal wiederkehrten.

thun, wir werfen das deutſche Reich wie einen Maulwurfshaufen übereinander, und machen das Kreuz von der Erde verſchwinden, wie es die Araber faſt gethan haben. He, was meint Ihr? Eure Dänen ſind tüchtige Leute, aber ihr Ländchen iſt klein, könnten wohl auch noch ein Stück mehr gebrauchen.

„Meine Dänen," verſetzte Heinrich, „werden wohl ſchwerlich zur Ausrottung des Kreuzes die Hand bieten, denn ſie ſind Chriſten*)."

„Das weiß ich wohl," verſetzte Krukko, „aber pah — was hat das zu ſagen? Euer Vater hat unſere Wenden auch zu Chriſten gemacht, und nun verſchlingen ſie mir die Chriſten mit Haut und Haar, wenn ſie von mir dazu die Erlaubniß haben. Man kann aus dem Volke machen, was man will."

„Da muß ich mich und meine Leute ja ganz beſonders hüten," ſagte Heinrich lächelnd, „wenn Eure Wenden Menſchenfreſſer ſind, könnten ſie auch leicht auf uns Appetit bekommen."

„Iſt wohl möglich," ſagte Krukko ſataniſch lachend; denn dieſer Gedanke gewährte ihm zu viel Vergnügen, „aber Ihr, Heinrich," fuhr er dann fort und ſah ſeinen Gaſt durchdringend an, „ſeid doch nicht etwa von gleichem Appetite heimgeſucht?"

„Ganz gewiß," verſetzte Heinrich, „aber meine Zähne ſind Schwerter."

„Dann habt Ihr gute Zähne," ſagte Krukko grinſend, „aber es frägt ſich dabei, ob Ihr auch einen eben ſo guten Magen habt?"

„Davon kann ich Euch ja gleich überzeugen," rief

*) Die Dänen wurden durch Kaiſer Heinrich I. (919–935) zum Chriſtenthume bekehrt.

Heinrich, nahm den Humpen in die Hand und erhob sich. „Wie viele Züge gönnt Ihr mir, Krukko?“ —

„Einen;“ versetzte dieser.

„Nun, so trinke ich mit einem Zuge dein Herzblut!“ rief Heinrich, und ehe Krukko den Sinn seiner Rede zu fassen vermochte, fühlte er Heinrich's Dolch tief im Herzen, das Blut entquoll ihm in einem dicken Strome und leblos sank der Fürst, von der Hand der rächenden Nemesis getroffen, zur Erde.

Ein entsetzlicher Tumult erhob sich auf diese blutige That. Das Gemach wurde zu einem Schlachtfelde; aber Heinrich hatte seine Vorbereitungen zu gut getroffen. Mit Hülfe seiner Dänen, deren Gesammtmacht plötzlich in Lübeck eindrang, besiegte er jeden Widerstand in seiner Nähe. Schleunigst sandte er Boten an den Herzog von Sachsen, bot ihm ein Bündniß an und machte sich verbindlich, wenn er ihm zur Behauptung des Reiches seines Vaters behülflich sein würde, ihm den Lehnseid zu schwören*). Zugleich versprach er, im Geiste seines Vaters für die Ausbreitung der christlichen Religion thätig zu sein, und die Verehrung der Götzen gänzlich zu unterdrücken.

Nachdem er diese Sache geordnet, feierte er mit Krukko's Wittwe seine Vermählung.

Noch am selben Tage erblickte Salvina zum ersten Male ein Kreuz. Der Wende nämlich, welcher ihr das Geheimniß ihrer Geburt entdeckt und sich nach der Ermordung Krukko's von jeder Furcht frei sah, näherte sich der Fürstin und machte ihr die Mittheilung, daß er in

*) So groß war zu der Zeit schon die Macht der deutschen Herzoge, daß sie Lehnsherren so bedeutender Reiche, wie des wendischen unter Heinrich's Regierung, wurden, ohne daß sie den Kaiser darum befragten.

der Gruft der Fürſten Gottſchalk's, deſſen Aſche in dem Tempel zu Lübeck ruhe, heimlich ein Kreuz verſteckt habe, welches dem Fürſten vorgetragen zu werden pflegte. Salvina ſtieg nun noch am ſelben Abende mit ihrem Gemahl in das Todtengewölbe, und Heinrich holte die Urne ſeines Vaters und mit dieſer das Kreuz herauf; er wollte die Aſche ſeines Vaters chriſtlich beſtatten, das Kreuz aber galt ihm als ein theures Vermächtniß, und Salvina küßte es mit ſolcher Inbrunſt, daß Heinrich darob erſtaunte.

„Das Kreuz iſt die Liebe," ſagte ſie, „o, wie freue ich mich, es endlich zu beſitzen."

4

Umſonſt ſträubten ſich die wendiſchen Völker gegen Heinrich. Er regierte mit derſelben Energie, wie ſein Vorgänger Krukko, nur daß er ſeine Völker zur Annahme eines ganz entgegengeſetzten Syſtems zwang. Die von Krukko fanatiſirten Wenden hätten ſich ihm leicht unterworfen, wenn dieſes nicht der Fall geweſen wäre. Denn an die Ermordung ihres Fürſten durch andere waren ſie ja ſchon gewöhnt. Aber ſie widerſtrebten dem Chriſtenthume, das ihnen unter Krukko ſo ohnmächtig und verächtlich erſchienen, wie es ſich ihnen in früherer Zeit übermüthig und tyranniſch zeigte. Doch Heinrich brach ihren Widerſtand und lieferte ihnen im Verein mit dem Herzoge von Sachſen bei Ratzeburg, dem Biſchofſitze Gear's, eine blutige und entſcheidende Schlacht.

Nun war Heinrich unbeſtrittener Herr des Wendenreiches von der Elbe bis an die Weichſel. Die chriſtlichen Prieſter kehrten zurück, die Götzen verſchwanden, die Tempel wurden wieder Kirchen, es wurde wieder

Alles ſo, wie es unter Gottſchalk war, und Salvina, die jetzt den Zwieſpalt ihrer Seele überwunden, da der Gegenſtand ihres Haſſes nicht mehr am Leben war, wandte ſich ganz der Religion der Liebe und des Erbarmens zu.

Als ſie zum erſten Male ein Kreuz erblickte, den leidenden Erlöſer daran geheftet, da durchzuckte ſie ein Gedanke wie der Blitz — ſie erfaßte den Kern der chriſtlichen Lehre, ſie begriff, daß ihre Liebe bisher nicht die Liebe Chriſti geweſen; denn es war die Liebe zu einem Manne, nicht die Liebe zur Menſchheit.

Dieſe Idee wurde ihr zur Gewißheit, als ein Biſchof an ihrem Hof erſchien, mit dem ſie ſich hierüber ausſprach.

Dieſer Biſchof war Goar.

Der Mann war jetzt in einem hohen Alter, und die Zeit, die Erfahrung, ſeine wunderbare Rettung aus den Händen der wendiſchen Kannibalen durch einen Gegner — denn Heinrich IV. Freund konnte damals nicht Goar's Freund ſein — hatte ſeinem ganzen Weſen einen andern Gehalt gegeben.

Als er die Fürſtin ſprach, war er betroffen über ihre Naivetät, über das Feuer und die Tiefe, mit welchem ſie das Chriſtenthum erfaßt hatte, noch ehe ſie es kannte.

Er fand ihre inneren Kämpfe ſo natürlich, wie es ihm die ſeinigen erſchienen.

Auch er hatte früher das Prieſterthum über die Lehre geſtellt, auch er kannte den Haß, auch er hatte Leidenſchaften, die eines Prieſters nicht würdig waren, die das Kreuz verdammte. Er hatte das Verfahren des Papſtes gebilligt, gegen den Kaiſer Partei ergriffen, denn er wollte mit dem Papſte über die Menſchheit herr-

ſchen, ſtatt mit ihr zu kämpfen gegen den Haß, gegen den Neid, gegen die Rachſucht, gegen den Fanatismus, gegen den Aberglauben, zu kämpfen mit den Waffen des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit gegen die böſen Leidenſchaften der Welt.

Jetzt war er anders geworden. Sein Charakter hatte die Milde und Verſöhnlichkeit eines wahren Prieſters angenommen, er fand an der wendiſchen Fürſtin eine gelehrige Schülerin und durch ihn wurde ſie die Wohlthäterin eines Reiches, welches er mit der Liebe und nicht mit dem Schwert zu beherrſchen lehrte.

Auch auf ſeine untergebenen Prieſter waren Goar's Grundſätze von weſentlichem Einfluß, denn ſie mußten in ſeinem Geiſte wirken, wenn er ihnen unaufhörlich predigte: „Das Kreuz lehrt Liebe und Verſöhnung, dürfen ſeine Prieſter hadern und haſſen?“

IX.

Der Krive zu Romove.

1226 — 1254.

Im erſten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts war das Land, welches dem jetzigen Königreich Preußen den Namen gegeben, noch außer allem Zuſammenhange mit der Mark Brandenburg. Während hier durch die erfolgreichen Anſtrengungen Albrecht des Bären und ſeiner Nachfolger das Heidenthum ausgerottet war, während die Wenden in der Mark, in Mecklenburg und Pommern entweder erſchlagen oder durch chriſtliche Einwanderer erſetzt, oder

bekehrt worden waren, während die Polen und Pommern schon längst das Christenthum angenommen hatten, und somit fast alle Theile, welche jetzt das Königreich Preußen bilden, für das Evangelium gewonnen waren, beharrten die Preußen allein noch bei dem Heidenthume, und vergebens bemüheten sich die Pommern auf der einen und die Polen auf der anderen Seite, dieses muthige, tapfere Volk zu unterwerfen. Schon gegen Ende des zehnten Jahrhunderts hatte der polnische Herzog Boleslav I. mit dem Beinamen Chobri, der Tapfere, gegen die Preußen den Kampf aufgenommen, angeblich, um sie zu bekehren, das hieß damals aber, um zu erobern. Der Erzbischof von Prag, Adalbert, hatte im Jahre 996 sein Erzbisthum in Böhmen verlassen, und war nach Preußen gegangen, dieses Volk der christlichen Kirche zuzuwenden. Nach einigem Erfolge fand er den Märtyrertod. — Nicht besser erging es einige Jahre später dem Benediktinermönch Bruno von Querfurth. Die Leichen der beiden Märtyrer erkaufte Boleslav I. von den Preußen, um sie in geweihter Erde zu bestatten. Seitdem waren mehr denn zwei Jahrhunderte vergangen, aber die Preußen waren, trotz aller Anstrengungen der Polen, noch nicht bekehrt; denn da nach damaligen Begriffen alles heidnische Land herrenlos war, so waren die Polen unausgesetzt bestrebt, sich zu Herren der Preußen zu machen. Aber diese wehrten sich tapfer und wurden den Polen mehr gefährlich, als diese ihnen. Doch machte in dieser Zeit das Bekehrungswerk, welches glaubenseifrige Priester ungeschreckt fortsetzten, einige Fortschritte. Der Abt Gottfried von Lukina und sein Gefährte Philippus, beide Cistercienſermönche, waren im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts glücklich in ihren Bekehrungsversuchen. Der Herzog Konrad von Maso-

vien, nächster polnischer Nachbar der Preußen, machte einige Eroberungen und stiftete das erste preußische Bisthum Kulm, und Christianus, ebenfalls ein Cistercienser-mönch, ward der erste preußische Bischof. Nun aber wurden die Preußen dem Christenthume feindlicher gesinnt, als je, denn sie erfuhren dieselben üblen Dinge, wie früher die bekehrten Wenden. Sie erkannten bald, daß sie mit ihren Götzen zugleich ihre Nationalität verloren, sie sträubten sich gegen die ihnen auferlegten Kirchenzehnten, erhoben sich plötzlich wie Ein Mann, eroberten die Burg Kulm und machten verheerende Einfälle in Masovien. Der polnische Herzog mußte nun unter schweren Bedingungen den Frieden erkaufen. Dieser, seine Schwäche erkennend, sah sich nach Hülfe um. Der Papst bewilligte einen Kreuzzug gegen die Preußen. Der Herzog von Masovien aber erklärte alles dasjenige Land, was seine Helfer von den Preußen erobern würden, für Eigenthum des Eroberers. So hoffte er, sich selbst und sein Land von den kühnen Preußen wieder zu befreien, und durch Verheißung der Beute Ritter und Mannen aus allen Landen zu gewinnen. Der Eifer für die Kreuzzüge nach Jerusalem hatte sich fast gänzlich abgekühlt. Es waren so Viele dahin gezogen und so Wenige zurückgekehrt; das weniger entfernte Preußen aber zog noch manchen kriegslustigen Ritter an. Unter der Anführung des Bischofs Christian stritten diese Abenteurer nun mit abwechselndem Glücke. Die damalige Kriegsführung war aber nichts Anderes, als unaufhörliche Razzias, das heißt einzelne Einfälle ins feindliche Gebiet, von der Grenzburg aus. Man überfiel das überall offene Land, erschlug die Bewohner, trieb Vieh und Menschen, die man zu Leibeigenen machte, als Beute fort, zog sich in die Burg zurück, und diese Angriffe und Ueberfälle dauer-

ten ſo lange, bis man ein Stück des feindlichen Landes ohne bedeutenden Widerſtand erobert hatte. Dann baute man auf dieſem Terrain eine Burg, verpflichtete die Bewohner herum zu ihrer Vertheidigung, und legte eine Beſatzung hinein. Hatten die Kreuzfahrer gegen die Preußen einige ſolche Razzias mitgemacht, dann kehrten ſie gewöhnlich, zufrieden mit der gemachten Beute, wieder in ihr Vaterland zurück, und der Herzog Konrad war wieder ſo ſchwach wie zuvor, die Eroberungen gingen wieder verloren. Der Herzog kam alſo auf den Einfall, einen Ritterorden zu ſtiften, der ſich die Eroberung und Bekehrung Preußens zur Aufgabe machen ſollte. So ſtiftete er den Orden der Ritter Chriſti. Der Biſchof Chriſtian weihte zuerſt vierzehn Ritter in dieſem Orden ein, und der Herzog wies ihnen einen Landſtrich in Kujavien zum Unterhalte an; daſelbſt ließ er für ſie auch eine Feſtung, Dobrzin, bauen. Die Ordensritter unternahmen nun ebenfalls Razzias, die ſie oft mit Glück ausführten, aber die Preußen waren nun mehr als je auf ihrer Hut, und über die Erfolge der Ritter ergrimmt, erhoben ſie ſich zum hartnäckigſten Kampfe. Das Glück begünſtigte ihre Tapferkeit, und ſo wußten ſie die Ritter in Furcht zu ſetzen, daß dieſe ihre Feſtung nicht mehr zu verlaſſen wagten. Endlich aber gelang es den Kreuzrittern doch, Kulm zu erobern, weiter aber vermochten ſie, trotz aller Anſtrengung, nicht vorwärts zu dringen. Der Herzog von Sachſen, Heinrich der Bärtige, welcher dem letzten Zuge gegen die Preußen mit beigewohnt und wohl einſah, daß Preußen ohne energiſchen Beiſtand nicht erobert werden würde, gab dem Herzoge Konrad nun den Rath, den deutſchen Orden*) nach Preußen

*) Zur Pflege der Kranken und Verwundeten am heiligen

zu berufen, und ihn durch vortheilhafte Anerbietungen zu dieſer Eroberung zu bewegen. Dieſer Vorſchlag leuchtete dem Herzoge ein, denn der Orden wurde damals von dem Kaiſer und dem Papſte ſehr begünſtigt. Der Letztere ſchrieb nun im Jahre 1226 abermals einen Kreuzzug gegen die Preußen aus; der Kaiſer aber gab dem Orden einen Schenkungsbrief auf Preußen, als ein heidniſches Land, und ſomit im unrechtmäßigen Beſitze ſeiner Bewohner. Das war, wie geſagt, damals die herrſchende Anſicht bei den Geiſtlichen, den Fürſten und den Völkern. Nun ſandte der Hochmeiſter des deutſchen Ordens im Jahre 1226 die Brüder Konrad von Landsberg

---

Spitäler hatten ſich während der Kreuzzüge mehrere geiſtliche Ritterverbindungen gebildet. Bei der Belagerung von Acre hatten Kaufherren aus Bremen und Lübeck ſich der kranken Landsleute angenommen, und für ſie Zelte aus den zerſchnittenen Segeltüchern ihrer Schiffe aufgeſchlagen. Hierdurch wurde der Herzog Friedrich von Schwaben veranlaßt, die gegenwärtigen deutſchen Fürſten und Ritter aufzufordern, nach der Art der Johanniter- und Tempelherren, einen geiſtlichen deutſchen Ritterbund zu ſchließen, und Heinrich Walpot von Paſſenheim ward erſter Ordensmeiſter. Sie mußten das Gelübde der Keuſchheit, Armuth und des unbedingten Gehorſams gegen ihren Vorgeſetzten ablegen, tapfer gegen die Ungläubigen fechten, und ſich der kranken Kreuzfahrer annehmen. Als aber die Eroberungen der Kreuzfahrer in Paläſtina nach und nach gänzlich verloren gingen, ſuchten ſich die zu großem Anſehen gelangten Ritter ein anderes Feld ihrer Thätigkeit, folgten erſt dem Könige Andreas II. von Ungarn, ihm gegen die tartariſchen Horden Beiſtand zu leiſten, und ſpäter dem Herzoge Konrad von Maſovien. Mit der Eroberung Preußens, die ſie in acht Jahren faſt vollendeten, beginnt ihre glänzende Epoche, bis der Hochmeiſter Markgraf Albrecht von Brandenburg-Bayreuth durch einen unglücklichen Krieg gezwungen, die Oberhoheit Polens über das Ordensgebiet anerkannt, das Ordenskleid, vom Geiſte der Reformation getrieben, abwarf, und das Land als Herzogthum und weltliches Lehn von Polens Herrſcher empfing.

und Otto von Saladein, das Land kennen zu lernen, und wenn sie es für annehmbar fänden, mit dem Herzoge Konrad den Vergleich abzuschließen.

Kaum waren die beiden deutschen Ritter auf der Burg Ploizko in Masovien angelangt, als sie auch schon Gelegenheit hatten, die Preußen, deren Land ihnen der Kaiser so freigebig geschenkt hatte, kennen zu lernen. Die Preußen hatten so eben einen Einfall in Masovien ausgeführt, und da der Herzog Konrad gerade abwesend war, so bat seine Gemahlin Agasia die beiden Ritter, die Anführung ihres Heeres zu übernehmen. Bereitwillig erfüllten sie das Gesuch, und stürzten sich an der Spitze der Polen auf die Preußen. Es wurde mit großer Wuth und Tapferkeit auf beiden Seiten gekämpft; da aber stürzten die Ritter, und nun ergriffen die Polen die Flucht. Die Herzogin ließ aber die Körper der Ritter auf dem Schlachtfelde aufsuchen, und da noch einiges Leben in ihnen war, ließ sie die Tapfern auf der Burg Ploizko pflegen, und sie wurden glücklich wieder hergestellt. Nun schlossen sie mit dem Herzoge von Masovien den Vergleich, welchen der Papst bestätigte. In Folge dieses Vergleiches trat der Herzog den deutschen Ordensrittern das Land von Kulm ab, und diejenigen Besitzungen, welche er dem Orden von Dobrzin zugetheilt hatte. Zugleich ließ er ihnen jenseits der Weichsel, auf der Grenzscheide zwischen Preußen und Polen eine höhere Burg erbauen, welche den Namen Vogelsang erhielt. Diese Festung besetzten sie mit ihrem Gefolge, und berichteten dem Hochmeister ihres Ordens von dem abgeschlossenen Vergleich. Der Hochmeister schickte den Ritter Herrmann von Balk mit hundert Reitern, um von dem abgetretenen Lande Besitz zu nehmen, und im Jahre 1230 schloß dieser einen neuen Vergleich.

Der Herzog von Masovien übergab dem Orden das Kulmische Land mit der völligen Oberherrschaft, und versprach, ihn in dem ungehinderten, uneingeschränkten Besitz desselben zu lassen, unter der einzigen Bedingung, daß der Orden ihn und sein Land gegen die Preußen schützen solle. Dieser Bedingung traten die Söhne des Herzogs, die geistlichen und weltlichen Herren bei. Außer dem Lande, das ihnen der Herzog von Masovien von seinen eigenen Besitzungen abtrat, erhielten sie, wie schon erwähnt, durch Kaiserliche Schenkung das ganze Land der Preußen. Hundert deutsche Ritter hatten sich dieses Ziel vorgesteckt. Als die Preußen hörten, daß hundert Ritter gekommen seien, welchen der Kaiser ihr Land geschenkt, und daß sie dieses nun in allem Ernste erobern wollten, da lachten sie ganz gewaltig; aber die Preußen erfuhren bald, daß diese hundert Ritter erst geschlagen werden mußten, ehe man sie verachten durfte. Zu spät machten sie die Erfahrung, daß der geistigen Ueberlegenheit überall der Sieg wird, und daß die geistige und moralische Kraft der Menschen, nicht die Menschenmasse die Geschichte macht.

In diese erste Periode der Herrschaft der deutschen Ritter fällt die folgende, an tragischen Ereignissen und Verwicklungen reiche Erzählung.

1.

In der Umgebung von Schippenbeil, einem kleinen Städtchen im Königsberger Regierungsbezirke, lag, wie die Historiker behaupten, das alte Rikagoth oder Romove. Hier stand die immer grüne Eiche*), welche den

*) v. Baczko erzählt: Woher diese Eiche immer grün gewesen,

Die heilige Eiche zu Romove.

drei Hauptgöttern der Preußen geheiligt war, und unter der Obhut des oberſten und erſten Prieſters, des Kriven, ſtand. Neben dieſer Eiche hatte der Krive ein hölzernes Haus, eine Art Blockhaus, in welchem er mit mehreren Waidelotten wohnte, die ſtets zu ſeinem Dienſte bereit waren.

Es war im Jahre 1241, an einem ſchönen, heitern Lenzabende, da der Krive vor der Thür ſeines Hauſes ſaß, als ſich zwei Geſtalten ihm näherten. Je näher ſie

war den alten Schriftſtellern unmöglich zu entdecken, und die Schuld wurde deshalb, wie gewöhnlich dem Teufel beigemeſſen; bis endlich Pfarrer Aurella darthat, daß dieſe Wundereiche nichts mehr als ein mit Eichenmiſtel bewachſener Baum geweſen.

kamen, je deutlicher wurde ein Geklingel, auf welches der Krive nicht ohne Verwunderung lauschte. Er rief einen Waidelotten herbei, und fragte ihn, ob er die beiden Herantretenden erkenne?

„Es scheint mir eine Jungfrau und ein Sklave zu sein," versetzte der Waidelotte; „sie scheinen zögernd herzukommen, sie sind unentschlossen, ob sie sich nähern dürfen."

„Gehe ihnen entgegen, und führe sie hierher," gebot der Krive.

Der Waidelotte gehorchte und kehrte bald mit den beiden Fremden zum Kriven zurück.

„Habt Ihr Furcht vor mir?" fragte der Krive.

„Nicht die Furcht," versetzte der Sclave, „hat uns von so weit hierher geführt; es war nur eine heilige Scheu, welche dieses Mädchen überfiel, als ich ihr sagte, daß wir nur wenige Schritte von Romove entfernt seien."

„Und woher kommt Ihr?" fragte der Krive.

„Wir kommen von Warmien, wo die schrecklichen Ritter mit den schwarzen Kreuzen*) sich zu Herren gemacht. Bei der Weichsel, wo ein heiliger Eichbaum stand, haben sie eine neue Festung gebaut, um die Unterjochung der Preußen zu vollenden. Wir wohnten nicht weit von derselben, zu Rogau, und haben uns männiglich gegen die furchtbaren Waldräuber**) gewehrt, bis der niederträchtige Zupan***) Pupin, ein Vetter unsers

*) Die deutschen Ordensritter trugen bekanntlich schwarze Kreuze über ihren weißen Mänteln.

**) So nannten die Preußen die schwarzen Wölfe, welche damals sehr zahlreich in ihren Wäldern lebten.

***) Herren, Edle.

Herrn, ihn verrieth. Da kamen die Waldräuber, und überrumpelten unſere Burg, ſo tapfer wir ſie auch vertheidigten, und nahmen unſern braven Herrn gefangen, banden ihn an den Schweif eines Pferdes, und ſchleiften ihn nach Thorn. Wir alle aber, Knechte und Mägde, wurden gezwungen, den Rittern zu folgen; Viele von uns wurden, ungeachtet ihres Flehens und des Verſprechens, Chriſten zu werden, gemordet. Da kam auch die Reihe an uns, ich meine, ſie kam an mich."

„Sie wollten auch dich tödten?" fragte der Krive, mit großem Intereſſe den Sklaven betrachtend.

„O, ſie waren ſchon nahe daran, denn ich verachtete es ſogar, mein Leben mit dem Abfall von unſern Göttern zu behaupten. Einer der Funkenaugen*) näherte ſich mir, ſah mich eine Weile mit großen Augen an, und dann hielt er ſein Schwert zum Stoße bereit und gebot mir, niederzuknieen. Wenn du mich tödten willſt, verſetzte ich keck, ſo mache keine Umſtände, ich habe nicht Luſt, vor Euch niederzuknieen, ich habe nicht Luſt, Euch zu gehorchen. Tödtet mich nur, das iſt mir gleichgültig, ich will als treuer guter Preuße ſterben, und hoffe, im Himmel wieder aufzuſtehen; Ihr könnt mir nur thun, was Laima will**)."

Als der Sklave ſo ſprach, blickte ihn der Krive wohlgefällig an und ſagte: „Erzähle weiter, mein Sohn, du haſt brav geſprochen."

---

*) Ebenfalls ein Name für die Wölfe.

**) Die Göttin des Schickſals. Die Preußen ſollen, wie noch heute die Türken, dem Fatalismus gehuldigt haben, d. h. ſie glaubten an eine Vorherbeſtimmung der menſchlichen Geſchicke, denen auszuweichen, oder die abzuwenden oder zu ändern in keines Menſchen Macht lag. Im Grunde hegen dieſen Glauben alle abergläubiſchen und ſchwachen Menſchen.

„Du bist sehr keck," sagte der schwarze Wolf; „willst du Christ werden, dann sollst du frei sein, und ein Herr über andere Sklaven werden. Ich danke, versetzte ich, Ihr verschenkt, was Ihr raubt; schickt mich nur zu meinem Herrn, den Ihr so schändlich gemordet habt, bei dem habe ich mich stets gut befunden, und ich werde mich auch ferner bei ihm gut befinden. Gebt Euch keine Mühe, ich tanze in den Tod hinein, ich fürchte mich nicht vor Pyskullus *)."

„Und weiter," sagte der Krive, da der Sklave eine Weile inne hielt.

„Ich hatte es ausgesprochen," sagte der Sklave, „daß ohne Laima's Wille mir kein Haar gekrümmt werden könne, und Laima wollte nicht, daß ich sterben sollte. Der Ritter, welchen meine Keckheit verdroß, wollte mich niederstechen; aber da fiel mir ein, daß ich nicht gut sterben könne, ohne meiner Mutter ein Lebewohl zu sagen. Meine Marle ist dieses gute Kind hier, welches meine Tochter ist, und die in Allem so denkt, wie ich. Sie liebt die Götter und haßt die Christen, und würde die verdammten Wehrwölfe allesammt mit eigener Hand erwürgen, wenn sie in ihre Hände fielen, obwohl sie sonst sanft ist, wie eine Taube. Nicht, Marle, das thust du?"

Der Krive blickte das junge Mädchen zum ersten Male genauer an, als der Vater diese Worte an sie richtete. Sie schwieg und blickte verlegen vor sich hin. Die Jungfrau war nach Art der litthauischen Mädchen gekleidet. Sie trug Schuhe von Bast, um ihre Beine waren breite Bänder gewickelt, ihren Leib hatte sie in ein großes Stück Zeug gehüllt, an welches Glöck-

*) Der Gott des Todes.

chen *) angeheftet waren. Das Mädchen war von außerordentlicher Schönheit und der Krive konnte ſich des Gedankens nicht entwehren, daß Marle, deren majeſtätiſche, wunderbare Schönheit ihn in Erſtaunen ſetzte, unmöglich des Sklaven Tochter ſein könne, welcher wahrhaft teufliſch häßlich war.

„Du hatteſt Recht," ſagte der Krive, „wenn ſie deine Tochter iſt, gebührte ihr ein Kuß, ehe du die Augen ſchloſſeſt. Und litten das die Chriſten?"

„Ich habe nicht darnach gefragt; als ich ſo geſprochen hatte, ſtürzte ich, ſchnell wie Perkunos **), in die Reihe der weiblichen Sklaven, welche auf der Erde zuſammengekauert daſaßen. Aber ich ſah meine Tochter nicht; wohl aber hörte ich ein lautes Hülfsgeſchrei aus dem erſten Stockwerk der Burg ertönen. Wir befanden uns auf der Diele ***). Dieſes Geſchrei ging mir durch Mark und Bein, ich erkannte die Stimme meiner Tochter. Da beſann ich mich nicht lange, der Grimm löſchte mir die Beſinnung aus, und das war gut; Laima wollte es ſo. Ich ſtürzte mich auf den Ritter, der mich tödten wollte, entriß ihm das Schwert, ſprang in die Burg hinauf, und hier ſah ich ein entſetzliches Schauſpiel."

„Du ſaheſt, mein Sohn?"

„Ich ſah über meine Tochter die Geißel ſchwingen — —"

„Die Geißel? — Weshalb?"

---

*) Die preußiſchen, aber namentlich die litthauiſchen mannreifen Jungfrauen trugen Glöcklein an den Kleidern, die Frauen Tücher auf dem Haupte.

**) Der Gott des Donners und des Blitzes.

***) Vorhof der Burg.

„Heiliger Krive, ich weiß es nicht; ich habe das Mädchen gefragt, aber sie antwortete nicht; — als sie sich aber blutig unter der Geißel krümmte, da fragte ich nichts, ich stieß das Schwert dem Geißler in die Brust, packte meine Tochter, stürzte sie über die Zinne der Burg in die Weichsel, und ich ihr nach. Es wurden uns Pfeile in Masse nachgesandt, ja einer der Hunde stürzte sich uns nach in die Wellen, aber Laima wollte, daß wir leben sollten. Die Pfeile trafen uns nicht, wohl aber unsern Verfolger, welcher untersank. Glücklich schwammen wir eine Strecke stromniederwärts, erklimmten dann das Ufer und flüchteten uns in einen Wald. Da sandte uns Laima ein Elenthier, welches sich fromm zu unsern Füßen niederlegte; ich befestigte es mit einem Stricke, den ich am Halse eines Preußen fand, den die Wehrwölfe an einem Baume aufgehängt hatten, und das Thier trug uns leichtfüßig und unbehindert von seiner Last über die Sümpfe und Moräste. Gastlich nahm man uns auf, wo wir die Wohnsitze unserer Landsleute fanden, versah uns mit den nöthigen Lebensmitteln, und so sind wir denn hierher gelangt, heiliger Krive, begierig dem Feste mit beizuwohnen, welches hier gefeiert werden soll, und unsern Dank den Göttern darzubringen, die uns gerettet haben."

„Und weshalb bist du gegeißelt worden, mein Kind?" fragte der Krive und wandte sich an das Mädchen.

Marle erröthete und schlug die Augen nieder, aber sie sprach kein Wort.

„So sprich doch, sprich doch, Tochter," rief der Sklave; „weißt du nicht, daß es eine Sünde ist, irgend etwas dem Kriven zu verschweigen?"

Da entquollen den Augen des Mädchens Thränen, und sie sprach unter Schluchzen: „Es wollte mir einer

der Chriſten Gewalt anthun, da ſchlug ich ihm ins Geſicht, daß ihm das Blut aus dem Munde und der Naſe quoll; nun ließ er mich in Frieden und befahl den Knechten, mich zu Tode zu geißeln."

Der Sklave ballte die Fäuſte und rief zornig:

„Geduld, Geduld, meine Tochter, ich werde den Elenden finden, und mich an ſeinen Qualen weiden; Laima wird ihn in meine Hände liefern. Iſt es nicht ſo, heiliger Krive?"

„Ganz gewiß, mein Sohn, ſo iſt es," verſetzte der Krive; „und höre weiter, mein Sohn. — Wie nennſt du dich?"

„Ich heiße Ruſſak."

„So höre, Ruſſak. Dein Herr iſt todt, du biſt kein Sklave mehr."

„Und wenn ich kein Sklave bin, was bin ich denn?" fragte Ruſſak mit flammenden Augen.

„Ein Zumpane, ſo gut wie Einer; du bliebſt in größter Gefahr unſern Göttern treu, und in deinen Adern fließt das Blut eines Helden."

„Ein Zumpane," verſetzte Ruſſak, „ohne Gut, ohne Leute; ein Herr, der über nichts zu gebieten hat."

„Du ſollſt Herr ſein und herrſchen, habe nur Geduld."

„Ich habe Geduld," verſetzte Ruſſak; „der Krive hat es geſprochen."

Dieſer rief jetzt wieder den Waidelotten zu ſich heran, und übergab ihm ſeinen Stab*).

„Gehe hin," befahl er, „zum Zumpane Ulyr in Romove, und führe ihm dieſe beiden Gäſte zu; er ſolle

*) Derjenige Abgeſandte des Kriven, welcher ſeinen Stab brachte, wurde eben ſo betrachtet, als wäre er der Krive ſelbſt.

sie betrachten wie die Gäste des Kriven; der Jum
Russak und seine Tochter seien ihm empfohlen."

Nach diesen Worten flüsterte der Krive dem erst
ten Russak in's Ohr:

„Du bist niemals Sklave gewesen; wenn du ir
Jemandem deine Geschichte erzählst, dann lautet sie: I
habe deine Burg zerstört, das Andere magst du der W
heit gemäß berichten."

Russak küßte dem Kriven demüthig den Saum
nes Gewandes, seine Tochter mußte ein Gleiches t
dann folgte er dem Waidelotten mit stolzen Schri
Der Krive aber blickte ihm mit ernsten Blicken nach,
sprach er:

„Das ist der Mann, den ich gebrauche; gelobt
die Götter, die ihn mir senden."

2.

Vier Wochen nach dieser Begebenheit fand in
move eine Versammlung der angesehensten Häupter
Preußen statt. Der Krive hatte nach allen Richtu
hin seine Leute gesandt und die Zumpane ermahnt,
einzufinden, damit man zu einem energischen Entsch
in Bezug auf den bevorstehenden Krieg gelange.

Die Nachricht, daß jetzt, nach dem Tode des
schenfreundlichen Landmeisters Herrmann Balk, üb
in den eroberten preußischen Provinzen die größte U
friedenheit herrsche; daß die besiegten Preußen, durch
harten Zwang zum Frohndienste beim Aufbau
Burgen erbittert, mit Sehnsucht eine rettende That
dorther erwarteten, wohin der niedertretende Fuß
deutschen Ritter noch nicht gedrungen, hatte den K
mit der Hoffnung erfüllt, daß es einer äußersten en

schen Anstrengung von Seiten der noch nicht besiegten Preußen gelingen müsse, das verlorene Land wieder zu erobern, und das Joch von den unterdrückten Brüdern hinweg zu nehmen. Er war also entschlossen, allen seinen Einfluß auf das Gemüth seines Volkes anzuwenden, um es zu einem energischen, vereinten Kampfe aufzustacheln, und hatte deshalb Russak, zu dem er ein großes Vertrauen faßte, an die mächtigsten Zumpane der Umgegend gesandt, um sie nach Romove zu berufen. Er hatte sich in seinen Erwartungen auch nicht getäuscht; die Fürsten, zu denen er Russak gesandt, und um deren Gegenwart es ihm am meisten zu thun war, waren erschienen; nur Russak selbst war sonderbarer Weise noch nicht wieder zurückgekehrt.

Der Krive fürchtete, daß ihm ein Unglück widerfahren sei, und hielt ihn schon für verloren. Der Tag, an welchem die Besprechung zum Abschluß kommen sollte, konnte nicht aufgeschoben werden, da er mit einem Festtage zusammenfiel.

An diesem Tage zog der Krive mit seinen Waidelotten und den Wooßkaiten *) zur heiligen, immergrünen Eiche heraus. Ein unabsehbarer Zug der verschiedenen, beim Gottesdienste angestellten Leute, welchen die verschiedenen heiligen Gebräuche oblagen, schloß sich ihm an. Da waren die Tulzistonis, die aus der Galle weissagten; die Zwalgunai, welche das Opfervieh auswählten; die Sigonotten oder Segensprecher; die Linguftonis oder Leichenredner; die Zaizdonis, Männer, welche sich selbst verwundeten, um den Zorn der Götter zu versöhnen; die Burtinnikai oder die Wahrsager durch's Loos; die Puttweizdos, Leute, welche aus dem Schaume

*) Vorsteher des Gottesdienstes, Aelteste.

weisſagten; die Puſtones, welche vorgaben, durch
hauchen heilen zu können, und die Swakones, w
welche aus der Flamme und dem Rauche weiſſa
Dieſe Leute, Prieſter, Heilige und Gaukler, an d
es bei den Preußen, wie bei jedem abergläubiſchen,
aufgeklärten Volke, nicht fehlte, hatten ſich zahlreic
Romove verſammelt, und der Krive ſah ihr Erſche
nicht ungern, weil es jetzt mehr als je galt, das
durch die gewohnten Mittel, welche ihm der tief ei
wurzelte Aberglaube an die Hand gab, zum kräft
Widerſtande gegen die Chriſten anzuſtacheln. Denn gl
wie die Despoten aller Zeiten ſagten: Wir ſind
Staat, für uns ſoll die Menſchheit ſich opfern,
nichts iſt an ihr, Alles aber an uns gelegen; ſo ſa
auch die herrſchſüchtigen Prieſter aller Zeiten: Wir
die Religion, uns ſollt Ihr dienen, was wir Euch
erlegen, iſt göttlich; die Menſchheit iſt da, ſich un
beugen, für uns zu leben und zu ſchaffen.

Dem großen Zuge der Prieſter und Gaukler fol
die anweſenden Edeln mit ihrem bewaffneten Volke,
Volk von Romove und der Umgegend; ſie zogen
und feierlich nach dem Orte, wo die Eiche ſtand.
war einige Fuß im Umfange mit Tüchern behang
damit ja nicht der Blick eines Chriſten ſie entweihe, w
ſich zufällig ein ſolcher, als Gefangener und zum Op
beſtimmt, bei ihnen befinden ſollte.

Nachdem ſie hier angelangt waren, hielt der P
Heilige Lieder wurden angeſtimmt, dann plötzlich ne
der Krive ſeinen Stab, Todtenſtille trat ein. Forſchen
Blickes ſah er ſich in der Verſammlung um, indem
auf einen Stein trat.

„Wenn ein Feind unſerer Götter unter uns i
ſagte er dann mit erhobener Stimme, „wenn ein Ch

sich hier eingedrängt, zu sehen, was ihm verborgen bl
ben soll — dann wehe ihm!"

„Wehe ihm!" rief die ganze Versammlung mit w
der Geberde.

Nun wurden die Vorhänge zurückgezogen, und
immergrüne Eiche wurde sichtbar. In einer dreifac
Höhlung derselben standen die Götzen: Perkunos,
Gott der Rache und des Zornes, der Donnergott
dem Flammenhaupte; Potrimpus, der ährenumkrä
Jüngling, der Gott der zeugenden und nährenden Er
und Pykullus, der Gott des Todes, mit greisem Hau
und langem Barte, dessen Augen ein Tuch umhül
denn Pykullus schaut sich nicht um, wenn er tödtet.
dem wogenden Menschenmeere heraus greift er sich
jährlich Alte und Junge, die Schwachen und die St
ken, die Glücklichen und die Elenden, die Mächtigen
die Geringen.

Als die Versammlung die Götzen erblickte, wu
sie von einem heiligen Schauer erfüllt. Was kümm
es sie, daß die Götzen Gebilde der Phantasie waren,
Priester hatten sie gelehrt: Das sind Eure Götter,
denen alles Heil kommt, die über Euch Macht hab
und das Volk glaubte es, und die Gewohnheit ma
allen Zweifel verstummen. Menschen, die nicht denk
sind für die Priester des Aberglaubens geschaffen. War
sollten die heidnischen Preußen weniger abergläubisch
als die Christen, welche sie belehren wollten, und
Bilder verehrten, Reliquien und Menschen, welche un
die Heiligen versetzt wurden?

Noch einmal wandte sich der Krive zu der V
sammlung, übersah sie prüfend und rief dann mit lau
Stimme:

„Wenn ein Chriſt unter uns, ſein Blut ſei für die Götter!"

„Sein Blut ſei für die Götter!" ſtimmte die ganze Verſammlung ein.

Es erfolgte eine Pauſe, ſtill betete der Krive die Götter an, dann rief er laut:

„Perkunos, heiliger Perkunos! du Gott des Donners, zorniger Rachegott, ich habe ein flehentliches Gebet zu dir emporgerichtet, und du wirſt mich erhören. Du weißt es: das Volk, welches dir dient, iſt tapfer und kühn, es fürchtet nicht den Tod, es fürchtet nicht den Grimm ſeiner zahlreichen Feinde, es fürchtet einzig und allein nur deinen Zorn, der entbrennen wird, wenn dein Volk dich verläßt und dem Chriſtengotte dient, welcher ein Kreuz iſt, ein Stückchen Holz, ohne Anſehen, ohne Gewalt, ohne Macht. Heiliger, großer Perkunos, ſei uns gnädig, ſende uns deine Hülfe! Und du, großer, mächtiger Potrimpus, Gott der Ernte, des Reichthums und des Seegens, auch du ſende uns deinen Beiſtand. Alle, die du hier ſchauſt, und welche die vertreten, die nicht zu dir kommen konnten, kommen nicht mit leeren Händen, ſie bringen von der Ernte, mit welcher du ſie ſo reich geſegnet, dir ihr Opfer dar, ſie ſind dankbar und erwarten deine Gnade und deine Hülfe. Schütte deinen Seegen über uns aus, zwiefach, vierfach, zehnfach, ſo du uns wahrhaftig gnädig ſein willſt, großer Potrimpus, und entziehe denen die Frucht, ſende denen Hungersnoth, Dürre oder Ueberſchwemmung, welche uns feindlich bekriegen, uns von deinem Dienſte abzuhalten. Großer Potrimpus, erhöre uns! Und du, Pykullus, du allmächtiger, allgewaltiger Gott des Todes, du weißt es, daß Keiner, und ſei es ein geringer Sklave, unter uns lebt, der dir nicht mit Freuden ſich ſelbſt, ſein gan-

ges freudenreiches Daſein, mit dem Liebſten*), was er beſitzt, zum Opfer bringt, daß ſich Keiner ſcheut, ſich in deine Arme zu werfen, vertrauend auf die Wiedererweckung und deine Gnade; denn wiſſen wir nicht, daß der Tod nur der Anfang alles Lebens iſt, und daß diejenigen, welche geſtorben ſind, erſt wahrhaft zu leben beginnen? Heiliger Pykullus, nimm uns Alle zum Opfer, die wir wieder auferſtehen in Freuden, aber zerſchmettere auch unſere Feinde, ſie, die nimmer wieder auferſtehen werden, weil du ſie nicht liebſt, und weil ſie dich nicht lieben. Heiliger, großer Pykullus, auch du ſei uns gnädig! — Ja, Ihr werdet uns gnädig ſein, nicht unerhört iſt mein Gebet geblieben. Heil Euch, Preußen, Euer Krive verkündet Euch Sieg im Namen der Götter!“

Nachdem der Krive dieſe Worte geſprochen, ließen die Prieſter plötzlich die Vorhänge zurück, die Götter waren den Augen der Verſammlung entzogen, und der Krive, von einem einzigen Waidelotten gefolgt, näherte ſich nun noch einmal den Götzen. Was er daſelbſt that, erfuhr niemand, und als nun die Vorhänge wieder zurückgeſchlagen wurden, traten die Sklaven der anweſenden Zumpane mit ihren Opfern zu den Götzen heran, und legten ſie vor der heiligen Eiche nieder. Dann goß

*) Die Leichname der Verſtorbenen verbrannten die alten Preußen mit ihrem ſämmtlichen Geräthe, Hunden, Pferden und Knechten, denn, man ſagt, daß ſie den Glauben hatten, der Verſtorbene würde im Paradieſe alles dasjenige wieder beſitzen, was mit ihm verbrannt wäre. v. Baczko erzählt: es hat ſo ſchwer gehalten, die Litthauer von dieſen Gebräuchen allmälig zu entwöhnen, daß man noch im achtzehnten Jahrhundert Spuren derſelben angetroffen, indem ſie ihren Todten allerhand Eßwaaren mitgaben.

der Krive in eine ſilberne Schaale Pferdemilch*) u
beſprengte die Eiche damit. Als dieſe letzte Ceremo
geſchehen, wurde die Stille der Verſammlung plötzl
unterbrochen und ſie brach in lauten Jubel aus. Bi
Meth und Pferdemilch wurde reichlich genoſſen, und na
dem die Verſammlung in den nöthigen Schwung ſich v
ſetzt hatte, ſtimmte ſie das „Gieriau, gieriau, paſil
ſmierſau**)" an, und von den Unter-Prieſtern und d
Gauklern geführt, begannen ſie um die heilige Eiche e
die ausgelaſſenſte Weiſe zu tanzen.

Der Krive hatte ſich während dieſer Scene in ſei
Behauſung zurückgezogen und allein in ſein Zimmer e
geſchloſſen. Ungeſehen von der Menge erfriſchte er ſ
durch Speiſe und Trank, zuweilen aber unterbrach
dieſes Geſchäft und trat an die Oeffnungen, deren
hölzernen Wände ſeines Hauſes mehrere hatten, um Li
und Luft den Eingang zu geſtatten.

„Er iſt noch immer nicht da," brummte er vor ſ
hin, „und er hat mir feierlich verſprochen, an dieſ
Tage wieder zu kommen. Er hat mir verſprochen,
Opfer mitzubringen. Wo bleibt er? Wo iſt Ruſſa
Wo iſt das Opfer? — Jetzt iſt es Zeit, ſie ſind
Zuge, die Leute, jetzt muß man ſie faſſen; denn wär
ſie fähig, gegen die Feinde von allen Seiten zu kämpf
ohne zu unterliegen, wenn ſie die Ueberlegenheit ni

---

*) Lieblingsgetränk der Preußen, welches ſie ſogar berauſchend
machen wußten.

**) Einige alte Schriftſteller, welche dieſen Geſang vernomm
hatten, verſtanden unter dieſen Worten, welche heißen: ich habe gef
len und bin erfreut; den Klageruf: Jeru Jeru Maeko le, und geriet
deshalb auf den Einfall, die Preußen von den zehn Stämmen Isra
herzuleiten, weil ſie glaubten, daß ſie mit jenen Worten über den Ver
von Jeruſalem und Damaskus klagten.

eint und bändigt, wenn sie der Krive nicht beherrscht? Sind die Leidenschaften nicht schlimmer als die Wehrwölfe, schlimmer als die schwarzen Ritter, schlimmer als die Christen? Wer soll sie in diesem großen Kampfe zusammenhalten? Wollen sie beherrscht sein von Einem — sie, die stolz sind darauf, keinen Herrn zu haben, als Gott? — Aber wo ist Gott? Wie verstehen sie Gott, dessen Stimme ihnen zuruft: seid einig und treu, und haltet fest zusammen? Gott ist der Krive, der Krive muß es ihnen sagen. Sie verstehen Gott nicht, aber sie verstehen den Kriven."

Plötzlich hielt der Hohepriester in seinem Selbstgespräch inne, er lauschte. Es schien ihm, als vernehme er Pferdegetrapp aus weiter Ferne, sein Gesicht glänzte, er glaubte, daß Nussak kommen würde; aber das Geräusch verlor sich wieder, oder es wurde von dem entsetzlichen Getümmel übertönt, welches in der Versammlung ausgebrochen war. Der Krive öffnete die Thüre seines Hauses und sah das bunteste Treiben, das bewegteste Leben, daß er jemals gesehen.

Die Preußen lagerten auf der Erde; in Höhlungen loderten die Feuer, an welchen Pferde, Böcke und allerlei Wild geröstet und die Getränke bereitet wurden. Auch viele Frauen hatten sich zu den Männern gesellt, welche aus Waizenteig Fladen machten, und diese wurden von den Männern, welche um das Feuer saßen, so lange durch die Flamme geworfen, bis sie gar gebacken waren. So wurde gekocht und gezecht zugleich; die Gaukler aber verbrachten die Zeit ebenfalls nicht müßig, sie umstanden das Feuer und die geschlachteten Thiere, weissagten aus dem Dampf und dem Rauch, aus den Eingeweiden und der Galle der Thiere; die Waidelotten geriethen in Verzückungen und erklärten die Erscheinungen, welche sie in

dieſem Zuſtande hatten, und da ſie vom Kriven vor dem Feſte gut unterrichtet waren, ſo lauteten alle dieſe Prophezeihungen und Geſichte: daß ein furchtbarer Krieg entbrennen würde und dem preußiſchen Volke der völlige Untergang drohe, daß aber die Götter mit den Preußen ſtreiten, ihnen einen Helden ſenden und ſie aus dem Kampfe glorreich hervorgehen laſſen würden.

Dieſe Ausſprüche der Propheten waren weit entfernt, die Munterkeit und Ausgelaſſenheit der zechenden Preußen zu dämpfen, vielmehr nahmen ſie dieſe mit ſolcher freudigen Erregung auf, daß ſie den Propheten um den Hals fielen, ſie küßten und ihnen die fetteſten Biſſen reichten. Die Frauen waren nicht minder ausgelaſſen; nur eine Jungfrau ſaß ſtill und in ſich gekehrt inmitten des Freudentaumels, das war die ſchöne Marie, Ruſſak's Tochter.

Der Zumpan, bei welchem ſie wohnte, hatte ſie mitgebracht, und ſie erregte durch ihre Schönheit die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden. Da war nicht ein Mann dort, der ſie nicht gerne beſeſſen hätte, und da die Sitten der Preußen die Vielweiberei geſtatteten, ſo war das arme Mädchen in der That übel daran, ſich der vielen Freier zu entwehren, und es waren ihrer nicht wenige, welche beſchloſſen, in Romove Ruſſak's Ankunft zu erharren, und ſeine Tochter von ihm zur Frau zu begehren.

Indeſſen war der Tag unter Schmaus, Tanz, Spiel und allerlei Luſtbarkeit verſtrichen, die Nacht brach heran, und viele der Preußen begannen eben ſo wacker zu ſchnarchen, als ſie vorher dem Pferdefleiſch, der Stutenmilch und dem Meth zugeſprochen hatten. Raum, Bedachung, ſo viele Gäſte aufzunehmen, gab es in Romove nicht, denn die Preußen hatten keine Städte, die ja auch die Deutſchen früher nicht hatten, ſondern lebten nur in

Die Gefangene.

Dörfern, aber es wurden Zelte aufgeschlagen, doch die meisten zogen es vor, im Freien sich zu lagern. Die, welche zu Romove wohnten, kehrten heim, auch der Zumpan von Romove schickte sich an heimzukehren, er rief Marle — aber das Mädchen war verschwunden.

Der Zumpan glaubte, daß sie sich in der Stille dem Getümmel entzogen habe und allein heimgekehrt sei. Er schickte einen seiner Sklaven nach seiner Wohnung, aber dieser kehrte bald mit der schlimmen Nachricht zurück, daß Marle nirgends zu finden sei.

Diese Nachricht brachte die ganze Versammlung wieder auf die Beine. Die schöne Marle sei verschwunden, und Niemand wisse wohin, so ging es von Mund zu Munde. Daß einer der Zumpane, zu ihr in Liebe entbrannt, sie entführt habe, war nur zu wahrscheinlich, aber jeder überzählte die Anwesenden und vermißte Nie-

manden, den man wohl in den Verdacht ſolcher That haben könnte.

Im Momente der höchſten Erregung über dieſes unerklärliche Verſchwinden, ſah man plötzlich einen Reiter daherſprengen; die Feuer waren noch nicht erloſchen, und zudem war es eine ſo mondhelle Nacht, daß man den Reiter wohl erkennen konnte. Es war ein häßlicher Mann, auf deſſen Antlitz höchſte Verwegenheit und unerbittliche Grauſamkeit ihre unverkennbaren Züge geprägt. Er war bekleidet mit einem koſtbaren Marderfell und einem Ritterhelme. In ſeinem Gurt ſteckten kleine bleigefüllte Knüppel, deren ſich die Preußen mit großer Geſchicklichkeit als Schleuder zu bedienen wußten, aber auch ein mächtiges Schwert hing an ſeiner Seite; ſeine Rechte hielt den Zügel des Pferdes, eines ſchnellfüßigen Litthauers, und ein Schild mit einem ſchwarzen Kreuze darauf, wie es die deutſchen Ritter trugen. Was aber die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden beſonders reizte, das war die Geſtalt, welche regungslos vor dem Reiter auf dem Halſe ſeines Pferdes lag, und welche man für ein Weib zu erkennen glaubte.

„Ha, das iſt Ruſſak und ſeine Tochter!“ rief der Zumpan von Romove.

„Meine Tochter!“ rief Ruſſak und er erbleichte, „was iſt mit meiner Tochter? Wo iſt Marie?“

„Nun, ich denke, du haſt ſie hier auf dem Pferde;“ verſetzte der Zumpan.

„Ich? Habe ich denn mein Kind mitgenommen? Leugnet du es, daß ich dir meine Marie anvertraut habe?“ rief Ruſſak, welcher mit einem Satze vom Pferde war, ſein Schwert gegen Ulyr zog und wüthend auf dieſen eindrang.

„Weit entfernt bin ich, ſolches zu leugnen,“ rief

Ulyr, „vielmehr muß ich dir ſagen, daß deine Tochter bis vor wenigen Augenblicken an unſeren Freuden Theil genommen hat, und als ich kurz vor deiner Ankunft mit ihr aufbrechen wollte, vermißte ich ſie.“

„Ich habe ſie dir übergeben,“ rief Ruſſak zitternd vor Ingrimm, „und von dir fordere ich ſie. Wo iſt meine Tochter?

Ulyr war vom Weine erhitzt und Ruſſaks zorniges Anfahren beleidigte ihn. Mit finſtern Blicken zog er ſein Meſſer und drang auf Ruſſak ein, der aber ſtieß ſein Schwert dem Unglücklichen in die Bruſt, daß er röchelnd zu Boden ſtürzte. Eine furchtbare Verwirrung folgte auf dieſe That. Ruſſak war durch das vergoſſene Blut keineswegs zur Beſonnenheit zurückgekehrt, er ſchnaubte wie ein angeſchoſſener Eber und ſtürzte in das Haus des Kriven, welcher ſo eben erſt von dem blutigen Vorgange unterrichtet wurde.

„Mein Sohn, was haſt du gethan,“ ſagte der Krive, „du haſt einen Unſchuldigen getödtet, das wird dir böſe Frucht tragen. Warum kamſt du nicht ſogleich zu mir? Du hätteſt von mir erfahren können, wo deine Tochter iſt. Deiner Tochter iſt nichts Böſes widerfahren, ſie iſt gut aufgehoben. Doch, es iſt einmal geſchehen, Pykullus hat den Ulyr zu ſich gerufen, möge er für ihn kein Opfer fordern. Aber ſage mir, was haſt du ausgerichtet?“

„Ich hoffe Alles, was ich Euch auszurichten verſprochen habe. Die Zumpane ſind ſicher alle hier, denn ſie haben es mir verſprochen, hier am beſtimmten Tage zu erſcheinen. Außerdem iſt es mir aber gelungen, eine Schaar von funfzig Reitern und einen ziemlich ſtarken Haufen kriegsluſtiger und verwegener Geſellen um mich zu verſammeln, mit denen ich den ſchwarzen Wehrwölfen

die Zähne ausbröckeln will. Unſer erſtes Probeſtück haben wir gemacht. Wir fielen in das Gebiet des mächtigen Woywoden Kroszisko ein. Der hat ein allerliebſtes Töchterlein, welches ſo eben Hochzeit feierte. Heiſa, da zündeten wir ihnen die Brautfackel an und ſetzten uns als ungeladene Gäſte zu Tiſche. Den Bräutigam haben wir erſchlagen, die Knechte ſind theils entflohen, theils niedergeſchlagen, einige haben uns Treue und Gehorſam angeloben wollen, aber was wollen wir mit polniſcher Treue? — Den Brautvater aber und das Mädel haben wir mitgebracht, denn unſere Götter müſſen heute ein Menſchenopfer haben, und die Maid nehme ich für meine Tochter als Sklavin an, wenn du, heiliger Krive, es deinem Knechte geſtatteſt."

„Es iſt deine Beute," verſetzte der Krive, „du haſt als Herr darüber zu verfügen; aber ſag', wo ſind deine Tapfern, mein Sohn?"

„Ich bin meiner Schaar auf flüchtigem Roſſe voran geeilt, denn mich verlangte, Romove ſo ſchleunig als möglich zu erreichen. Das iſt meine Geſchichte. Heiliger Krive, jetzt aber begehr' ich, mein Töchterchen zu ſehen. Wo iſt Marle?"

„Sie hat ſich vor der Luſt der Männer wohlweislich geflüchtet, mein Sohn, denn ihre Schönheit begann für ſie gefährlich zu ſein. Darum bat ſie einen Waidelotten, ſie zu bergen. Der hat ſie zur heiligen Eiche geführt, dort wirſt du ſie finden. Aber was willſt du nun beginnen? Wo wird die Blutrache des getödteten Ulyx dir Sicherheit gewähren?"

„Da," ſagte Ruſſak, „wo mein Schwert iſt."

„Das iſt nicht der Stolz eines gebornen Sklaven, mein Sohn," verſetzte der Krive, indem er Ruſſak mit prüfenden Blicken betrachtete.

Als der Krive dieſe Worte ſprach, erbleichte Ruſſak, es ſchien ſich ſeiner eine gewaltige Aufregung zu bemächtigen, doch bald wurde er wieder ſeiner Bewegung Herr.

„Heiliger Krive," verſetzte er; „ich bin als Sklave geboren, du aber hatteſt die Gnade, mich zu einem Herrn zu machen."

„Und auch dein Vater war ein Sklave?" fragte der Krive weiter.

„Ich habe ihn nicht gekannt," verſetzte Ruſſak, „ich habe nie nach ihm gefragt, ich kannte nur einen Herrn, der mich liebte wie ein Kind und meine Tochter liebte wie ein Kind, und deſſen ſchmählichen Tod zu rächen ich den Göttern angelobt habe. Das iſt mit dem, was du weißt, meine Geſchichte vom Anfange bis zu Ende."

Als Ruſſak ſo geſprochen hatte, drang ein fürchterliches Getümmel, ein wirres Geſchrei zu ſeinen und des Kriven Ohren, und einer der Gaukler ſtürzte herein und meldete, daß die Leute über den Beſitz der ſchönen Fremden, welche Ruſſak mitgebracht in eine blutige Rauferei gerathen. Ruſſak ſtürzte mit gezücktem Schwerte hinaus, der Krive folgte ihm, denn er fürchtete das Aeußerſte. Er erblickte Ruſſak ſchon inmitten des tollen trunkenen Haufens, er hatte das Weib um die Hüften gefaßt und rief mit donnernder Stimme: „Wem ſein Leben lieb iſt, rühre dieſes Weib nicht an, es hat Keiner ein Recht daran, es iſt meine Gefangene, die ich meiner Tochter zur Sklavin beſtimmt."

Die Leute waren weit entfernt, ſich von dieſer Drohung abſchrecken zu laſſen. Sie waren dergeſtalt berauſcht, daß ſie keiner Beurtheilung der Umſtände fähig

waren. Ihre Sprache hatte Recht, Seele und Magen*) waren bei ihnen jetzt eins.

Durch die Dazwischenkunft des Kriven wurde jedoch Unglück verhütet. Die Furcht vor dem Kriven, groß wie die Furcht vor den Göttern, verließ die Preußen in keinem Zustande. Ruffak führte seine Gefangene fort und übergab sie einem Waidelotten, welcher sie in Sicherheit brachte. Er selbst aber näherte sich der heiligen Eiche, wo er Marle, zu Füßen derselben, das Haupt träumerisch in die Hand gestützt, sitzen fand.

„Du thatest Recht, Marle," sagte Ruffak, indem er seine Arme ausbreitete, „dich dem Schutze der Götter anzuvertrauen, komme an mein Herz."

Marle regte sich nicht und blickte starr ihren Vater an.

„Was ist dir, Mädchen!" fragte Ruffak erstaunt.

„Ich bin nicht deine Tochter;" versetzte Marle.

Ruffak bäumte sich auf, als hätte ihn eine Natter gestochen.

„Unglückliches Mädchen!" rief er, „wer hat dir solches gesagt?

„Es hat mir Keiner gesagt — mein Herz allein sagt es mir, ich bin nicht die Tochter eines Sklaven, und dann trage ich etwas auf meinem Herzen, was mir sagt, daß der mir nicht den Ursprung gegeben hat, der das hatte."

„Was ist das?" fragte Ruffak und sein Antlitz entfärbte sich.

„Das ist's" —

Mit diesen Worten zog Marle eine Schnur aus

*) Die Preußen hatten kein besonderes Wort für Seele; mit dem Worte Duszia bezeichneten sie Seele und Magen zugleich.

ihrem Buſen hervor, an welchem ſich ein goldenes Kreuz befand.

„Ein Kreuz!“ rief Ruſſak, ohne durch dieſes Zeichen im geringſten erſtaunt zu ſein, „es iſt ein Kreuz, und das iſt es, närriſches Mädchen, welches dich zu dem Glauben bringt, daß du nicht meine Tochter biſt?“

„Ich bin eine Chriſtin;“ verſetzte Marle; „du aber haſſeſt die Chriſten; ich trage dieſes Kreuz ſchon ſeit meinen jüngſten Jahren, du aber beteſt die Götzen an.“

Stumm und ſprachlos vor Erſtaunen ſtand Ruſſak vor ſeiner Tochter, dann näherte er ſich ihr geheimnißvoll und flüſterte ihr ins Ohr: „Unglückliche, ſchweig — es iſt nicht wahr, daß ich die Chriſten haſſe, es iſt nicht wahr, daß ich die Götzen anbete, es iſt nicht wahr, daß du nicht meine Tochter biſt — aber es iſt wahr, daß du nicht die Tochter eines Sklaven biſt.“

„O, ich wußte es wohl,“ ſagte Marle traurig, „du biſt nicht mein Vater.“

„Ungerathenes Kind,“ rief Ruſſak zornig, „wer hat dir geſagt, daß du nicht meine Tochter biſt; ich ſagte nur, daß du nicht die Tochter eines Sklaven biſt. Und nun ſchweige. Verbirg dein Kreuz, denn bei dem — nun, bei dem Kreuze, Marle! es iſt um uns geſchehen, wenn du es einen Preußen ſehen läßt. — Jetzt folge mir. Ich habe dir eine Sklavin mitgebracht, die dich bedienen ſoll, denn du wirſt leben, wie die Tochter eines Zumpan, aber wenn du irgend ein Wort über deine Lippen kommen läßt — noch einmal, dann biſt du verloren.“

„Eine Sklavin?“ verſetzte Marle, „iſt ſie eine Chriſtin?“

„Eine Polin.“

„Und ich darf ihr das Kreuz nicht zeigen?“

„Weder ihr, noch sonst Jemandem."

„So will ich mich dessen lieber entledigen," sagte Marie und blickte ihren Vater forschend an.

„Nein," versetzte dieser, „du sollst es tragen und verbergen."

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch vernehmen. Einige Waidelotten traten hinter die Vorhänge. Als sie Russak und seine Tochter erblickten, stutzten sie und wollten sich wieder entfernen. Jener aber sprach: „Ihr wollt die Opfer in das Haus des Kriven bringen, ist's nicht so? — Thut Eures Amtes, und morgen werde ich so glücklich sein, den guten Göttern das Opfer, welches sie am meisten lieben, darzubringen."

„Welches Opfer meinst du," fragten die Waidelotten.

„Eine Menschenseele."

Marie schauderte zusammen, Russak aber faßte sie bei der Hand und führte sie fort.

3.

Der Tag begann schon zu grauen, aber in der noch vor Kurzem so belebten Romove herrschte tiefe Ruhe, welche nur dann und wann vom Pferdegewieher unterbrochen wurde. Russak fand es vor Allem nöthig, seiner Tochter ebenfalls einige Stunden Ruhe zu verschaffen; er selbst dachte nicht an Schlaf. Aber wohin sollte er seine Tochter führen? — Seinen bisherigen Wirth hatte er ermordet, in seinem Hause konnte er keine Zuflucht mehr finden, aber es war das Aeußerste von der Blutrache seiner Verwandten zu befürchten. Unter solchen Umständen blieb ihm nichts Anderes übrig, als ein Unterkommen bei dem ersten besten Edeln zu suchen.

wollte ſo eben mit ſeiner Tochter in das Dorf gehen, als ein Waidelotte zu ihm herantrat und ihn aufforderte, mit ſeiner Tochter nach der Wohnung des Kriven zu kommen. Ruſſak folgte dieſer Aufforderung.

„Du ſuchſt eine Ruheſtätte für dein Kind," ſagte der Krive, „und du denkſt nicht daran, daß ſie am ſicherſten unter meinem Dache iſt. Bringe ſie in jenes Zimmer, da wirſt du ein Bette finden. Deine Gefangene ſchläft ſchon daſelbſt. Meinen Mitteln iſt es gelungen, ſie in's Leben zurückzurufen, und die Natur hat ihr Recht gefordert. Du wirſt gut thun, mein Sohn, ſie nicht zu wecken, wenn ſie dir morgen nicht läſtig werden ſoll, ſtatt deiner Tochter Dienſte zu leiſten."

Mit dieſen Worten öffnete der Krive die Thür. In dem Zimmer lag die Gefangene auf der Haut eines Auerochſen, ihr Kopf ruhte auf einem Mooskiſſen. Ein ähnliches Bette war für Marie zubereitet.

Ruſſak küßte ſie und ließ ſie allein.

Der Krive fragte ihn nun, ob er nicht auch ruhen wolle.

„Meine Abſicht war es, meinen Leuten entgegen zu reiten und erſt an ihrer Spitze wieder zu erſcheinen. So hoffe ich vor jedem Bluträcher des getödteten Ulyr ſicher zu ſein.

„Ich könnte dich ſchützen," ſagte der Krive, „und ich werde dich ſchützen; aber es iſt beſſer, du zeigſt deine Macht, denn will ich dich zum Heerführer der Preußen machen."

„Der Preußen?" fragte Ruſſak kopfſchüttelnd, „ich gehöre nicht zum Stamme der Sudauer, welche allen übrigen Stämmen gebieten wollen — ich bin ein Mann ohne Name, ohne Ruhm — ich bin ein unbekannter

Zumpan, weil du mich dazu gemacht haſt. Wie ſollten mir alle Preußen gehorchen?"

„Ich mache dich zu Allem, zu dem dich dein guter Wille, dein Muth, deine Hingebung und dein Ehrgeiz befähigen. Du führſt einen männlichen Gefangenen mit dir?"

„Den Vater des Mädchens drinnen."

„Er muß ſterben, die Götter wollen es."

„Mag er ſterben, er iſt dem Tode geweiht, ich habe ihn zum Opfer beſtimmt."

„So hole ihn, mein Sohn, und erwarte, was die Götter ſprechen werden; ich ſelbſt will aus ſeinen Eingeweiden ihren Willen deuten."

Ruſſak beſtieg ſein Pferd, und ſprengte davon. Eine Weile blickte ihm der Krive mit gerunzelter Stirne nach, dann trat er leiſe an die Thüre des Gemaches, in welchem ſich Marie befand. Er vernahm ein unterdrücktes Schluchzen.

Der Krive öffnete nun ganz leiſe die Thür. Es zeigte ſich ihm ein ſonderbares Schauſpiel. Marie kniete am Lager der Gefangenen, und preßte das Kreuz, welches am Buſen derſelben hing, an ihre Bruſt. Das Mädchen ſchlief noch immer.

„Sie küßt ein Kreuz?" brummte der Krive; „iſt ſie nicht Ruſſaks Tochter, der die Chriſten haßt?"

Er öffnete die Thür, und ſagte, indem er that, als bemerkte er nicht gleich, was ſie that: „Ich höre dich ſchluchzen, meine Tochter, warum ſchläfſt du nicht?" dann ſetzte er hinzu: „Was ſehe ich, du küßt ein Kreuz?"

Da ſtürzte Marie zu den Füßen des Kriven, und rief mit ſchluchzender Stimme:

„Ich will dich nicht betrügen, Krive; ich bin das nicht, wofür du mich hältſt — ich bin eine Chriſtin."

„Und Ruffak?“ fragte der Krive, auf das Höchste überrascht.

„Ich glaube nicht, daß er mein Vater ist.“

„Du glaubst nicht?“ —

„Nein, er kann mein Vater nicht sein, denn ich hasse ihn.“

„Und er galt doch immer für deinen Vater?“

„Er sagte es stets, daß er es sei.“

„Er sagte es? — Sagte es sein ermordeter Herr nicht auch?“

„Die Geschichte von seinem ermordeten Herrn ist ein Mährchen.“

„Aber du hast sie ja selbst bestätigt?“

„So weit sie wahr ist.“

„So erzähle, erzähle, mein Kind, wie hat sich die Sache verhalten?“

„Ich bin in Nimzkowi groß geworden. Die Frau, bei der ich lebte, sagte mir, daß ihr Mann im Kriege mit den Rittern umgekommen sei, und daß sie fast ihre sämmtliche Habe verloren habe. Ich fragte, sobald ich Verstand genug zum Fragen hatte, ob sie nicht meine Mutter sei? Sie verneinte das. Ein Mann von außerordentlicher Häßlichkeit habe mich als junges Kind zu ihr gebracht, ihr drei Pferde, ein großes Stück Bernstein und einige andere Dinge gegeben, und ihr mehr Belohnung verheißen, wenn sie mich ordentlich halte. Seit zwei Jahren hatte sie der Mann nicht mehr besucht. Endlich kam er wieder, und nannte mich sein Kind. Ich fürchtete den Mann, weinte und sträubte mich, zu ihm zu gehen. Er setzte mich mit Gewalt auf seinen Schooß. Seit dieser Zeit kam er jährlich ein- oder zweimal, und ich empfand immer denselben Abscheu vor ihm. Vor einigen Monden aber holte er mich und

ſagte, ich ſolle nun bei ihm bleiben. Ich weigerte mich, ihm zu folgen, aber er drohte mir ſo fürchterlich, daß ich endlich wohl gehorchen mußte. Unterwegs behandelte er mich auf die liebreichſte Weiſe; er ſorgte für mich, wie nur ein Vater für ſeine Tochter ſorgen kann. Kamen wir an einen Sumpf, dann trug er mich auf ſeinen Arm hinüber, drohte mir eine Schlange, vor der ich mich ſtets gefürchtet habe, obwohl meine Pflegemutter oft eine ſolche zu Tiſche lud und wie die Götter verehrte*), dann ſchützte er mich liebreich. Wenn ich ermüdet war, trug er mich ganze Strecken fort, und wenn ich mich zum Schlafe niederlegte, dann wachte er bei mir, es mochte Tag oder Nacht ſein; er ſchlief nie, wenn ich ſchlief. So viel Liebe überwand mich — der Haß erloſch, aber den Widerwillen gegen ihn konnte ich dennoch niemals bemeiſtern. Er merkte es wohl, machte mir aber niemals Vorwürfe, denn er liebte mich zu ſehr. Endlich gelangten wir nach vielen Schickſalen, die Ruſſak aber mit unglaublicher Kühnheit und Energie zu überwinden wußte, vor eine Burg. Mein Vater wurde gefragt, wer er ſei? er gab eine Antwort in einer Sprache, die ich nicht verſtand, und ihn zum erſten Male ſprechen hörte. Dann holte er ein Pergament hervor, das er unter ſeiner Kopfbedeckung trug. Nun wurden wir eingelaſſen. Die Burg lag am Waſſer. Ruſſak ſagte mir, ſie hieße Thorn. Ich fand daſelbſt Ritter mit weißen Mänteln und ſchwarzen Kreuzen, welche mich wenig

*) Nach alten Chroniken verehrten die heidniſchen Preußen die Schlangen als Hausgötter, und fütterten ſie in einem Winkel ihrer Stuben. Einmal im Jahre ließen ſie ſolche ſogar durch die Gebete ihrer Prieſter zu Tiſche laden, und betrachteten es als ein beſonders glückliches Zeichen, wenn ſie auf den für ſie gedeckten Tiſch krochen, und die aufgeſetzten Speiſen berührten.

beachteten. Ruſſak verkehrte viel mit ihnen, wie mit alten Bekannten. Es befand ſich aber noch ein anderer Mann in der Burg, ein großer, ſtattlicher Herr, der mit Auszeichnung behandelt wurde. Der verfolgte mich. Ich verſtand ſeine Sprache nicht — aber ſeine Geberden ſchienen mir auszudrücken, daß er mich beſitzen wollte. Endlich umarmte er mich, und nun geſchah, was du ſchon weißt. Mein Vater flog auf mein Geſchrei, welches mir die Geißel erpreßte, mir zu Hülfe, warf mich in die Fluthen, und rettete ſich und mich. Auf unſerer Flucht ſagte mir Ruſſak, daß wir hierher gehen würden; er ſagte mir, daß er ſeine Gründe habe, Alles zu verſchweigen, was auf irgend ein Ereigniß aus der Vergangenheit Bezug habe. Nur die Veranlaſſung unſerer Flucht hierher dürfe ich mittheilen. Das iſt meine Geſchichte, guter Krieve; ich theile ſie dir mit, weil Laima dich zum Mitwiſſer meines Geheimniſſes gemacht. Denn Ruſſak wollte nicht, daß irgend Jemand wiſſen ſolle, das ich ein Kreuz auf meinem Herzen trage."

„Du ſagſt, daß du eine Chriſtin biſt," ſagte der Krive, von der Einfachheit und der Würde des jungen Mädchens gerührt, „und du ſprichſt von der Laima?"

„Meine Pflegemutter hat mich gelehrt, Laima zu verehren, und ich liebe die Göttin, weil Sie mir nichts Böſes that."

„Meine Tochter," ſprach der Krive, „obgleich du ein Kreuz trägſt, biſt du dennoch keine Chriſtin du biſt eine Tochter des Landes. Nur Zufall oder die Liſt eines chriſtlichen Prieſters kann dir dieſes Kreuz in die Hände gegeben haben, welches Du nicht einmal kennſt. Gieb mir das Kreuz."

„Niemals!" ſagte das Mädchen entſchloſſen.

„Du weigerſt dich deſſen, meine Tochter? — Du wirſt es mir geben; ich, der Krive, befehle es dir.“

„Du haſt es mir nicht gegeben,“ verſetzte die Jungfrau, „du kannſt es mir nicht nehmen.“

„Es iſt deine erſte Pflicht mir zu gehorchen.“

„Ich laſſe das Kreuz nur mit dem Leben,“

„Du hängſt alſo an einer Sache, die du nicht einmal kennſt?“

„Oft liebt man das, was man nicht kennt.“

„Und wenn es dir Ruſſak nimmt?“

„Er nimmt es mir nicht — denn ich wollte es ihm geben, er aber wollte es nicht nehmen.“

„Und mir verweigerſt du es?“

„Weil es mir Ruſſak gelaſſen, deßhalb iſt es mir werth.“

„Und weshalb das?“

„Ich kann es nicht erklären, es iſt ſo.“

„Ich will mit Ruſſak ſprechen.“

„Ja, ſprich mit ihm; ich möchte wiſſen, ob er wirklich mein Vater iſt, ich will die Entſcheidung meines Geſchickes, es verlangt mich, die Nacht zu durchdringen, welche mein Daſein umhüllt.“

„Du ſollſt es wiſſen. Jetzt begieb dich zur Ruhe.“

Mit dieſen Worten ließ der Krive das Mädchen allein, und entfernte ſich. Das Geheimniß, welches er ſo eben erfahren, beunruhigte ihn im höchſten Grade. Er hatte zu Ruſſak das vollkommenſte Vertrauen gehabt, er glaubte endlich das Werkzeug gefunden zu haben, welches er bedurfte, ſein Volk zu einem energiſchen, einheitlichen Widerſtande gegen den deutſchen Ritterorden, aufzuſtacheln und zuſammenzuhalten. Aber jetzt mit einem Male erſchien ihm der Charakter des angeblichen Skla-

ven mehr als zweideutig. Er konnte die Widerſprüche in Ruſſaks Benehmen nicht löſen. Er war nicht wahrhaft, er mußte ihm mißtrauen. Er gedachte an den Verräther Pommada*), Codruno, und ſo manchen andern Verräther, welche die verführeriſchen Künſte der Polen und deutſchen Ritter umſtrickt, und fürchtete, daß Ruſſak ein eben ſo falſches Spiel treiben würde, daß er ein heimlicher Chriſt ſei. Er beſchloß um jeden Preis erſt in dieſer Sache klar zu ſehen, ehe er eine große Macht in ſeine Hände legte, und mit Ungeduld erwartete er ſeine Zurückkunft.

Er trat wieder an die Thür des Zimmers, in welchem ſich Marle befand, um zu ſehen ob ſie jetzt ſchlief. Er hörte ſie ſprechen. Die Gefangene war erwacht, und Marle ſchien ſie zu tröſten. Der Krive öffnete leiſe die Thüre, um ihr Geſpräch zu hören. Aber die beiden Mädchen ſprachen mehr durch Zeichen als durch Worte, ſie ſchienen ihre Sprache nicht zu verſtehen.

---

*) Johann von Forberg eroberte 1239 die Feſtung Honeda, welche die Preußen gegen die deutſchen Ritter errichtet hatten, durch die Verrätherei des preußiſchen Befehlshabers Codruno. Späterhin bauten die Preußen zwei andere Feſtungen gegen Honeda, das jetzt Balga genannt wurde, und ein großes Heer aus den preußiſchen Gauen Warmien, Natangen, Barten und einigen angrenzenden Provinzen ſchickte ſich an, Balga zu erſtürmen. Ein preußiſcher Großer, mit Namen Pommada, welcher das Chriſtenthum angenommen hatte, gab vor, daß er Todfeind der Ritter ſei, und ſich nur als ihr Freund ſtelle, um ſie deſto gewiſſer in das Verderben zu locken. Die Preußen ſchenkten ihm volles Vertrauen, und ſahen ihn ohne Argwohn in der Feſtung Balga verkehren. Durch ſeine Anordnungen gerieth das ganze preußiſche Heer in einen Hinterhalt, und wurde völlig aufgerieben, die beiden Feſtungen zerſtört, und jene preußiſchen Diſtrikte den deutſchen Rittern völlig unterworfen.

„Meine Tochter," ſagte der Krive, „höre, was ich dir ſage. Du willſt dein Geſchick kennen lernen?"

„Um jeden Preis, mein Vater."

„So gehorche mir, verſprich mir das."

„Ich gelobe es dir."

„Gut. Wenn Ruſſak wiederkehrt, dann werde ich ihm ſagen, du habeſt die Nacht vortrefflich geſchlafen du wirſt ſchlafen, wenn er zu dir in's Zimmer tritt."

„Das will ich thun, mein Vater."

„Deine Sklavin drinnen verſteht dich nicht?"

„Sie iſt nicht meine Sklavin, ſie iſt meine Schweſter."

„Du biſt ihr gut, und du verſtehſt ſie nicht?" fragte der Krive verwundert.

„Sie iſt unglücklich," verſetzte Marle; „ſie ſpricht eine Sprache, die jedes Weib verſteht, wir haben uns ſchnell verſtändigt."

„Welche Sprache meinſt du?"

„Die Sprache der Thränen."

Der Krive warf einen ſonderbaren Blick auf Marle, dann gab er ihr einen Wink, daß ſie gehen ſollte

„Bei den Göttern," murmelte er vor ſich hin, „dieſes Kind hat eine Vernunft, welche mir wie eine Eingebung der Götter erſcheint. Wem auch dieſer Schatz gehören wird, ich beneide ihn darum; aber dem falſchen Ruſſak wird er nicht gehören."

In dieſem Moment drang ein mächtiges Geprаſſel und Getöſe an ſein Ohr, es ſchien ſich ein großer Zug Reiter zu nähern. Der Krieve hatte ſich nicht getäuſcht. Auf ſchnellen, kleinen Roſſen brauſte eine Schaar völlig Gewappneter einher; es waren Preußen, theils aus den bereits von den Rittern unterworfenen Stämmen, theils aus andern. Es ſchien eine kecke, verwegene Schaar zu ſein.

Die Töchter des Woywoden.

„Er hat ein Heer um ſich geſammelt," ſagte der Krive, die kleine Schaar muſternd; ein verwegenes keckes Volk, wie es ſcheint. Es iſt ein Wunder, was er in ſo kurzer Zeit bewirkt. Wehe ihm, wenn er treulos iſt."

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, da drang plötzlich ein lauter Schrei aus Marle's Zimmer. Die Gefangene ſtürzte heraus und mitten in die Schaar der Bewaffneten. Verwundert blickte ihr der Krive nach, auch Marle wollte ihr nachſpringen, doch der Krive rief ihr zu: „Vergiß nicht, was du mir verſprochen haſt; lege dich nieder, mein Kind."

Marle gehorchte mit ſchwerem Herzen.

Die Gefangene hatte ihren Vater bemerkt, welcher auf einem Pferde gebunden lag. Der Unglückliche sah seine Tochter mit thränenden Augen an. Russak befahl mit harter, gebieterischer Stimme, das Mädchen zurückzutreiben. Sie wurde fast von den Pferden zerstampft. Marle, welche diese schreckliche Scene aus einer Oeffnung ihres Zimmers mit ansah, vermochte sich nicht mehr zu halten, sie wollte hinausstürzen; der Krive aber hinderte sie daran, indem er ihr versprach, sich selbst in's Mittel zu legen. Er hatte es nicht nöthig, einer der Reiter schleppte die Arme aus dem Bereiche der Pferde fort, sie schien völlig besinnungslos zu sein: er ließ sie auf einen Rasen niedergleiten. Bald darauf trat Russak in die Wohnung des Kriven ein.

„Deine Tochter schläft noch," sagte dieser; „lasse ihr den Schlummer. Und du, mein Sohn, willst du nicht ein wenig ausruhen, denn wir haben einen langen Tag vor uns."

Russak nahm das Anerbieten an, er ging in das Zimmer, in welchem seine Tochter lag. Er beugte sich über sie hin, und küßte sie. Marle regte sich nicht. Dann warf sich Russak auf das Bett der Gefangenen, und bald schlief er ein. Nun erhob sich Marle, eilte hinaus zu der Unglücklichen und sprang ihr bei. Der Krive aber besprach sich mit seinen vertrautesten Waidelotten.

Es war eine merkwürdige, verhängnißvolle Stunde.

4.

Als Russak erwachte, saß Marle auf ihrem Lager und flocht ihr Haar, und die Gefangene war ihr dabei behülflich. Beide Mädchen hatten in ihren Zügen einen

Ausdruck der Ruhe, der Ruſſak überraſcht haben würde, hätte er die beiden Mädchen eine Stunde zuvor in Thränen gebadet geſehen. Er umarmte ſeine Tochter und ſagte:

„Heute ſollſt du dich ſchmücken wie eine Königin.“

Mit dieſen Worten ſchritt er hinaus, und rief einen ſeiner Leute herbei; dieſer ging darauf zu den Pferden zurück, und erſchien bald mit einem Packete wieder, welches Ruſſak zu ſeiner Tochter hineintrug.

„Hier ſind Gewänder und Schmuck,“ ſagte Ruſſak, und gab das Packet ſeiner Tochter.

Marle griff ſo haſtig darnach, das ſich Ruſſak ungemein freute. Marle's Eitelkeit war ihm willkommen. Er freute ſich, daß ſie ſich gern zu ſchmücken ſchien.

„Du ſollſt heute wie eine Königin erſcheinen,“ ſagte Ruſſak; „hörſt du Marie? Die Gewänder werden dir ſtehen, du verdienſt ſie zu tragen. Mache dich bereit, zu erſcheinen.“

Ruſſak verließ ſie. Marle und das gefangene Mädchen weinten jetzt. Die ſchönen Gewänder gehörten der Letztern, und die Arme ſollte Marle jetzt damit ſchmücken. Es mußte jedoch geſchehen.

„Weine nicht,“ ſagte Marle, „dieſe Kleider ſollſt du mir nur borgen, und zwar zu deinem eigenen Beſten.“

Die Gefangene verſtand Marle's Worte nicht, aber ſie errieth ihre Gedanken und drückte ſie an ihre Bruſt.

Nun kleidete ſich Marle mit Hülfe ihrer Freundin an, denn das war jene in der That geworden, und nach einer Stunde war ſie geſchmückt. Was die Toilettenkunſt damaliger Zeit gewährte, das ſtand Marle zu Gebote: Spezereien und wohlriechende Waſſer aus Griechenland, Ohrgehänge von Bernſtein, Armringe und Bein-

reisen hatte Marke angethan, und sie sah wirklich schön wie eine Königin aus.

Als Russak zurückkehrte, freute er sich wie ein Wahnsinniger; auf seinem häßlichen Gesichte lag mehr als Freude, mehr als Vaterglück, es drückte einen höllischen Triumph aus, der seine Tochter fast erbeben machte. Er erfaßte ihre Hand und sagte zu ihr:

„So geschmückt sollst du erscheinen, wenn ich den Göttern ein Opfer darbringe."

Mit diesen Worten küßte er das Mädchen, und verließ das Haus des Kriven, um sich in Romove herum zu tummeln. Denn hier war Alles schon wieder munter. Als die Zumpane Russaks Gefolge sahen, bekamen sie einen großen Begriff von seiner Macht, und viele boten ihm ihre Freundschaft und ihren Beistand an in dem bevorstehenden Kampfe mit den Söhnen und Brüdern des ermordeten Uly.

Dieser Kampf war nämlich mit Gewißheit vorauszusehen. Die Blutrache war bei den Preußen eine durch die Gewohnheit geheiligte Sitte, und sie wurde bis auf's Aeußerste getrieben. Es gab hier keine gesetzlich bestimmte Strafen für den Mord, wie in Deutschland, wo in den Gesetzen jeder Freie je nach seinem Stande, ja sogar jedes Glied an seinem Körper eine bestimmte Taxe hatte, die im Falle der Ermordung oder Verstümmelung erlegt werden mußte. Es gab bei den alten Preußen kein Gesetz, welches einem Richter, einem völlig Unbetheiligten, im Namen der Gesellschaft das Recht zuertheilte, die Ermordung eines Mörders auszusprechen und sie dem Henker zu übertragen. Die Familie übernahm die Rache *).

*) Die Gewohnheit der Blutrache ist, wo sie einmal herrschend war, eben so schwer ausgerottet worden, wie das Duell, welches

Einem Opfer mußten oft Hunderte zur Sühne fallen; es mordeten ſich gegenſeitig die Familien, bis der letzte Sproß mit ſeinem Blute das Verbrechen oder die Uebereilung der Ahnen gebüßt hatte.

Ully hatte zwei Söhne und zwei Brüder. Doch war nur der jüngſte Sohn, Kodrus, in Romove. Die Brüder hatten an der litthauiſchen Grenze ihre Beſitzungen, und lebten mit den Schwertbrüdern*) in ſtetem Kampfe. Der älteſte war mit einer kleinen Schaar ſeinen Oheimen zu Hülfe gezogen. Kodrus war achtzehn Jahre alt, aber ſchon ein vollkommener Mann; muthig, kampfesluſtig, keck, ernſt und heftig. Er liebte ſeinen Vater über Alles, denn er hatte keine Mutter mehr; aber ſeit einigen Wochen begann er einen andern Gegenſtand noch inniger zu lieben, und nur die Leidenſchaftlichkeit ſeines Vaters, welcher denſelben Gegenſtand zu lieben ſchien, und dem Sohne jede zärtliche Neigung für dieſen geradezu verboten hatte, hatte ihn von jeder Erklärung, von jedem Worte der Liebe abgeſchreckt. Dieſer Gegenſtand ſeiner Neigung war kein anderes Weſen, als Marle.

Ruſſaks Schwert hatte Kodrus von einem Neben-

---

noch heute nicht beſeitigt iſt, und der Civiliſation eben ſo widerſpricht, wie jene.

*) Der Orden der Schwertbrüder hatte ſich die Eroberung Liflands zum Ziel genommen; der Biſchof Albert von Riga hatte dieſen Orden 1204 geſtiftet. Sie trugen ein weißes Kleid mit rothem Stern, und hatten die Regeln des Tempelherrnordens. Im Jahre 1238 vereinigte ſich dieſer Orden, vom däniſchen Könige Waldemar bedrängt, mit dem deutſchen Ritterorden. Der Biſchof von Riga wurde nun zum Erzbiſchof von Riga und Preußen ernannt, und der preußiſche Landmeiſter wurde unter den Gebietiger von Liefland geſtellt. Jedoch änderte ſich dieſes ſpäter; der Orden der Schwertbrüder ging in den deutſchen Ritterorden gänzlich auf.

buhler befreit, ihm aber aus dem Vater ſeiner Geliebten einen Todfeind gemacht; denn die Verachtung ſeiner Familie hätte ihn getroffen, wenn er der Blutrache entſagt — der Liebe wegen. Kobrus war kurz entſchloſſen. Ich will, ſo ſagte er ſich, den Mörder meines Vaters tödten, und mit ſeiner Tochter nach der litthauiſchen Grenze zu meinen Vatersbrüdern fliehen.

Dieſen Plan beſprach er ſich mit einigen Getreuen, und in der folgenden Nacht ſollte er vollführt werden. Er rechnete mit Gewißheit darauf, daß die günſtige Gelegenheit nicht fehlen werde; es war nicht zu zweifeln, daß man auch den heutigen Tag, wie den geſtrigen, in Völlerei beſchließen würde. Freilich wußte Kobrus nicht, daß Ruſſak am Morgen mit zweihundert Reitern zu Romove angelangt war, und als er dieſe Nachricht vernahm, gab er ſeinen Entſchluß zwar nicht auf, aber er ſah ein, daß er mit der größten Vorſicht zu Werke gehen mußte, um nicht ſelbſt das Opfer ſeiner Rache zu werden.

Die Lenzſonne blickte freundlich durch das lichtblaue Gewölk, als ſich das in Romove anweſende Volk wieder um die heilige Eiche verſammelte. Ein Waidelotte verkündete, daß die Götter für heute ein Menſchenopfer begehrten, und daß um einen Sklaven gelooſt werden ſollte. Da trat Ruſſak, wie er es mit dem Kriven verabredet hatte, hervor und ſagte, daß dieſes nicht nöthig ſei. Er habe einen Gefangenen mitgebracht, welcher zwar ein polniſcher Fürſt, ein Woywode ſei, aber er thue Alles für die Götter, die ihm ſtets hold geweſen, verzichte auf das Löſegeld, welches ihm der Fürſt geboten, und bringe ihn zum Opfer dar.

Dieſe klug berechnete Erklärung gewann ihm alle Herzen, man erkannte, daß Ruſſak großmüthig war, man bewunderte ſeine Uneigennützigkeit. Auf ſeinen Wink

wurde der Woywode herbeigeführt. Er erhob ſtolz die Augen, und maß die Verſammlung mit unerſchrockenem Blick. Dieſer Mann war in der Zeit, in welcher Kampf und Anarchie die Regel war, zu oft in Todesgefahr geweſen, hatte dem Tode zu oft in's hohle Auge geſchaut, um ihn noch fürchten zu können. Dennoch wollte er nichts unterlaſſen, was zur Erhaltung und Rettung ſeines Lebens dienen konnte.

Er verſtand ſehr wohl die Sprache der Preußen, und er wollte zu reden beginnen. Ruſſak aber trat zu ihm heran und ſagte:

„Polniſcher Hund, ſo du die Zunge rührſt, ſchneide ich ſie dir aus. Du wirſt reden, wenn wir dir den Bauch aufgeſchlitzt, wenn dir der Waidelotte die Eingeweide herausgenommen, wenn uns der heilige Krive deutet, was ſie uns ſagen.“

„Gut,“ verſetzte der Woywode, indem er Ruſſak mit Verachtung maß, „meine Zunge wird ſchweigen, aber meine Eingeweide, werden dich vernichten.“

Dieſe Worte, welche Niemand verſtand, wurden dem Kriven hinterbracht, denn er hatte die Prieſter beauftragt, auf Alles Acht zu haben, was geſchah, und er befahl dem Waidelotten, den Woywoden, ehe er ihn an den Baum bände, nach dem Sinne dieſer Worte ſo heimlich als möglich zu fragen.

Der Krive befahl nun, das Opfer an einen Baum zu binden, welcher dreißig Schritte von der heiligen Eiche entfernt ſtand, und keine Eiche war. Denn an einem Eichbaume das Opfer zu tödten, geſtatteten die Geſetze nicht. Als der Pole feſtgebunden war, ließ der Krive die Vorhänge zurückſchlagen, denn der gefeſſelte Chriſt, der als Opfer ſterben ſollte, durfte die Götter ſchauen.

„Ihr großen Götter," ſagte der Krive, „wir bringen Euch heute ein Eurer würdiges Opfer dar, es iſt ein Menſch, wie wir es ſind. Möget Ihr uns nun ſagen, was wir thun ſollen, Verderben von unſerm Volk abzuwenden, und unſere Feinde zu vernichten. Wir bitten Euch, es uns zu ſagen, wem wir uns anvertrauen ſollen, wer unſer gemeinſamer Führer in dem Kampfe werden ſoll, den wir jetzt für Euch und unſere Religion mit äußerſter Anſtrengung beginnen wollen. Verkündet uns Glück, große Götter, Ehre und Ruhm, und nennet uns den Mann, der uns zum Siege führen ſoll."

Nach dieſen Worten wandte ſich der Prieſter zu der Verſammlung, und ſagte mit lauter Stimme:

„Die Götter werden durch ihr Opfer reden. Nehmt Eure Bogen."

Alſobald ſchloſſen die Männer um den Woywoden in einiger Entfernung einen Halbkreis, und nahmen ihre Bogen. Denn man pflegte die Opfer mit Pfeilen todtzuſchießen. Je mehr das Blut in die Höhe ſpritzte, je günſtiger war ihnen dieſe Vorbedeutung eines guten Ausgang des Krieges.

Zugleich trat der Waidelotte an den Unglücklichen heran, um über ihn den Seegen auszuſprechen; Ruſſak aber vertrat ihm den Weg.

„Noch ein wenig gedulde dich," ſagte er; „ich habe mit dieſem Menſchen noch erſt ein paar Worte zu ſprechen."

Der Waidelotte trat einige Schritte zurück.

Nun ſprach Ruſſak in polniſcher Sprache:

„Erkennſt du mich, Woywode?" — —

„Ich erkenne dich," verſetzte dieſer verächtlich; „du biſt mein Sklave Puſchkin."

„Und du freuſt dich über meine jetzige Verwand-

lung, nicht wahr? — Ich bin ein Fürſt, wie du es warſt, und du Hund wirſt ſterben, wie ein Vieh."

„Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, ein freier Mann, dich Elenden verachtend, erhaben über deine Wuth, deine niedrige Seele und den Tod."

„Er wird nicht ſüß werden, verlaſſe dich darauf."

„Er wird nicht bitterer werden, als der deinige, ich prophezeihe es dir."

„Ich werde leben, leben als der Rächer meines Kindes, welches du unbarmherzig geſchlachteſt haſt. Mit deinem Tode hört meine Rache nicht auf, ſie hat dann erſt ihren wahren Beginn. Sage mir, du Hund von Edelmann, du mein elender Sklave, der ſich jetzt unter meiner Hand krümmen muß, wie ein Wurm, ſage mir, wo iſt dein hübſches Töchterchen Hedwig geblieben?"

Bei dieſen Worten zuckte der Woywode empor.

„Ha, ich ahne es, Bube!" rief er; „nicht der Wolf hat es zerriſſen, du haſt es geraubt."

„Hübſche Geſchichte!" rief Ruſſak, ſich mit dämoniſcher Freude in die Hände klatſchend; „nein, der Wolf hat es nicht zerriſſen, ich habe es geraubt, das hübſche Kind! Und willſt du wiſſen, was ich mit der Brut gemacht habe? — Ich war der Wolf, ich habe ſie zerriſſen!"

„Wohl ihr!" ſagte der Woywode.

„Hahaha!" rief Ruſſak; „wohl ihr, ſagſt du Narr? — Ich habe gelogen. Du ſollſt deine Tochter ſehen. Ich habe ſie groß gezogen; ſie glaubt heilig und ſicher, daß ſie meine Tochter iſt. Du ſollſt ſie ſehen, ſie trägt noch das Kreuz, welches ſie als Kind getragen; ſie hat noch das Mahl an der Stirn, welches ſie als Kind gehabt, und das du ſo oft geküßt. Du wirſt ſie ſehen, wie eine Fürſtin in die Gewänder deiner ältern Tochter gekleidet.

Ich werde deine Hedwig freien, und sie soll lebe
eine Preußin an meiner Seite, das macht mir
Deine älteste Tochter soll ihr als Sklavin dienen
Sklavin ihrer eigenen Schwester, die sie geißeln und
peitschen soll; denn deine Hedwig habe ich zu einer
gemacht, tödtlich haßt sie, was Christ heißt. Diesen
habe ich ihr eingepflanzt. Die Geschichte ist spa
he? — Nun kannst du sterben, Hund!"

Es war Zeit, daß er seinem Zwiegespräch ein
machte, die Leute wurden ungeduldig.

„Dieser Hund," sagte Russak laut, „will mir
sagen, wo er seine Schätze begraben hat, für die i
ner Tochter die Freiheit geben will, und welche
Füßen unserer Götter niederlegen wollte. Er will
reden. So mag es sein. Erlaubt mir, den ersten
abzuschießen, ehe ein Anderer den Bogen spannt,
der Waidelotte sein Amt verrichtet hat."

Mit diesen Worten trat Russak vor den Hall
und spannte seinen Bogen; zugleich gab er einem
Leute einen Wink, seine Tochter herbeizuholen.

„Du scheinst den Russak zu kennen?" sagt
Waidelotte, indem er that, als spreche er die Forme
und einige geheimnißvolle Zeichen machte.

„Traut ihm nicht," versetzte der Woywode,
sich ein tiefer Seufzer seiner Brust entwand; „trau
nicht, er ist kein Preuße, er ist ein polnischer Sklav
bin sein Herr."

Plötzlich hielt der Woywode inne, und sein
starrte nach einem Gegenstande; ein Schrei des Sc
zes entwand sich seiner Brust. Er sah Marie;
ältere Tochter, in das Gewand einer Sklavin gek
folgte ihr; Thränen entstürzten ihren Augen.
sah aus wie eine Königin; die Aehnlichkeit in

Zügen mit ſeiner ältern Tochter war nicht zu verkennen. Ruhig und majeſtätiſch trat ſie plötzlich vor den Woywoden hin und zeigte ihm das Kreuz, ſo hatte ihr Ruſſak befohlen. Dann deutete ſie auf das Mahl ihrer Stirne. Nun ſollte ſie nach Ruſſaks Befehl wieder zurücktreten; aber mit Entſetzen ſah er, daß Marle plötzlich den Woywoden, nachdem ihr dieſer einige Worte zugeflüſtert, umfaßte und mit lauter, feſter Stimme rief:

„Tödtet mich und ihn — es iſt mein Vater!“ —

Grimmig wie ein Tiger, dem ſeine Beute mit letzter Anſtrengung der Verzweiflung die Tatzen in die Weichen ſchlägt, ſprang Ruſſak zu dem Baume hin, an welchem das Opfer gebunden war, welches jetzt von ſeinen beiden Töchtern zugleich todesmuthig umarmt wurde. Alle Liebe, ſelbſt für Marle, war mit einem Male aus ſeiner häßlichen Seele gewichen, er haßte ſie in dieſem Augenblicke, wie ihren Vater. Wüthend ſuchte er das Mädchen von ihrem Vater hinwegzuſchleudern, aber ſie hielt ihn mit eiſernen Armen umfangen. Ein Gemurre erhob ſich unter den Anweſenden. Die Herzen ſprachen für das liebliche, muthige Mädchen. Schon war der Krive in Begriff, der Scene ein Ende zu machen, und befahl Ruſſak, von ſeinem Beginnen abzuſtehen; das Opfer ſollte noch verſchoben werden. Aber Ruſſak zuckte das Meſſer, und des Mädchens Haupt, welches feſt an der Bruſt ihres Vaters ruhete, bei den Haaren packend und zurückdrückend, ſtieß er es tief in die Bruſt des Woywoden, daß das Blut hervorſtürzte und das Antlitz der aufſchreienden Mädchen beſpritzte.)

Aber in dieſem Momente ziſchte ein Pfeil, und tödtlich getroffen ſank Ruſſak vor ſeinem Opfer hin.

5.

Das Getümmel, welches jetzt entstand, verm
die laute, gebieterische Stimme des Kriven nicht zu
schwichtigen. Der Woywode und Russak hatten zu
men aufgehört; jetzt entbrannte der Streit um die
nen Christinnen, die nun herrenlos waren. — Die
hänger Russaks, die Schaar Krieger, welche er gesam
hatte, wollten den Tod ihres Führers rächen, und fu
nach dem Mörder. Aber wer war es? Der K
allein ahnte das Richtige. Mit großer Mühe w
er endlich Herr des Getümmels. Er erhob seine Sti
und verkündete der Versammlung, daß die Götter
Opfer statt eines erhalten, daß sie aber deren vier
gehrten. Sie sollten sich beruhigen und hören, wa
ihnen deute. Er werde zuerst die Eingeweide Rui
untersuchen lassen.

Ein Waidelotte trat an ihn heran und schlitzte
den Bauch auf. Ein entsetzlicher Schrei begleitete
Operation. Nun erst war Russak todt. Der K
untersuchte die Eingeweide und sagte:

„Russak hat uns betrogen, er ist kein Zumpan
ist der Sklave jenes Woywoden, dem er entflohen
nachdem er ihm seine Tochter geraubt. Zu uns flieh
hat er unsere Sprache sich angeeignet, geheuchelt,
unsere Götter die seinen seien, und den Zumpan
Burg Rügau an die schwarzen Ritter verrathen, we
ihn für diesen Verrath belohnt haben. Dieser Me
haßt sein Volk, wie er uns haßte, er haßte uns,
er sein Volk haßte, wie er die ganze Welt haßte —
dieses Mädchen dort allein liebte er, weil es die Gö
so wollten. Denn wie sollte sich sonst dieses Wun

erklären laſſen? Er mußte dieſes Mädchen lieben, welches er haſſen wollte, er mußte dieſes Mädchen retten, welches er vernichten wollte, aus Haß gegen den Woywoden, ſeinen Herrn, damit heute das Volk der Preußen gerettet werden konnte. Ohne dieſes Mädchen hätten wir uns einem Verräther in die Hände geliefert; denn waret ihr nicht Alle entſchloſſen, ihm zu folgen, wie ihm jene hundert tapfere Männer gefolgt ſind, weil ſie ſahen, daß er übermenſchlich tapfer war, und nichts achtete, und Alles haßte, ſich ſelbſt ſogar? Gelobt ſeien die Götter, ſie haben Verderben von uns abgewandt, und ſie wollen, daß wir jenen Edeln, den Woywoden, zur Ruhe bringen ſollen mit allen Ehren, wie wir ſie unſern Beſten erzeigen. Seine beiden Töchter aber gehören den Göttern, ſie ſtellen ſie unter den Schutz des Kriven, wir ſollen ihnen nichts Böſes thun, da ſie das Werkzeug unſerer Rettung geworden. Wir wollen ſie heimſenden gegen Löſegeld, das wir von ihren Verwandten fordern werden. Das iſt der Wille der Götter. Ihr aber, Ihr Tapfern, Ihr habt den Führer gefunden, der ein Held ſein wird, und der Euch zum Siege führt. Wer es mit den Göttern und ſeinem Lande wohl meint, der hebe ſeine Waffen empor zum Zeichen, daß er den Ausſpruch der Götter ehren will; denn ſie verheißen uns Sieg, wenn Ihr den Sohn des von dem Verräther Ruſſak gemordeten Ully, den tapferen Kodrus, zu Eurem Führer erwählt."

Dieſe Anrede war zu klug berechnet, als daß ſie hätte ihre Wirkung verfehlen können. Der Krive hatte die Verhältniſſe mit meiſterhaftem Scharfſinn überſchaut, es galt hier alle Intereſſen zu einen. Indem er Kodrus als Heerführer vorſchlug, machte er gewiſſermaßen die ganze Verſammlung für den glücklichen Ausgang des

Kampfes verantwortlich, wenn ſie ihn ausgeſchlagen hätten. Zugleich beruhigte er die unglücklichen Mädchen, welche einigermaßen getröſtet waren, als ihnen ein Waidelotte verkündete, daß ihr Vater mit allen Ehren begraben und ſie zu ihren Verwandten entlaſſen werden ſollten. Sie folgten nun dem Prieſter in das Haus des Kriwen, ſeinen Wink beachtend, daß es gefährlich für ſie ſei, ſich länger unter den Augen der Verſammlung aufzuhalten, welche der Kriwe mit ſo vieler Mühe beſchwichtigt hatte.

Gleichſam als ſollte dem Kriwen die Beruhigung mit Hülfe der Götter vollſtändig gelingen, erſchienen jetzt zwei gerüſtete Männer auf weißen Roſſen mit Fähnlein an ihren Schwertern, zum Zeichen, daß ſie als Friedensboten kamen. Es waren Pommern, Abgeſandte des pommerſchen Herzogs Svantopol, der, eiferſüchtig auf die Fortſchritte der deutſchen Ritter, welche ihnen noch gefährlichere Nachbarn als die Preußen waren und, ſeiner Eroberungsſucht Stillſtand gebietend, ganz Preußen für ſich allein in Beſchlag nahmen, ſich mit den Pomesanen gegen die Ritter verbinden wollte, und ihnen zu Romove ein Bündniß antrug. Mit großem Jubel würde es angenommen und die Abgeſandten gut bewirthet, nachdem ihnen bedeutet, kein neugieriges Auge hinter die Vorhänge zu werfen, welche die heilige Eiche ihren Blicken entzogen, weil ſie dann unfehlbar ſterben würden. Die Nacht ſollten die Ritter zu Romove bleiben. Kobrus wollte ſie beherbergen. Dann ſchritt man zur Beſtattung des ermordeten Ully und des Woywoden. Sie wurden in ihren Rüſtungen und bewaffnet auf zwei Pferde geſetzt, durch hohe Sattel mit Stöcken geſtützt. Die Füße der Pferde wurden an Pfähle gebunden, dann Holz um ſie herum aufgeſchichtet, dieſes angezündet

und nun die Todten auf den lebenden Thieren verbrannt*).

Während dieſes geſchah, ſaßen die beiden Mädchen, welche ſich feſt umſchlungen hatten, nebeneinander. Nicht einer und derſelben Sprache mächtig, hatte ihnen ſchon das übereinſtimmende Gefühl, die Sprache des ahnenden Herzens, geſagt, daß ſie Schweſtern, daß ſie verwaiſte Weſen ſeien, welche die Natur einigen wollte. Aber der Woywode hatte die kurze Spanne Zeit benutzt, auch ſeiner älteren Tochter mitzutheilen, daß ſie Schweſtern ſeien. So verbrachten ſie den Tag. Der Krive, welchem das Schickſal der beiden Mädchen am Herzen lag, ſandte dann und wann ſeinen vertrauteſten Waidelotten und ließ ihnen Erfriſchungen reichen und ſie tröſten. Er ſelbſt wich nicht aus der Verſammlung, denn es galt über die Art und Weiſe, in welcher der Aufſtand der Provinzen bewirkt werden ſollte, beſtimmte und bündige Entſchlüſſe zu faſſen. Auf ſeinen Vorſchlag wurde feſtgeſetzt, daß die Zumpane noch einen dritten Tag in Nemove bleiben ſollten, damit man ſich nicht eher trenne, bis eine übereinſtimmende Handlungsweiſe vollſtändig verabredet worden ſei.

Als die Nacht heranbrach und der Krive endlich in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, da trat Kodrus zu ihm heran, küßte ihm den Saum ſeines Gewandes und ſagte:

„Heiliger Krive, ich danke den Göttern und dir, der du ihre Sprache verſtehſt, für die große Aufgabe, die mir geworden. Meine Thaten ſollen für mich ſprechen. Du haſt mich glücklich, ſehr glücklich gemacht,

*) Auf dieſelbe Weiſe wurden auch die Menſchen verbrannt, welche den Götzen geopfert wurden, wenn ſie nicht, wie oben mitgetheilt, erſchoſſen wurden.

aber es fehlt noch etwas zu meinem Glücke. Gewähre es mir, und mein Muth wird sich vertausendfachen, wenn ich ganz glücklich bin."

„Und was soll ich dir gewähren, mein Sohn?" sagte der Krive.

„Ich liebe die Tochter des Woywoden, ich liebe Marie, lasse sie mich besitzen.

„Mein Sohn," sagte der Krive betrübt, „hättest du doch nie hiervon ein Wort gesprochen; ich habe gesagt, daß es der Wille der Götter ist, daß die Mädchen gegen Lösegeld nach ihrer Heimath zurückgesendet werden. Dieser Wille der Götter muß, muß unter allen Umständen ausgeführt werden."

„Das hast du gesagt," versetzte Kobrus, „aber die Götter werden anders wollen, wenn du anders willst."

„Was sprichst du da, Unglücklicher," rief der Krive entsetzt, „sprechen die Götter durch mich, oder ich durch die Götter? Mein Wille hat kein Gewicht, ich will nur, was die Götter wollen, und sie wollen, daß die Mädchen nicht die Veranlassung geben sollen, daß die Zumpane sich hassen, daß die Eifersucht sie auseinander führe, daß die Einigkeit gestört werde, daß Jeder seinen Weg für sich gehe und das Land völlig unterjocht werde, wie es schon fast geschehen ist. Die Götter wollen ihr Volk noch einmal retten, und du, mein Sohn, dem sie den heiligen Auftrag gegeben, daß große Werk zu vollbringen, du bist schwach genug, es um eines Mädchens willen zu gefährden."

„Ich hoffe nicht dadurch Unheil und Uneinigkeit zu stiften," versetzte Kobrus, „wenn ich das Erbtheil, das ich besitze, den Göttern opfere, werden die Zumpane nicht sagen müssen, ich habe das Mädchen redlich erkauft?"

Des Kriven Unthat.

„Und wenn ſich auch die Andern zu gleichen Anerbietungen willig zeigen?“ fragte der Krive.

„Gebührt mir nicht der Vorzug, da ich jetzt der Erſte bin?“ —

„Der Erſte,“ verſetzte der Krive, „ſo lange dir die Zumpane als ſolchem willig Folge leiſten; wenn du ſie erzürnſt, verlaſſen dich die Götter und du biſt nicht mehr als ſie.“

Kobrus küßte abermals das Gewand des Kriven und wollte ſich mit finſtern Blicken entfernen. Der Krive, wohl errathend, was in ſeiner Seele vorging, ſagte mit milder Stimme:

„Ich will mir überlegen, mein Sohn, was ich thun kann und thun darf, deinen Wünſchen zu entſprechen.

Ich werde die Götter befragen, ich will ihnen deine Wünsche mittheilen, ich will für dich bitten, vielleicht, daß sie ihren Ausspruch ändern. Gehe heim, daß du nicht die Pflichten des Wirthes gegen die beiden Christen vergessest, welche uns Swantopol gesandt. Sei klug und weise, mein Sohn, umfasse deine Aufgabe mit allen deinen Kräften, und wenn du dir die Götter geneigt machst, werden sie deine Wünsche erfüllen."

„Meine Ungeduld ist groß," sagte Kodrus, „du, heiliger Krive, weißt ja im Voraus, was die Götter verkünden werden, warum soll ich bis morgen warten?"

„So komme in einer Stunde," versetzte der Krive, seinen Unmuth mühsam verbergend.

Kodrus entfernte sich. Der Krive trat in sein Haus, setzte sich nieder und versank in ernste Gedanken. Sein greises Haupt schüttelnd, sagte er zu seinem vertrauten Waidelotten:

„Ich fürchte, die Götter wollen unser Verderben, denn es giebt keinen großen Zumpan mehr, der sie ehrt und liebt. Die Menschen lassen ihre Leidenschaften walten, und wollen, daß die Götter sprechen sollen, wie es ihnen angenehm ist. Was ihnen nicht Vergnügen macht, das, meinen sie, kommt nicht von den Göttern, sie wollen nicht, daß die Götter auch strafen und verweigern. Daß wir verloren sind, daß unser Untergang in Laimas Herzen beschlossen ist, das wird mir mit jedem Tage mehr zur Gewißheit. Nichts will mir mehr gelingen, die Macht des Kriven ist nur noch leerer Schein, das Unglück macht alle Berechnung, alle Klugheit zu Schanden. Wem Laimas Untergang bereitet, der darf sich nicht rühmen, ein Weiser zu sein. Nur die Glücklichen sind klug."

„Krive," sagte der Waidelotte mit gesenktem Haupte, „wenn Laima unsern Untergang beschlossen, warum willst

du dich grämen? Wenn unſer Volk nicht mehr den Göttern dienen will, iſt es unſere Sache, uns zu härmen? Sind ſie die Götter, mögen ſie das Volk zum Gehorſam zwingen, mögen dem Volke die Macht geben, den Chriſten zu widerſtehen. Wollen wir Menſchen ſtärker ſein, als die Götter? — Wir haben gethan, was wir vermochten, — nun mag Laima walten."

„Du ſprichſt, wie ein Waidelotte," verſetzte der Krive, „der den einen Fuß ſchon in's Grab geſetzt und der, wenn er geſtorben iſt, fertig iſt mit der Welt. Der Krive muß anders ſprechen. Er iſt zu groß, um ſterben zu können, zu mächtig, um nur für eine kurze Spanne Zeit wirken zu wollen, er glaubt ſich berufen, niemals zu ſterben; zu leben noch als Todter. Was er will muß er für ewig wollen, und was ſeine Nachfolger verlieren, das verliert der todte Krive auch. Iſt das Volk der Preußen nur das lebende Geſchlecht und iſt der Krive nur ich, der jetzt ſpricht? Vermag ich mich in den Untergang deſſen zu finden, was ewig leben und beſtehen könnte, wenn Alles nach meinem Sinne, nach meiner Berechnung geſchähe?"

„Aber du ſagteſt doch, Krive, deine Weisheit iſt zu Schanden worden."

„Ja — ſie wird zu Schanden, weil ſie erhalten und retten, was Laima verderben will. Ich glaubte in Ruſſak den Mann gefunden zu haben, der uns helfen könnte, und gewiß, er wäre der Rechte geweſen, trotz dem, daß er ein Chriſt war; da aber hat ihn Kodrus voreiliger Pfeil getroffen. Ich glaubte, daß dieſer nun der Mann ſein würde, den wir gebrauchen könnten, uns die Unabhängigkeit wieder zu erringen, und er iſt der Mann dazu, wie Keiner. Aber ich habe Blicke in ſeine Seele gethan, die mich verzweifeln laſſen. Doch ich will

das Letzte aufbieten, und wenn Laima nicht will, daß wir siegen, dann will ich sterben, nicht wie ein Sklave eines Sklavenvolkes, sondern wie der Krive des Gottes Perkunas, des Gottes des Zorns und der Rache."

„Es ist nicht alle Hoffnung verloren," sagte der Waidelotte, „haben uns die Götter nicht den Swantopol gesandt?"

„Diese Hülfe sieht aus, wie eine Wohlthat," versetzte der Krive, „wer weiß, ob sie nicht gerade unser Verderben sein wird. Die Freundschaft der Christen ist die Freundschaft des Velas, sie giebt, aber sie nimmt zehnfach wieder."

Dieses Zwiegespräch wurde noch eine längere Zeit fortgesetzt, dann versank der Krive in stumme Träumereien, endlich meldete sich Kodrus wieder und begehrte Bescheid.

„Mein Sohn," versetzte der Krive, „die Götter wollen es gestatten, daß die Mädchen bei uns bleiben, daß sie niemals wieder den Fuß hinsetzen, wo Christen gebieten. Beide Jungfrauen sollen demjenigen aber nur zufallen, welcher in diesem Kriege die erste glänzende That verübt. Wem die andern Zumpane den Preis der Tapferkeit zuerkennen, dem gehören die Jungfrauen. Sei also tapfer und muthig, mein Sohn, richte deine Gedanken auf den Krieg, und die ist dein, welche dein Sinn begehrt."

Kodrus hatte eine andere Antwort erwartet; das Ziel schien ihm durchaus nicht unerreichbar, er besaß Tapferkeit und hohen Muth, aber es war ihm zu weit gesteckt. Seine Begierde wollte eine schnellere Gewährung. Doch hatte er Selbstbeherrschung genug, sich mit diesem Ausspruche der Götter zufrieden zu erklären und entfernte sich anscheinend befriedigt. Aber ein Entschluß, den er

mit der dieſen Preußen eigenen Energie erfaßt, ſollte ihn noch dieſen Abend, ſo dachte er, an's Ziel ſeiner Wünſche führen. Mit raſtloſer Ungeduld erwartete er die anbrechende Nacht.

6.

Es war Abend. In der Wohnung des Kriven herrſchte die vollkommenſte Ruhe. Die beiden Mädchen ſchliefen feſt umſchlungen auf einem und demſelben Lager, als plötzlich ein Geräuſch an der Fenſteröffnung entſtand, das Brett, welches ſie bedeckte, zurückgeſchoben wurde, und eine Geſtalt in's Zimmer ſtieg.

Marle erwachte und wollte laut aufſchreien, aber eine ſchwere Hand legte ſich auf ihr Antlitz und bedeckte ihren Mund, und ſie hörte eine männliche, aber milde klingende Stimme:

„Du ſollſt nicht ſchreien, es geſchieht dir kein Leid. Ich bin der Sohn des Illy, ich bin es, der den Tod deines Vaters an dem ſchändlichen Ruſſak gerächt; ja, ich habe ihn getödtet, in dem Augenblick, da ich ſah, wie der Elende dich von deinem Vaterherzen reißen wollte. Das bin ich. Fürchteſt du dich dennoch vor mir?“

Mit dieſen Worten zog Kodrus die Hand zurück.

„Ich fürchte Jeden,“ verſetzte Marle ſich emporrichtend, „der nicht durch die Thüre in die Wohnung des Kriven eingeht. Nicht gute Abſicht kannſt du haben. Was willſt du?“

„Mit dir reden.“

„Das kannſt du auch morgen, das kannſt du in der Gegenwart des Kriven.“

„Das, was ich beabſichtige, widerſtreitet dem Willen des Kriven — “

„Der Krive iſt mein Wohlthäter, mein Beſchützer, er will mich nach meiner Heimath ſenden, und ich will, was er will.“

„Wenn du willſt, was er will, dann wirſt du mein.“

„Wie?“ rief Marle entſetzt.

„Höre. Der Krive wird dich nicht nach deiner Heimath ſenden, du ſollſt der Lohn des Kriegers werden, der ſich im bevorſtehenden Kampfe auszeichnen wird. Ich liebe dich, ich muß dich beſitzen um jeden Preis, und ich werde dich erringen; aber meine Liebe iſt zu groß, ich möchte, daß du mein werdeſt, ehe ich in den Kampf ziehe, und ich komme, dich zu fragen, ob du mir Gehör geben willſt?“

„Niemals;“ verſetzte Marle entſchloſſen und blickte Lobrus mit ſtolzer Verachtung an.

„Niemals, ſagſt du? — Haſſeſt du mich?“

„Nein, ich haſſe dich nicht, aber ich liebe dich noch weniger.“

„Warum das, ich habe dir ja die größte Wohlthat erwieſen, indem ich dich von dem Ungeheuer befreite, welches durchaus dir Vater ſein wollte und deinen wahren Vater ermordet hat?“

„Du haſt damit deine Sache geführt, nicht meine.“

„Ich führte meine und deine.“

„Ich danke dir, aber ich kann dich nicht lieben.“

„Du wirſt aber dennoch mein Weib werden, ich werde das Höchſte vollbringen.“

„Je tapferer du ſein wirſt, je mehr werde ich dich haſſen.“

„Und weshalb, wunderliches Mädchen?“

„Weil ich eine Chriſtin bin und du gegen Chriſten kämpfeſt.“

„Du würdeſt mich lieben, wenn ich das nicht thäte?“

„Vielleicht.“

„Aber ich würde dann mein Volk verrathen.“

„Ich würde den Verräther haſſen.“

„Du willſt, daß ich Chriſt werde, und mein Volk verlaſſe, daß ich zu Euch übertrete, offen und ehrlich?“

„Ich will nichts von dir.“

„Würdeſt du mir folgen, wenn ich mit dir zu den Deinigen entfliehe?“

„Mit mir und meiner Schweſter — ja, dann würde ich dir folgen; vorausgeſetzt, daß der Krive wirklich, wie du ſagſt, mich dem Tapfern zum Lohn verheißen will.“

„Du wirſt es morgen hören.“

„Ich will den Kriven fragen, ob es ſich ſo verhält.“

„Wenn du das thuſt, dann verräthſt du mich, und unſere Flucht könnte leicht gefährdet werden.“

„Es wäre dann deine Sache, deinen Muth zu bewähren, und uns dieſelbe möglich zu machen.“

„Du haſt Recht, ich bewundre deinen Großſinn; frage den Kriven, ich werde morgen Gelegenheit haben, dich zu fragen, welche Antwort dir der Krive gegeben, und in der folgenden Nacht ſoll Alles zu unſerer Flucht bereit ſein. Iſt es ſo zwiſchen uns abgemacht?“

„Du haſt mein Wort.“

„Gut, ich gehe wieder. Gute Nacht.“

Marle ſuchte ihrer Schweſter, welche ebenfalls aufgewacht war, und mit Entſetzen den Fremden vor ihrem Lager erblickte, den Inhalt der gehabten Unterredung verſtändlich zu machen. Dieſe kannte etwas vom Litthauiſchen, welches mit der Sprache der alten Preußen viele Aehnlichkeit hatte, und um ſo leichter gelang es ihr, Marle's Worte zu faſſen. Sie billigte die Handlungsweiſe der Schweſter, und mit Ungeduld erwarteten ſie den anbrechenden Morgen.

Marle bot dem Kriven den Morgengruß, und dabei fragte sie:

„Mein Vater, wir sehnen uns so sehr nach der Heimath, wann wirst du dein Versprechen erfüllen, und uns dorthin senden?“

„Nicht heute und nicht morgen, meine Tochter,“ versetzte der Krive; „die Götter wollen anders. Du bist zu gut, um eine Christin zu sein, zu fromm für dieses unersättliche, falsche Geschlecht. Du wirst bei uns bleiben.“

„Und was soll ich hier?“ fragte Marle.

„Dein Loos wird dich beneidenswerth machen, du sollst der Preis desjenigen werden, der die größten Heldenthaten verrichten wird.“

„Ist das entschieden?“ fragte Marle erbleichend.

„Die Götter befehlen es, und du wirst ihnen dankbar sein.“

„Ich bin ja eine Christin, mein Vater.“

„Du kennst unsere Götter, und unsere Götter lieben dich.“

„Ich kenne die Götter, aber ich liebe sie nicht.“

„Meine Tochter, wehe dir, was sprichst du da? — Du liebst die Götter nicht, welche dich unter meinen Schutz gestellt? — Du willst den Gott derer vorziehen, die dich mißbrauchen wollten, die die Geißel über deinen Nacken schwangen?“

„Sie thaten es, weil sie mich für eine Sklavin, für ein niedriges Weib hielten; sie hätten mich geachtet, als die Tochter eines Woywoden.“

„Wenn auch, es geschah dir Unrecht.“

„Dein Volk macht es nicht besser. Wenn sich die Männer schlagen, sind sie Alle Wölfe; aber die christlichen Ritter sind keine Wölfe, sie sind edel, und haben nicht den Muth der Niederträchtigkeit.“

„Die Ritter? Welche Ritter meinſt du?“

„Die Ritter mit den weißen Mänteln und den ſchwarzen Kreuzen.“

„Der Verräther Ruſſak hat dir Gift eingeflößt,“ ſagte der Krive; „der, deſſen Eigenthum du wirſt, ſoll dich davon befreien.“

Mit dieſen Worten wandte ſich der Krive zürnend von dem Mädchen ab, und Marle ging traurig und niedergeſchlagen in ihr Zimmer zurück.

Im Laufe des Morgens, während der Krive bei den Ceremonieen beſchäftigt war, fand Rodrus Gelegenheit, Marle zu ſprechen.

„Was haſt du vom Kriven erfahren?“ fragte er.

„Daß du Recht hatteſt.“

„Du biſt bereit, mit mir zu fliehen?“

„Ja, unter einer Bedingung.“

„Welche?“

„Verſchaffe mir und meiner Schweſter Waffen.“

„Du mißtrauſt mir?“ ſagte Rodrus mit betrübter Miene.

„Iſt es nicht gut, daß auch wir uns vertheidigen können, da eine Verfolgung möglich iſt? verſetzte Marle.

„Du haſt Recht; du ſollſt Waffen haben.“

„Wann wirſt Du alſo kommen?“

„Um Mitternacht, wie geſtern.“

Rodrus entfernte ſich wieder. Es hatte ſeine Abweſenheit aus der Verſammlung Niemand, als ein Einziger bemerkt. Das war der alte Waidelotte, des Kriven Freund. Da er deſſen Liebe für Marle kannte, denn der Krive hatte ihn in alle Verhältniſſe eingeweiht, ſo ſchlich er ihm nach, und es gelang ihm, die Unterredung zu belauſchen. Eiligſt kehrte er zur heiligen Eiche zurück,

woſelbſt ſich der Krive befand, und machte ihm mit beſtürzter Miene die Anzeige.!

„Was Du mir da ſagſt," verſetzte der Krive ruhig, „das weiß ich."

Der Waidelotte ſah den Kriven mit erſtaunter Miene an.

„Meine Ohren waren um zwölf Stunden eher wach, als deine Augen," fuhr der Krive fort; „ich kannte meinen Mann zu gut, um nicht das zu fürchten, was wirklich geſchehen iſt und noch geſchehen ſoll. Sei ſtille und arglos. In einer Stunde werden wir zuſammen reden."

Der Krive verkündete nun den neuen Ausſpruch der Götter, und ſetzte die beiden Mädchen als Preis der Tapferkeit aus.

Dieſe Verkündung erregte einen allgemeinen, ungeheuren Enthuſiasmus; Kodrus bemerkte das mit finſtern Mienen. Die Hoffnung, welche jetzt Allen auf Marle's Beſitz gegeben, verletzte ſein liebeskrankes Gemüth; er wollte Niemandem ſelbſt nicht den leiſeſten Schimmer eines Glückes gönnen, welches er für ſich allein in Anſpruch nahm.

Nach der Ceremonie trat der Krive zu ihm heran, und fragte ihn, warum er ſo verſtimmt ausſehe?

„Weil ich, heiliger Vater," verſetzte Kodrus, „jede Minute für vergeudet halte, die nicht der Heldenthat gewidmet iſt, welche mich glücklich machen ſoll."

„Morgen ſchon kannſt du in den Kampf ziehen."

„Heute wäre mir lieber."

„Ich wollte, deine Ungeduld theilten Viele."

„Ich hoffe und fürchte es," verſetzte Kodrus."

„Ich hoffe Alles und fürchte nichts," verſetzte der Krive; „es wird dir Niemand an Tapferkeit gleichen."

„Wenn auch — die Liebe wird ſie Alle partheiiſch machen.“

„Sie Alle aber werden die Entſcheidung der Götter achten.“

Der Krive blickte den Jüngling bei dieſen Worten ſcharf an, Kodrus ſchlug die Augen nieder, das Herz pochte ihm. Es war ihm, als ſchaute der Krive bis auf den Grund ſeines Herzens, und er fühlte ſich freier, als ihn dieſer endlich mit den Worten entließ:

„Wer die Götter achtet, den lieben auch die Frauen.“

„Es kommt nur darauf an,“ brummte Kodrus vor ſich hin, „welche Götter die Frauen, deren Liebe man zu erlangen wünſcht, verehren. Marle betet das Kreuz an, und ſie will, daß ich ein Chriſt werde. Mag es ſein. Ich opfere ihr die Götter, die ohnmächtig ſind; ich opfere ihr das Vaterland, deſſen Zeit ſich erfüllt hat; ich opfere ihr den Ruhm, denn die Liebe iſt mehr Gott als Alles. Ich will Marle — mag der Krive untergehen. Beruht auf ihm die Welt? Darf irgend ein Menſch, wenn es nicht der wirkliche, wahrhaftige Gott iſt, ſich zu ſagen vermeſſen, daß ohne ihn die Welt, die Ordnung der Dinge nicht fortbeſtehen könne? — Lächerliche Anmaßung eines Sterblichen. Ein Menſch bleibt immer ein Menſch, die Welt geht ihren Gang ohne ihn. Mag der Krive untergehen, es werden ſich andere Prieſter finden. Mögen die Götter der Preußen verachtet werden, die Götter der Chriſten treten an ihre Stelle. Marle iſt mein, ihre Götter nehme ich mit in den Kauf.“

Während nun Kodrus mit einem getreuen Diener, den er jedoch nicht ganz in ſein Geheimniß zog, Alles zur Flucht, oder wie der Sklave vermeinte, zur Entführung der Mädchen vorbereitete, hatte der Krive mit ſeinem Waidelotten eine heimliche Unterredung. Dieſe Un-

terredung war kurz, denn der Krive war bewegt, und der Inhalt ſchmerzlich für ihn. Als ihn der Waidelotte verließ, ſagte er leiſe, und eine Thräne glänzte an ſeinen Augenwimpern: „Es iſt der Götter Wille, daß ihre Sache nicht verloren gehe um eines ſchönen Weibes Willen; es iſt die Pflicht ihres erſten Prieſters, für das Vaterland zu wachen.“ Und als der Abend hereinbrach, als es in Romove ſtille wurde, ging er mit dem Waidelotten zu den Mädchen, und ſagte ihnen: „Kommt, wir wollen einen Spaziergang machen, und uns von den Göttern unterhalten, die auch Eure Götter werden ſollen.“

Die Mädchen folgten dieſer Aufforderung, der ſie ſich nicht widerſetzen konnten; ſie verließen des Kriven Wohnung, und gingen auf's Feld. Der Krive ſprach ruhig und wohlmeinend, die Mädchen ſchöpften nicht den geringſten Verdacht. So gelangten ſie bis an ein Gewäſſer, in welchem ſich die Mädchen, nach der Lehre ihrer Religion, zu baden pflegten; denn das Bad war eine ceremoniöſe Handlung bei ihnen. Sie gingen das Ufer des Gewäſſers entlang, und der Krive ſchien abſichtlich eine gewiſſe, ihm wohlbekannte Stelle auszuſuchen. Hier blieb der Krive ſtehen. Einen Moment blickte er ſeufzend in die Tiefe; dann gab er dem Waidelotten, deſſen Augen fortwährend auf den Kriven gerichtet waren, einen Wink. Plötzlich ergriff er Marle beim Arm, der Waidelotte erfaßte das andere Mädchen; das Wehgeſchrei Beider durchdrang die ſtille Nacht, man hörte den Fall ſchwerer Körper, und die Wellen, welche die beiden Mädchen in ihren Strudel hinabriſſen, ſchlugen über die Unglücklichen zuſammen. — — — —

„Die Götter haben ihre Opfer,“ ſagte der Krive tief ergriffen; „wir haben das Unſere gethan.“

Noch einmal wurden die ſich emporſtreckenden Arme

der Mädchen ſichtbar, noch einmal vernahm man ihr klägliches Hülfsgeſchrei — dann ward es unheimlich ſtill in dem naſſen Wellengrabe.

Lautlos kehrten der Krive und der Waidelotte nach ihrer Wohnung zurück.

7.

Um Mitternacht näherte ſich Kodrus der Wohnung des Kriven. Sein Sklave hielt mit mehreren Pferden vor dem Dorfe. Kodrus ſtieg in das Zimmer der Mädchen. Er erbleichte, als er die Lager leer und unberührt fand. — Er war unſchlüſſig, was er thun ſollte. Er glaubte, daß die Mädchen ihn vielleicht außerhalb des Dorfes erwarteten, und machte ſich auf den Weg. Er fand ſeinen Sklaven mit den Pferden — aber die Mädchen ſuchte er vergebens. Wo waren ſie? Hatte ſie ein Anderer geraubt? Hatte ſie der Krive heimlich entlaſſen? Eine fürchterliche Wuth bemächtigte ſich ſeiner. Entſchloſſen kehrte er nach der Wohnung des Kriven zurück, drang in dieſelbe ein, trat in das Zimmer des Kriven, welchen er auf ſeinem Lager fand, als wäre nichts geſchehen. Doch die Wuth ließ den Jüngling auf nichts achten, nicht einmal auf die Ruhe des Prieſters, der ſich über die Erſcheinung des Jünglings mehr verwundert als beſtürzt ſtellte.

„Was willſt du zu dieſer Stunde?“ fragte er.

„Betrüger!“ rief Kodrus außer ſich; „wo iſt Marle?“

„Was willſt du von ihr?“ fragte der Krive zurück.

„Ich will ſie ſehen! wo iſt ſie?“

„Mein Sohn,“ verſetzte der Krive, „du biſt ein Böſewicht, ſtöre nicht die Ruhe der Jungfrau; kehre heim.“

„Wo ist sie? Wo ist sie?“ rief Kodrus; „antworte mir, oder ich tödte dich.“

„Der Zorn spricht aus dir, mein Sohn; ich kann dich nicht Nachts zu den Mädchen einlassen. Komme morgen wieder.“

„Wie, du weißt nicht, daß sie nicht mehr in deiner Wohnung sind?“

„Wie? Was sprichst du da, mein Sohn?“

„Ihr Zimmer ist leer, ihr Lager unberührt.“

„Das kann nicht sein,“ sagte der Krive mit verstelltem Erstaunen.

„Du spielst ein falsches Spiel!“ rief Kodrus; „du weißt es.“

„Die Wuth macht dich verblendet; es wäre besser, du riefest die Leute zusammen, um die Räuber der Mädchen zu entdecken und den Flüchtigen nachzusetzen.“

Die Ruhe des Kriven täuschte den Jüngling, der seine Bemerkung für richtig fand; er stürzte aus der Wohnung des Kriven, weckte seine Leute, und ließ überall nach den Mädchen forschen. Der Krive athmete freier, als Kodrus ihn verließ. „Seine Aufregung wird sich dämpfen,“ sagte er: „kann er nicht eben so hübsche Jungfrauen der Christen zu Gefangenen machen? Er wird Marle vergessen. Diese Christin wird nicht mehr die Herzen der Brüder entzweien. Gelobt seien die Götter, der Sturm ist vorüber.“

Aber der Sturm war nicht vorüber.

Badende Jungfrauen fanden die Leichen, und Kodrus glaubte nimmermehr, daß sich die Mädchen selbst das Leben genommen. Wie ein Rasender stürzte er in die Wohnung des Kriven, drang mit seinem Messer auf denselben ein, und versetzte ihm einen tödtlichen Stoß; dann eilte er in seine Behausnng, befahl dem Sklaven,

ihm zu folgen, und ſchwang ſich auf ein Pferd. Aber die Nachricht von der unerhörten That hatte ſich ſchnell verbreitet, und bald hörte Kodrus die Hufſtritte der ihn verfolgenden Roſſe hinter ſich. Er hatte jedoch einen ziemlich bedeutenden Vorſprung, und hoffte, das Gebiet der Ritter glücklich zu erreichen — da aber traf ihn ein Pfeil im Genick, und durchbohrte ihm den Hals; und röchelnd, mit fürchterlich verdrehten Augen, denen der herannahende Tod ſelbſt den Ausdruck des Zornes und der Wuth nicht zu rauben vermochte, ſank der Unglückliche vom Pferde.

Die Wunde des Kriven war tödtlich, aber er lebte noch bis zum Abende. Er vernahm, daß Kodrus getödtet worden, und dieſe Nachricht beruhigte ihn. Denn er fürchtete dieſen verwegenen Menſchen, der, übergehend zu den Feinden, ſeinem Volke vielen Schaden zufügen konnte. Die in Romove noch anweſenden Zumpane waren um ſein Sterbelager verſammelt, mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte ſprach er zu ihnen:

„Pykullus hat mich gerufen, ich gehe von hinnen, ich werde mich mit allen Guten unſeres Volkes in Rojus *) wieder vereinen. Ich werde auch dort nicht aufhören, zu den Göttern für Euch zu bitten. Seid einig, und Ihr ſeid ſtark; liebet die Götter, und ſie werden Euch ihren Beiſtand gewähren. Haſſet das Kreuz, und Ihr werdet es unterdrücken; aber verachtet nicht Eure Feinde, und wenn ihrer noch ſo Wenige ſind. Die Kraft beruht nicht in der Zahl; der Muth Weniger vermag mehr als der Muth Vieler, denn jener iſt der

*) Paradies.

wahre Muth. Wählt unverzüglich meinen Nachfolger; ich empfehle Euch den Waidelotten, meinen Bruder, er kennt den Beruf eines Kriven, und verſteht die Sprache der Götter beſſer, als irgend ein Anderer. Er hat mein Blut in einer Schale aufgefangen, damit möget Ihr die heilige Eiche beſprengen. Jeder tauche ſeine liebſten Waffen darin, und Ihr ſeid unüberwindlich im Kampfe. Lebt wohl, meine Kinder! lebe wohl, Welt! die Götter ſeien mit Euch!"

Dieſe letzten Worte hatte der Krive noch im Zuſammenhange geſprochen, aber ſeine Stimme wurde ſchwach, kaum hörbar. Dann ein Lächeln auf ſeinem Antlitze, und er war verſchieden.

Der Meisner und der Mönch.

X.

Der Markgraf im Käfig.

1278.

1.

Winterlich ſahen noch die Fluren aus, noch hatte ſich die Natur nicht mit ihrem lieblichen Mai-

gewande geſchmückt, der Aprilmonat des Jahres 1278 war ſehr rauh, ſtürmiſch und unfreundlich, die Luftblumen des Winters, der Schnee, bedeckten von Neuem Thal und Wald. Die Menſchen aber, welche damals noch mehr als heute dem Frühling ſehnlichſt entgegenharrten, krochen wieder in ihre düſteren Häuſer und Stübchen zurück, wo durch die Scheiben von geöltem Papier das Tageslicht nicht zu dringen vermochte, um am Kaminfeuer, welches zugleich Licht und Wärme geben mußte, die trüben Abende zu verleben. Man wußte ſich dieſe Abende in den meiſten Fällen nicht beſſer zu verkürzen, als durch Schlaf, welcher im Winter gewöhnlich ſo lange dauerte wie die Nacht. Väterchen und Mütterchen gingen zu Bette, oder machten auf den hölzernen Lehnſeſſeln ein Vorſchläfchen; waren ſie aber noch rüſtig und kräftig, dann halfen ſie ihren Kindern: die Mutter den Töchtern beim Spinnen, der Vater ſeinen Buben beim Auswendiglernen des Cisio-Janus *), welcher damals eine Hauptwiſſenſchaft war, auf deren Erlernung der ganze Ehrgeiz der Knaben ſich richtete.

War das Leben in den Häuſern der Bauern und Bürger im Winter ſo düſter und dürftig, daß nur das traute häusliche Familienleben es erträglich machen konnte, ſo ſtand es ſelbſt in den Schlöſſern der Vornehmen und Reichen nicht viel beſſer; denn das Leben war in dieſer

*) Im Mittelalter hatte man noch keine Kalender, und dieſe waren damals faſt noch unentbehrlicher als heute, denn es wurden nicht nur die Feſte, ſondern auch die Gedächtnißtage einer Unzahl Heiliger gefeiert. Man half ſich nun damit, daß man für die zwölf Monate des Jahres Gedächtnißverſe in lateiniſcher Sprache entwarf, welche nach dem Anfange derſelben der Cisio-Janus hießen. Dieſer Cisio-Janus wurde in allen Schulen auswendig gelernt und vertrat den Kalender.

Zeit im Ganzen noch zu dürftig, um den Winter mit den vielen Mitteln, welche der jetzigen Generation zu Gebote ſtehen, freundlicher und annehmlicher zu geſtalten.

Der Markgraf Otto VI., ſpäter „mit dem Pfeile“ genannt, hatte bereits ſchon im Anfange des Aprils ſeinen ſogenannten „freien Hof“ zu Rathenow bezogen. Denn die Fürſten damaliger Zeit führten ein ambulantes Leben; bald waren ſie hier, bald dort, einen feſten Sitz hatten ſie nirgends, ſie reiſten auf ihren Schlöſſern herum. Das fürſtliche Leben konnte ſich in damaliger Zeit noch keineswegs mit der Pracht und Herrlichkeit umgeben, die ihm heute zu Gebote ſtehen; ein nur mittelmäßig vermögender Mann lebt in unſern Tagen beſſer, als ein großer Fürſt des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Das kam daher, weil theils die Wiſſenſchaft und Kunſt in der Zeit des Fauſt- und Fehderechts nicht aufkommen konnten, theils aber auch die Ausgleichungsmittel, das heißt die Tauſchmittel, fehlten, welchen wir unſere moderne Induſtrie zu verdanken haben. Der Reichthum beſtand nur in unbeweglicher Habe, in Länderbeſitz und in Heerden, welche von dieſem abhängig waren. Geld war wenig vorhanden, und daher ſehr theuer, und dieſen Umſtänden hauptſächlich entſprang die Dürftigkeit des damaligen Lebens.

Der Hof des Markgrafen Otto VI. war aber dennoch nicht ohne Reiz. Er hatte eine hübſche, junge Gemahlin, die Tochter eines Grafen von Holſtein, Namens Hedwig, welche, holdſelig und lieblich, über das häusliche Leben des Markgrafen einen ſchönen Glanz verbreitete. Der Markgraf Otto liebte das ritterliche Waffenſpiel, aber auch den Minneſang, denn er ſelbſt war ein Poet, und die Gehrenden, ſo nannte man nämlich die fahrenden Minneſänger, fanden bei ihm jeder Zeit

gaſtliche Aufnahme. Schöne Frauen und tapfere Ritter bildeten ſeine Umgebung, und ſo konnte es nicht fehlen, daß des Markgrafen Otto Hof weit und breit geprieſen wurde, daß er den Ruf erlangte, die Heimath feiner und edler Sitte und jeder ritterlichen Tugend zu ſein.

Es war am zwanzigſten April, nach der Veſper, als Markgraf Otto, von ſeinem Hofe umgeben, beim Schachſpiele ſaß. Er trug ein grünes Hauskleid, über welches er einen rothen, goldgeſäumten Oberrock ohne Aermel geworfen hatte, auf dem blonden Haupte hatte er eine flache, rothe, pelzverbrämte Mütze, die ihm ein ungemein keckes Ausſehen gab. Neben ihm auf der Polſterbank ſaß ſeine junge Gemahlin, im pelzgefütterten Purpurkleide mit weiten Aermeln, unter welchem ſie ein rothes Unterkleid trug; einen weißen, goldgeſäumten Schleier hatte ſie auf dem Kopfe. Das Schachbrett ſtand ebenfalls auf der Polſterbank zwiſchen dem fürſtlichen Ehepaare, welches in ſein Spiel vertieft war.

Außerdem befanden ſich im Zimmer: der Marſchall Konrad von Raven, der Schenk des Markgrafen, Ritter Berthold und der Hofjäger Meiſter Heinemann. Die beiden erſten ſahen dem Spiele des Markgrafen und ſeiner Gemahlin aufmerkſam zu. Meiſter Heinemann aber ſtand an dem Fenſter, nicht etwa um hinaus in den Hof zu gucken, denn ſo gute Augen er auch hatte, würde er durch die Hornſcheiben *) dennoch, zumal es draußen ſchon ſehr dunkel war, ſchwerlich etwas erkannt haben. Er ſchien zu beten. Wahrſcheinlich hatte er beim Geläute der Veſperglocke zu beten vergeſſen, was dieſem

*) Die Fenſterſcheiben waren damals, je nach dem Vermögen des Beſitzers, von geöltem Papier, Pergament oder Horn; nicht von Marienglas, wie gewöhnlich angenommen wird.

Waidmann, der zwar ein gutes Auge, aber ein ſchlechtes Gedächtniß hatte, nicht ſelten paſſirte. Da aber Meiſter Heinemann den feſten Glauben hatte, daß er für jedes verſäumte Gebet in der Hölle dereinſt viermal täglich durch den Gluthofen laufen müſſe, ſo vergaß er es niemals, ſich mit dem lieben Gotte wieder auszuſöhnen, indem er dem vergeſſenen Gebete noch den engliſchen Gruß hinzufügte.

Außer dieſen Perſonen befanden ſich aber noch ein paar junge Herren und Damen im fürſtlichen Gemache, welche ſchäkernd am Kamine ſaßen, und nur dann und wann einen etwas ſehnſüchtigen Blick auf die vier Spielleute warfen, welche ihres Winkes gewärtig, neben dem hohen Paare ſtanden. So lange dieſes in die Schachzüge vertieft war, durften die Knaben natürlich nicht ſpielen, und die jungen Damen hätten gar zu gerne ein wenig Muſik gehört. Die Spielleute, vier Knaben von vierzehn bis ſechszehn Jahren, ſahen ganz eigenthümlich aus. Zwei waren ganz gelb gekleidet und hatten lange goldene Trompeten, an welchem ſich ein Fähnlein mit ausgebreiteten rothen Adlern befand; der dritte trug einen grünen Rock mit veilchenfarbener Kapuze, und hatte eine Trommel vor der Bruſt; der vierte endlich trug einen veilchenfarbenen und blaugeſtreiften Rock, mit einer gelben Kappe, eine Sackpfeife in der Hand. Dieſe Knaben bildeten das Hoforcheſter des Markgrafen.

Endlich hörte die Herrſchaft zu ſpielen auf. Die Markgräfin war überwunden, und Otto, um ſeiner Gattin dieſen Verluſt zu verſüßen, ſagte ihr etwas Schmeichelhaftes über ihr Spiel. Sie erhoben ſich von ihrem Sitze, und die Knaben begannen zu ſpielen. Otto trat ſcherzend zu den Damen, und dann zu Meiſter Heinemann, der noch immer betend am Fenſter ſtand.

„Aber mein lieber Meiſter," ſagte der Markgraf, indem er ſeine Hand auf des Jägermeiſters Schulter legte, „Ihr betet wohl ein ganzes Brevier her? An Euch wahrlich iſt ein guter Pfaff verloren gegangen; was meint Ihr, wenn ich Euch zu einem Domherrn machen ließe?"

„Gnädiger Herr," verſetzte Meiſter Heinemann, „könntet Ihr mich auch zum Domherrn in Magdeburg machen, Ihr thätet ſchlecht daran."

„Schlecht? Warum ſchlecht, mein lieber Meiſter?"

„Ich würde nicht zu denen gehören, die Euren Bruder Erich zum Erzbiſchofe machen."

„Das glaub' ich wohl, mein lieber Heinemann," ſagte der Markgraf lachend; „denn Ihr würdet Euch extra einen Heiligen verſchreiben, aber den findet Ihr unter den Pfaffen nicht, ſo viel ſie auch beten mögen."

„Was ſollte aus unſerm Seelenheile werden, wenn wir keine Pfaffen hätten?" verſetzte der Hofjäger; „ſind ſie nicht allein im Beſitze all' des Heils, deſſen unſere Seelen in jener Welt wohl ſehr bedürftig ſein werden, und von dem ſie uns reichlich abzuheben geſtatten?"

„Ja wohl, mein guter Heinemann, inſofern wir unſere Säckel ordentlich aufthun, umſonſt aber retten ſie keine Seele aus dem Fegefeuer, wenn ſich nicht etwa noch ein Weltgeiſtlicher erbarmt, der es aber auch nicht umſonſt thut. Doch horcht einmal, Heinemann, da ſchmettert ja eine Trompete, wir bekommen wohl Beſuch?"

Kaum hatte der Markgraf dieſe Worte ausgeſprochen, da trat der Hofmeiſter herein, und meldete den Beſuch des Herrn Johann von Buch; zugleich aber kündigte er an, daß der Domherr Erich zu Magdeburg, der Bruder des Markgrafen Otto, einen Boten geſendet, welcher ein Schreiben zu überbringen habe, und dringlich

begehre, sofort bei dem Herrn Markgrafen vorgelassen zu werden.

„Laßt ihn hereintreten," versetzte der Markgraf, „und auch der von Buch soll uns willkommen sein, nur mag er seine grämliche Laune draußen lassen, die sich allerdings für unsern seligen Ahn besser schickte, als für uns. Denn wir sind noch jung und lebenslustig, und die Grämlichkeit bewahren wir für's Alter."

Diese letzten Worte hatte der Markgraf an seine Gesellschaft gerichtet; der Hofmeister war schon draußen, und bald darauf traten von Buch und der Bote des Domherrn Erich in's Zimmer.

Von Buch, ein Mann mit greisem Haupte, doch noch rüstig und kräftig wie ein junger Mann, grüßte die Versammlung mit edlem Anstande; der Markgraf reichte ihm die Hand und bewillkommnete ihn, doch vermißte man in dieser Bewillkommnung den herzlichen Ton, in welchem der Markgraf zu seinen Freunden zu sprechen pflegte. Von Buch war in Diensten des Markgrafen Johann, Otto's Vater, ergraut, und hatte unter schwierigen Umständen und in gefährlichen Zeitverhältnissen ihm treue Dienste und guten Rath geleistet. Johann hatte von Buch vor allen Andern seiner Ritter und Vasallen vorgezogen, und dieser Vorzug hatte ihm Neider und Feinde geschaffen, welche, da sie den Alten nicht aus der Gunst des Markgrafen Johann zu verdrängen vermochten, es mit desto besserem Erfolge bei dem jungen Otto versuchten. Das jugendliche Gemüth Otto's war leichter gegen den alten bewährten Freund einzunehmen, welcher allerdings auf die Achtung und Beachtung des jungen Fürsten Anspruch machte, und bei der geringsten Verkennung seiner Klugheit und Erfahrenheit empfindlich wurde. Otto aber glaubte des Rathgebers entbehren zu

können, und behandelte den alten von Buch, wenn auch nicht mit Geringschätzung, so doch nicht mit der Zartheit und Freundschaft, welche von Buch wohl verlangen zu können sich berechtigt glaubte. So war zwischen ihnen bereits eine gewisse Mißstimmung entstanden, und von Buch besuchte gar selten den Hof seines Herrn, sondern verlebte seine Zeit auf seinem Sitze Buch unfern Tangermünde. Er hatte sich früher oft des Besuches des Markgrafen Johann zu erfreuen gehabt, Otto aber hatte ihm diese Ehre noch nicht erwiesen, und gewiß würde von Buch niemals mehr am Hoflager Otto's erschienen sein, machten einen solchen Besuch nicht dann und wann die Verhältnisse nothwendig.

Während sich Otto nun nach kurzer Begrüßung des von Buch dem Boten zuwandte, ihm das Schreiben abnahm und las, unterhielt sich von Buch mit der Markgräfin Hedwig, welche mit ihm leutselig sprach, so daß der Alte bei dieser Unterhaltung schier seinen Groll über den kurzen Gruß Otto's vergaß. Nachdem Otto gelesen, befahl dieser, seinen Hofnotar, Tidemann Zmoll, welcher sich im Schlosse befand, herbeizurufen, und dann wandte er sich an den Boten mit folgenden Worten:

„Du bringst mir schlechte Nachricht aus Magdeburg, aber wahrlich keine bessere sollst du den Magdeburgern zurückbringen. Jetzt gehe und erlabe dich, es soll dir bei meinem Hofgesinde an Nichts fehlen, und morgen in aller Frühe magst du gen Magdeburg wieder aufbrechen und unserm Bruder die Antwort bringen."

Der Bote entfernte sich, und Otto wandte sich an den Ritter Konrad von Raven.

„Was meint Ihr zu diesen Domherren?" sagte er; „sind sie nicht richtig meinen Bruder bei der Wahl übergangen, und haben den Grafen Günther von Schwalen-

berg zum Erzbiſchofe erwählt. Meinen Bruder aber vermeinen ſie mit 2000 Mark Silber abzufinden. Wartet, Ihr Herren, wir werden Euch einen Beſuch machen, und nicht hold ſoll es Euch ergehen, denn mein Bruder ſoll Erzbiſchof von Magdeburg werden, ſo wahr wir Markgraf von Brandenburg ſind. Was meint Ihr dazu, mein lieber Ritter?"

„Ich meine wie Ihr, Herr Markgraf," ſagte von Raven, „mit dem Schwerte kommen wir am eheſten zum Ziele; gelt, wir ſchreiben den Magdeburgern auf ihre Hirnſchädel den Befehl, den Herrn Erich zum Erzbiſchof zu wählen. Solch' ein deutliches Gedenkzeichen vermag ſich Reſpekt zu verſchaffen."

„Und Ihr, mein guter Berthold, welcher Meinung ſeid Ihr?" wandte ſich nun der Markgraf an dieſen, ſehr wohl mit von Raven's Antwort zufrieden.

„Ich meine, wie von Raven," verſetzte Berthold; „es iſt eine ſchändliche Mißachtung eines ſo mächtigen Herrn, wie Ihr ſeid, Euren Willen und Wunſch, den Ihr den Magdeburgern ſo deutlich zu erkennen gegeben habt, gänzlich unberückſichtigt zu laſſen. Ziehen wir das Schwert, Herr Markgraf, da kommen wir am ſchnellſten zum Ziele. Ich denke, es fehlt Euch nicht an tapfern Rittern und Mannen, um einen Erzbiſchof zu machen."

„Und Ihr, mein lieber Meiſter Heinemann," ſagte Otto, nur lächelnd, „Euch brauch' ich wohl nicht zu fragen, da Ihr mir vorhin ſchon geſagt, daß Ihr als Domherr meinen Bruder nicht wählen würdet."

„Giebt's was zu fuchteln, bin ich auch dabei," ſagte Heinemann; „der Graf Günther iſt nicht um ein Haar beſſer, als Euer Bruder, gnädiger Herr, und da muß ja das Wetter drein ſchlagen und der heilige — —"

Der Waldmann hielt plötzlich inne und blickte verlegen vor ſich hin.

„Nun, warum haltet Ihr inne?“ fragte Otto.

„Ich habe das Gelübde gethan, vier Wochen lang nicht zu fluchen,“ verſetzte Heinemann; „aber der Teufel hat mich einmal wieder in Verſuchung geführt — das koſtet mich wieder eine Mark Silber, die ich für jeden Fluch der Kirche gelobt.“

„Für dieſes Mal will ich die Mark Silber bezahlen,“ ſagte der Markgraf, „da Euch Euer Dienſteifer zu dem Fluche getrieben hat; aber in Zukunft, mein lieber Heinemann, müßt Ihr ein ſolches Gelübde nicht thun, wenn Ihr nicht arm werden wollt, wie ein Bettelmönch. Alſo, meine Herren, wir ziehen das Schwert; ich hoffe, wie Ihr, ſo denken alle meine Ritter und Getreuen. Wir werden uns von den Magdeburgern den Schimpf nicht anthun laſſen, unſere Befehle zu verachten. Iſt's nicht ſo, mein lieber von Buch?“

Der alte Mann, welcher ganz beſchämt und beleidigt daſtand, daß der Markgraf die anderen, weit jüngeren Herren um ihren Rath fragte, faßte ſich jetzt, um nicht gereizt zu erſcheinen.

„Wenn Ihr, gnädiger Herr, meinen Rath hören wollt,“ ſagte er ruhig, „ſo iſt es der: den Domherren zu Magdeburg ein gutes Recht nicht ſtreitig zu machen, das kein Fürſt und Herr antaſten darf. Ich weiß nicht, unter welchem Titel anders, als dem der Gewalt, Ihr die Magdeburger zwingen wollt, Euren Herrn Bruder zum Erzbiſchofe zu wählen. Die Domherren allein haben das Recht der Wahl, und ſo wenig es Euch belieben kann, einen Papſt einzuſetzen, ſo wenig ſeid Ihr berechtigt, einen Erzbiſchof von Magdeburg zu wählen.“

Der Markgraf krauste die Stirne und blickte finster auf den Alten, die andern Herren lächelten.

„Ich konnte mir allerdings die Frage an Euch ersparen," sagte er, „weiß ich doch im Voraus, daß Ihr stets anderer Meinung seid, als andere kluge Leute."

„Gnädiger Herr," versetzte von Buch, „ich habe allerdings stets meine besondere Meinung gehabt und habe niemals mit ihr hinter den Bergen gehalten, Euer Herr Vater liebte es so, und ich bin in seinen Diensten zu alt geworden, um mich zu einer andern Weise bekehren zu können. Folgt in Gottes Namen dem Rathe anderer klugen Leute, denn ich bin weit entfernt zu behaupten, daß ich's allein bin; möge der liebe Gott es verhüten, daß Ihr es je bereuen müsset."

Mit diesen Worten grüßte der Ritter den Markgrafen und die Frauen und verließ das Gemach. Sein Knappe führte ihm sein Roß herbei und nach einigen Minuten hörte ihn der Markgraf und seine Gesellschaft davonsprengen.

„Mag der alte Brummkopf gehen," sagte der Markgraf, „wir werden uns doch nimmer verständigen. Die Sache steht fest bei mir, meine Herren Ritter, wir ziehen gen Magdeburg. Ich werde meinem Bruder schreiben, daß er auf unsere Ankunft gefaßt sein soll."

Jetzt trat der Hofnotar in's Gemach und der Markgraf gab ihm das Schreiben seines Bruders und besprach mit ihm die Antwort; die Unterhaltung war noch nicht vollendet, als sich plötzlich gar liebliche Töne unter den Fenstern des Schlosses vernehmen ließen.

Die Damen sprangen auf; Freude und Vergnügen strahlte auf ihren Gesichtern. Sie eilten an die Fenster, um sie zu öffnen, und der Markgraf, die Unterredung sofort unterbrechend, rief ebenfalls erfreut:

„Das iſt der Meisner!“ — —

Inzwiſchen hatten die Damen die kleinen Fenſter mit den Hornſcheiben ſchon geöffnet, die Luft war etwas milder geworden und die Klänge des Minneſängers, der unter dem Namen „der Meisner“ weit und breit bekannt war, und auch den Hof Otto's ſehr oft beſuchte und daſelbſt ſtets gern geſehen wurde, ſchallten in's Fenſter hinein. Der Meisner hatte eine luſtige Weiſe gewählt, mit der er ſich ankündigte, einen Vers, welcher mehrere damals bedeutende Städte der Altmark ſcherzhaft bezeichnete. Er lautete:

„De Stendaliſchen trinket gerne Wyn,
De Garlever dat will Junkers ſyn,
De Tangermündeſchen hebbet den Moth,
De Golſwedelſchen hebbet dat Goth,
De Gehüſer de ſint Ebenthür,
De Werbenſchen gebet den Weiten dür,
De Oſterberger woſden ſik recken
Und deden den Bullen vor en Baren ſtecken*).“

Die Damen klatſchten mit den Händen und ſelbſt Markgraf Otto nahm keinen Anſtand, dem Meisner aus dem Fenſter heraus ein freundliches Willkommen zu bieten. Als der Minneſänger der Damen anſichtig wurde und das freundliche Willkommen vernahm, zog er ſein Barett ehrerbietigſt vom Haupte, verneigte ſich mit feinem Anſtand, griff in die Saiten ſeines Inſtruments und begann ein anderes Lied anzuſtimmen:

*) Auf hochdeutſch hieß der Vers: die von Stendal trinken gern Wein, die von Gardeleben wollen Junker ſein; die von Tangermünde haben Muth, aber die von Salzwedel das Gut; die Seehäuſer ſind Ebenthürer, und die von Werben verkaufen den Fremden theuer (übervortheilen ſie, ſind alſo ſchlau); die Oſterberger ſind hochmüthig, doch nehmen ſie einen Bullen für einen Bären.

„Winter, deine trüben Stunden
Und deine Kälte mannigfalt,
Wenn wir das doch wenden kunnten,
Daß ſie würden beſſer geſtalt;
Das ließ ich durch die lange Nacht,
Und durch die viel Minniglîche,
Die mir Freuden viel hat bracht.

Sieh, biedrer Mann, dein Herz erglühet,
Wenn minniglich ein Weib dich grüßet,
All deine Hoffnung wird gemehret,
Weil Frauen-Güte Männer-Kummer büßet!
Ohne Liebe iſt Niemand werth,
Unkeuſche mag ich nimmer nicht;
Unkeuſche, die iſt dem nicht werth,
Der rechte Liebe begehrt.

Ja, wohl dem, der Unminne*) zu allen Stunden
Gerne fliehet, dem bringet es große Ehren,
Liebe ward nie bei Sünden gefunden;
Sie kann den guten Mann wohl das Rechte lehren.
Genug Leute ſprechen ſo,
Daß Unminne Sünde ſei,
Reine Lieb' iſt ſündenfrei,
Und reine Lieb' macht froh.

Wo Ritter und Frauen ſind,
Allda mag der Ehren viel geſchehen;
Jedoch iſt das viel gar ein Wind
Dagegen, wenn ich meine Lieb' kann ſehen.
Sie leuchtet wie die Sonne und iſt wandelsfrei;
Wie ſelig iſt ihr reiner Leib und was ihr wohnet bei."

Der Meisner verbeugte ſich auf eine ſehr galante Weiſe gegen die Markgräfin und ihre Frauen, dann gegen Otto und die Ritter. Dem Markgrafen und ſeiner Gemahlin hatte er mit ſeinem Geſange ganz ſonder-

*) Schlechte, unkeuſche Liebe.

lich geſchmeichelt, denn es waren nicht eigene Verſe, die er geſungen hatte und die er recht lieblich zu machen verſtand, es waren vielmehr Verſe, die der Markgraf ſelbſt gedichtet, und dieſer wurde, als er ſie auf eine ſo ſchöne Weiſe vorgetragen hörte, ſehr froh geſtimmt.

„Mein lieber Meisner," ſagte er, „ſo komm doch herein und herauf zu uns; an unſerm gaſtlichen Kamin ſingt und hört ſich's noch tauſendmal ſchöner und beſſer."

„Gnädiger Herr," rief der Meisner, „gerne wäre ich ſchon drinnen geweſen, da liegt aber vor dem Thore ein Haufen, auf dem keine Roſen wachſen, ein Pferd führe ich nicht bei mir, das iſt mir zwei Stunden von hier geſtürzt; wollte ich aber zu Fuße durchwaten, würde ich mich jämmerlich zurichten."

Der Markgraf lachte auf, daß er ſich den Bauch halten mußte. „Ei, mein armer, lieber Meisner, da thateſt du allerdings Recht, deine Ankunft anzukündigen; durch den Dunghaufen da unten kommſt kaum mit einem Pferde durch, ich glaub's wohl. Gemach, mein lieber Gehrender, gleich ſoll dir geholfen ſein; ich werde dir ein Pferd ſchicken."

Der Markgraf wollte ſo eben den Kopf wieder in's Zimmer hineinziehen, als der Meisner rief: „Laßt's nur ſein, gnädiger Herr, ich denke, daß mir gleich geholfen ſein wird. Da ſehe ich einen Mönch auf einem Eſel daher kommen, der mag mich über den Dunghaufen bringen."

„Ei ja," rief der Markgraf; „aber wie ſoll das Pfäfflein ſeinen Eſel wieder bekommen, der wohl ſchwerlich allein über den Miſtberg traben wird?"

Indeſſen war der Mönch dem Minneſänger ganz nahe gekommen und rief ihm ſeinen Gruß zu:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!"

„In Ewigkeit, Amen!“ ſagte der Meiſner. „Aber, lieber Vater Franziskaner, wohin noch in ſo ſpäter Nacht?“

„Ich will mir in Rathenow eine Herberge ſuchen, denn ich habe noch weite Pilgerung.“

„Wohin willſt du denn, mein lieber Vater?“ fragte der Markgraf.

„Nach Magdeburg zum neuen Erzbiſchof Günter.“

„Ei was, der iſt noch lange nicht Erzbiſchof; nun komme nur herein, findeſt auch bei uns eine Nachtherberge, Vater, aber laſſe nur den guten Meiſner mit auf deinen Eſel ſitzen, daß Ihr über die ſpartaniſche Suppe *) kommt.“

Der Meiſner ſprang, ohne erſt die Genehmigung des Mönchs abzuwarten, auf den Eſel. War es nun ein muthwilliger Scherz, oder war's Ungeſchicklichkeit des Mönchs, als ſie mitten in der großen Miſtpfütze waren, welche ſich, wie es damals durchaus nicht ungewöhnlich war, vor dem markgräflichen Hofe befand, purzelte der Mönch vom Eſel herunter und lag ſo tief in der ſpartaniſchen Suppe, daß man nicht einmal die Kappe ſeiner Kapuze ſehen konnte.

Ein ſchallendes Gelächter von Seiten des Markgrafen und ſeiner Geſellſchaft folgte auf dieſes, allerdings für die Zuſchauer komiſche Ungemach des armen Franziskaners, und der Meiſner rief:

„Da der arme Pater doch einmal drinnen liegt, ſo kann er auch wohl weiter gehen,“ und ritt auf dem Eſel des armen Teufels in den Hof ein, während dieſer ſich unter fortwährendem Gelächter aufraffte und in einem ſcheußlichen Zuſtande, der die Lachluſt der Herrſchaften

*) Die Spartaner aßen bekanntlich öffentlich und in Gemeinſchaft und zwar hauptſächlich eine ſchwarze Suppe.

nur noch mehr reizte, ſich an den Brunnen begab, um eine Waſchung vorzunehmen.

Hatten ſich über dieſen Vorfall der Markgraf und die Frauen weidlich erluſtigt, ſo vergaßen ſie es doch nicht, Alles zu thun, um den armen Pater für ſein Unglück zu entſchädigen. Die Markgräfin ertheilte ſofort die Befehle, dem Pater andere Kleider zu geben, und ſuchte ſelbſt einen Rock hervor, den er anziehen ſollte, bis ſeine Kutte wieder geſäubert und getrocknet ſein würde; dann ermangelte man nicht, ihn mit einem guten Humpen Wein zu regaliren, und auch an Speiſe ließ man es nicht fehlen. Wiewohl nun der Mönch dies Alles bereitwillig annahm, da er ſich wohl darnach ſehnte, aus ſeinem elenden Zuſtande, der ihn nun auch dem Gelächter des Geſindes preisgab, endlich herauszukommen, ſo war er doch weit davon entfernt, den ihm angethanen Schabernack zu vergeſſen. Er grollte dem Meisner, der ihn, ſo glaubte er, abſichtlich in den Koth geworfen, und dem Markgrafen und ſeiner Geſellſchaft, weil ſie ihn ausgelacht. Der Mönch war gerade nicht der Mann, der dergleichen Poſſen mit ſeiner geheiligten Perſon leicht aufnahm, und er wäre nicht auf dem Hofe geblieben, wenn er nicht hätte warten müſſen, bis ſeine Kleider wieder getrocknet wären.

Inzwiſchen war der Meisner in's Zimmer zu der Geſellſchaft getreten und lachend begrüßt worden.

„Du haſt dich dieſes Jahr recht früh auf den Zug begeben," ſagte der Markgraf, „du kommſt ja früher, als die Schwalben und die Störche; uns aber iſt es recht; denn nun wird der Frühling wohl nicht mehr lange auf ſich warten laſſen."

„Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr," verſetzte der Minneſänger; „daß ich mich aber ſo früh aufgemacht,

Die Fahne des heiligen Moritz.

das hat seinen Grund; ich habe dem Herzoge Heinrich von Mecklenburg, welcher am 15. Mai seine Hochzeit feiert, versprochen, an diesem Tage an seinem Hofe zu sein."

„Wir werden auch da sein, mein lieber Meisner, wenn wir mit den Magdeburgern bis dahin, wie ich hoffe, unsern Strauß ausgefochten haben."

„Wie, Ihr habt mit den Magdeburgern einen Strauß!" sagte der Minnesänger verwundert; „ich komme von dorther, mir ist nichts bekannt."

„Es soll auch erst losgehen," versetzte der Markgraf und erzählte dem Meisner, weshalb er beabsichtige, mit den Magdeburgern anzubinden.

„Nun, ich wünsche Euch und den Magdeburgern viel Glück," versetzte der Gehrende, nachdem er den Markgrafen ruhig angehört.

„O, mein lieber Meisner," sagte der Markgraf lächelnd, „das ist ja eine absonderliche Bitte, mit welcher du den lieben Gott in die größte Verlegenheit bringen wirst. Wie ist es möglich, daß wir Beide Glück haben? Entweder ich oder die Magdeburger kommen schlecht weg."

„Das ist nicht nöthig, wie ich meine," versetzte der Meisner Minnesänger, welcher nebenbei auch ein guter Diplomat war, „der Herr Erich, Euer Bruder, ist ein guter Herr, und Ihr, gnädiger Herr Markgraf, seid ein tapferer Ritter; wie sollen die Magdeburger bei diesem Zwiste Schaden nehmen?"

„Mein lieber Herr Gemahl," warf jetzt die Markgräfin ein, „wollen wir nicht ein neues Liedchen von unserm lieben Meisner hören? ich glaube, daß Zmoll zurückkehrt."

In der That trat dieser jetzt mit seinem Antwortschreiben, das in lateinischer Sprache abgefaßt war, in's Zimmer. Er las es dem Markgrafen vor, während dieser die anwesenden Hofleute herbeizog, daß auch sie das Schreiben mit anhören sollten. Es folgte eine kurze Berathung, worauf sich der Notarius wieder entfernte; die Ritter sprachen noch eine Weile mit einander und stritten sich, der Markgraf hörte ruhig zu.

Der Meisner hatte sich indessen mit den Frauen auf die angenehmste Weise unterhalten, und jetzt trat der Markgraf zu ihm und sagte, ihm auf die Schulter klopfend:

„Jetzt, mein lieber Meisner, laß hören, was du Schönes kannst, wir wollen uns aller unangenehmen Ge-

danken für diesen Abend entschlagen. Wo ist denn der Franziskaner? Laßt ihn doch zu uns hereintreten, das ist eine Gesellschaft für den Meister Heinemann, der es schmerzlich vermißt, daß unser Hofkaplan krank darnieder liegt und an unserer Gesellschaft nicht Theil nehmen kann."

Die Markgräfin ertheilte den Befehl, den Franziskaner herein zu führen, aber Meister Heinemann ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu rufen. Denn er war sehr gern in so frommer Gesellschaft. Er glaubte, es würde durch diese, wenn auch nur ein ganz kleiner Theil der geistlichen Verdienste, welche die Mönche besaßen, auf ihn übergehen. Er holte also den Pater in's markgräfliche Gemach hinein, wo man jetzt muntere Unterhaltung pflog und bei hellem Feuer und brennenden Wachskerzen sich ganz traulich und gemüthlich befand.

Obwohl übrigens der Markgraf sich vorgenommen hatte, sich alle Politik für den Abend aus dem Kopfe zu schlagen, so ließ ihm der Aerger über das Magdeburger Domkapitel doch keine Ruhe. Hätte er's können, er hätte noch diesen Abend gesattelt und wäre mit seinen Männern aufgebrochen, um in das Magdeburgische Gebiet einzufallen. Als der Mönch eintrat, rief er ihn zu sich, bat aber den Meisner, welcher eben ein Lied angestimmt hatte, sich nicht stören zu lassen, ging mit dem Franziskaner in eine Nische und fragte ihn hier, was ihn nach Magdeburg führe, und wieso er schon wisse, daß der Graf Günther zum Erzbischofe erwählt sei?

„Unser Prior kennt den Grafen," versetzte der Mönch, „und kann sich seiner Freundschaft rühmen; er hat ihm sofort seine Ernennung angezeigt, und unser Prior sendet mich nun nach Magdeburg, um einige Dinge mit dem Erzbischofe zu ordnen."

„Ihr könnt Euch den Weg sparen," sagte Otto, den Franziskaner jetzt mit etwas mehr Achtung behandelnd, „der Günther ist die längste Zeit Erzbischof gewesen."

„Und wer will ihn hindern, es noch lange Zeit zu sein?" fragte der Pater.

„Der Markgraf Otto von Brandenburg," versetzte dieser.

„Glaubt Ihr, gnädiger Herr," fragte der Mönch, „daß Ihr mehr vermöget, als der Erzbischof?"

„Nun, das werdet Ihr bald sehen, Pater."

„Ihr kennt den Günther nicht."

„Und Ihr den Otto nicht."

„Gelt, Herr Markgraf, wenn Ihr mit dem Günther anbindet, er behält doch den Sieg."

„Wenn das der Fall ist, Pfaffe," versetzte Otto, über den höhnenden Ton des Paters aufgebracht, „dann will ich mich jeglicher Buße unterziehen, die Ihr mir auferlegt, und sollte ich mich auch acht Tage lang blutig geißeln lassen."

„Ich werde Euch beim Wort halten, Herr Otto."

„Trifft aber Eure Prophezeihung nicht ein, dann nehmt Euch in Acht vor mir."

„Was wollt Ihr mir denn thun?" fragte der Mönch lauernd.

„Ich lasse Euch aufknüpfen, mein lieber Pater."

Der Mönch warf dem Markgrafen einen sehr bösen Blick zu, und all seinen Ernst und seine Würde zusammennehmend, sagte er:

„Mein Sohn, Ihr habt Euch schwer versündigt — Gott wird Euch deshalb strafen."

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen; doch Otto hielt ihn zurück.

„Bleibt," ſagte er, „ich entlaſſe Euch nicht, da wir Beide einen Weg gehen, mein lieber Pfaffe*), ich meine, nach Magdeburg, ſo können wir ihn zuſammen machen, da haben wir uns gegenſeitig in Händen und können uns an die Erfüllung unſeres Verſprechens rechtzeitig erinnern."

„Topp," ſagte der Mönch nach kurzer Ueberlegung; „ich fürchte nichts für mich."

Nach dieſer Unterredung trat Otto wieder zur Geſellſchaft und überließ es dem Meiſter Heinemann, ſich mit dem Franziskaner zu unterhalten. Es wurde recht laut im Zimmer, der Minneſänger ſang, die Frauen lachten, die Ritter ſtritten ſich; ſo wechſelten Spiel, Geſang, Scherz und Unterhaltung mit einander ab, dann wurde ein Abendeſſen eingenommen und endlich ſagte man ſich gute Nacht und Jeder ſuchte ſein Lager auf.

Nur Meiſter Heinemann hatte ſich noch nicht zu Bette begeben, denn er hatte den Franziskaner gebeten, ſeine Beichte zu hören; eine Stunde ſpäter aber, als lautloſe Stille den markgräflichen Hof umgab, holte der Mönch ſeinen Eſel aus dem Stalle, warf ſich ſeine Kutte, die ganz trocken geworden war, wieder über und machte ſich davon.

2.

So ſchnell, wie er glaubte, kam Otto allerdings nicht nach Magdeburg; es verging einige Zeit, bis er alle ſeine Ritter und Vaſallen entboten, und als er endlich ein ſtattliches Heer verſammelt hatte, wurde der

*) Das Wort Pfaffe hatte damals noch nichts Verächtliches und wird ſelbſt in den Geſetzen gebraucht.

Krieg mit dem Erzstifte begonnen. Mit dem Markgrafen Otto war sein Bruder Konrad, welcher mit ihm gemeinschaftlich regierte und auch gemeinschaftlich Hof hielt, ferner der Herzog Albrecht von Sachsen, Herzog Albrecht von Braunschweig und viele Grafen und Herren. So ging's in Gottes Namen gegen die Magdeburger los.

Die Kriege wurden damals natürlich in ganz anderer Weise als heute geführt. Mit einigen hundert Geharnischten fiel man, nach vorhergegangener Kriegserklärung, in's feindliche Land ein, überfiel zunächst die Dörfer und plünderte, was man konnte. Nicht selten wurden die Dörfer niedergebrannt, das Vieh wurde als gute Prise weggeführt und nicht besser erging's den Menschen. Hatte man nun so viel Beute, daß man nicht gut mehr behüten und beschützen oder bergen konnte, dann zog man sich wieder zurück und betrachtete Menschen und Vieh als Eigenthum. Die Ersteren wurden nur gegen Lösegeld freigegeben, oder, wie es die Polen machten, als leibeigene Knechte und Mägde benutzt, oder auf den Sklavenmarkt nach Litthauen und Rußland gebracht. Natürlich machte es der Gegner ganz eben so. Bei dieser Kriegsmethode, die damals mit Recht, ohne daß sich die kriegführenden Parteien irgend ein Gewissen daraus machten, Raub genannt wurde, wurden keine großen Heldenthaten verübt, denn die Heerhaufen begegneten sich selten, mieden sich, so viel sie konnten, und nur im äußersten Falle kam es zu einem Treffen. Am übelsten kamen also die armen Bauern dabei fort, denn während die Städter sich hinter ihren Mauern sicher fühlten und zu vertheidigen vermochten, war das flache Land stets preisgegeben, und bei jeder Fehde verloren eine Masse Eigenthum, Freiheit und Leben. Es war allerdings am bequemsten, über die unbewaffneten Bauern

herzufallen, die Herren Ritter in ihren Eisenharnischen hatten dabei sehr wenig zu riskiren. Nur wenn ein Schloß belagert und erstürmt wurde, oder dem Feinde ein bedeutender Raub abgejagt werden sollte, dann kam es darauf an, persönlichen Muth und Tapferkeit zu zeigen. Der Krieg aber währte in der Regel so lange, bis die eine oder die andere Partei, oder beide der Sache überdrüssig wurden; dann machte ein Vergleich, bei welchem gewöhnlich Diejenigen, die am meisten verloren, die Bauern, unberücksichtigt blieben, der Fehde ein Ende.

Der Krieg, den Otto VI. jetzt gegen das Erzstift Magdeburg anhub, wurde nicht anders geführt; die eben erläuterte Kriegsführung war in dieser Zeit Regel und blieb es bis zur Erfindung des Pulvers. Plündernd und raubend fiel Otto mit seinen Verbündeten in das Erzstift ein und fügte den Unterthanen des Bischofs, wo er konnte, den größten Schaden zu; jedoch war Otto's Ziel, nicht blos eine Razzia auszuführen, sondern er mußte Magdeburg einnehmen, um seinen Willen durchzusetzen.

Der Markgraf hatte ein für damalige Verhältnisse starkes Heer um sich versammelt, denn Otto und sein Bruder Konrad standen in dem Rufe der Tapferkeit, und ein solcher Ruf, welcher Sieg und also auch Beute verhieß, führte viele Krieger unter das entfaltete Banner. So wurde es denn Otto auch nicht schwer, Fortschritte zu machen und den bestürzten Einwohnern des Erzstiftes Vortheile abzugewinnen. Schon hatte er das Städtchen Alen an der Elbe erobert, schon war er bis Frohse vorgerückt, und schickte sich an, auch diese Stadt einzunehmen, um dann unverzüglich auf Magdeburg loszugehen.

Bei der Stadt lag eine Ziegelscheune, und hier hatte Otto sein Lager aufgeschlagen; da Magdeburg eine für damalige Zeit sehr gut befestigte Stadt war, so wollte sich der Markgraf von der Stimmung der Bürger und den Anhalten, welche sie zu ihrer Vertheidigung in's Werk gesetzt, Kenntniß verschaffen; er befahl also, einen Bauer aufzugreifen, den er unter einem Vorwand nach Magdeburg entsenden wollte. Otto war nicht wenig erstaunt, als man ihm zugleich mit dem Bauer einen Franziskaner zuführte, von dem die Leute behaupteten, daß er auf den Markgrafen schlecht gesprochen habe, und in diesem Franziskaner denselben erkannte, welchem er in Rathenow Herberge gegeben.

„Ei, guten Tag, mein lieber Pater," sagte Otto freundlich; „wie kommt Ihr denn hierher? Ihr seid mir damals den Abschied schuldig geblieben, wollt Ihr es jetzt etwa nachholen?"

„Allerdings möchte ich sofort wieder von Euch Abschied nehmen," sagte der Mönch.

„Wohin aber so eilig, mein lieber Pfaffe?"

„Nach Magdeburg," versetzte der Mönch.

„Abermals nach Magdeburg?" fragte Otto; „und was wollt Ihr dort?"

„Darüber werde ich schweigen müssen," versetzte der Mönch; „die Sache geht nur den Erzbischof an."

„Nun, behaltet Euer Geheimniß," versetzte Otto; „aber wie steht es mit unserer Wette, he? — Ich fürchte sehr, mein lieber Pater, Ihr werdet in Magdeburg nichts als einen Strick finden."

„Oder Ihr vielleicht die Geißel," versetzte der Mönch furchtlos.

„Nun, wir werden das bald sehen," rief der Markgraf lachend; „hört, mein Freund, seid Ihr wohl erbö-

tig, für mich einen Auftrag an den Günther von Schwalenberg von mir auszurichten?"

„Warum das nicht, gnädiger Herr?"

„Nun, so sagt dem Herrn Erzbischof, daß ich, ehe er von heute an zum dritten Male das Avemariageläut*) vernommen, meine Pferde im Dome zu Magdeburg füttern will."

Der Mönch faltete die Hände und blickte entsetzt zum Himmel, als er dieses gottlose Wort vernahm.

„Ich werde den Auftrag ausrichten," sagte er dann; „Gott behüte Euch — denn Ihr habt Euch schwer vergangen."

„Geht, bestellt, was ich gesagt, und denkt an den Strick," sagte der Markgraf.

„Büßet und befehlt Eure Seele Gott," versetzte der Mönch, „denn Euer Ende kann nimmer gut sein."

Mit diesen Worten entfernte sich der Mönch; Meister Heinemann, der bei diesem Gespräche wieder gegenwärtig war, wagte es, seinem Herrn über seine Gottlosigkeit Vorwürfe zu machen, worauf Otto sehr ernst erwiederte:

„Behüte mich Gott, daß ich armes Menschenkind es wage, seiner heiligen Religion zu spotten; aber den Pfaffen geschieht Recht, denn ihr Hochmuth läßt sie gänzlich vergessen, daß sie Menschen wie wir sind. Ich demüthige mich vor dem gnädigen Gott, aber nimmer vor einem Pfaffen."

Konrad, Otto's Bruder, und die anwesenden Ritter stimmten dem Markgrafen bei, und da es jetzt Abend

*) So wurden auch die „letzten Glocken" genannt, das, was heute ungefähr unsere Polizeistunde heißt; man betete dreimal das Ave Maria und ging zu Bette. Siehe S. 247 Anm.

wurde und man nichts zu unternehmen wußte, ſo ſetzte ſich Otto mit ſeinem Bruder an's Schachſpiel, welches er leidenſchaftlich ſpielte, die andern Ritter aber würfelten, oder trieben alles Zeug, denn ſie hatten ja arme Teufel genug gefangen, mit denen ſie ihre Kurzweill treiben konnten, und die andern Mannen, Knappen und Knechte lagerten in einem nahen Wäldchen, erzählten ſich Mährchen und ergötzten ſich, ſo gut es ging.

Während Otto mit ſeinem Heere bei Frohſe lagerte und die Eroberung Magdeburgs für ganz gewiß hielt, ſah es hier ſehr trübe und traurig aus. Die Bürger waren niedergeſchlagen und vom Schrecken gelähmt, und dachten nicht daran, dem Feinde einen ernſten Widerſtand zu leiſten.

Der Erzbiſchof Günther war ein tapferer, unerſchrockener Mann, aber was ſollte er mit muthloſen Leuten ausrichten? Und doch war es Zeit, ſich zu ermannen. Der Erzbiſchof beſprach mit ſeinen Leuten gerade die geeignetſten Vertheidigungsmittel, denn er konnte wohl nichts Anderes thun, als den Markgrafen zu erwarten und die Stadt in den beſten Vertheidigungszuſtand zu verſetzen, als der Franziskaner erſchien und ihm die Worte des Markgrafen Otto überbrachte. Als Günther und ſeine Umgebung ſie vernahmen, brachen ſie in ein ungeheures Lamentum aus, ſchlugen die Hände über den Kopf zuſammen und riefen Gottes Strafgericht über den verwegenen Sünder herab. Günther ließ es aber hierbei nicht bewenden. Sofort ging er nach dem Dom, woſelbſt die Fahne des heiligen Moritz aufbewahrt war, holte ſie heraus, entfaltete das Banner, und von ſämmtlichen Geiſtlichen der Stadt begleitet, zog er auf den Marktplatz der Stadt, ließ die Glocken läuten, die Trommel rühren, heilige Geſänge anſtimmen, und als eine

Maſſe Volk um ihn verſammelt war, begann er mit lauter, begeiſterter Stimme ſie folgendermaßen anzuſprechen:

„Freunde! was zagt Ihr? Warum verkriecht Ihr Euch entmuthigt in Eure Häuſer? Wer iſt es, vor dem Ihr Euch fürchtet? Wer? — Iſt es nicht ein Menſch, wie Ihr Alle? Und wenn es auch ein Fürſt, wenn ſeine Macht auch groß iſt, iſt ſie's auch vor Gott? Iſt ſie's auch vor dem heiligen Moritz, dem Schutzpatron unſerer Stadt? Seit wann dürfen fromme, gläubige Leute der Meinung ſein, daß Menſchen mehr als Gott und die Heiligen vermögen? Der Sieg iſt ſchon in unſere Hand gegeben, meine Kinder; Gott und unſer Heiliger hat unſern Feind ſchon vernichtet, denn er hat ihn mit Hochmuth geſchlagen, mit Hochmuth, der ſtets vor dem Falle kommt. Hört das vermeſſene Wort, das er uns ſagen läßt: Er wolle, bevor Ihr zum dritten Male das Avemariageläut vernommen, ſeine Pferde in unſerm Dome füttern! Ha — Ihr entſetzt Euch, und glaubt Ihr, daß ſich Gott, daß ſich der heilige Moritz minder entſetzt über ſo unerhörten Frevel? Und Ihr, meine Kinder, laſſet den Muth ſinken? Ihr könnt den fürchten den Gott durch Euch züchtigen will? — — Auf! auf! Gott und unſer Schutzpatron iſt mit uns, ſeine heilige Fahne verſichert uns den Sieg! Ihr ſollt nicht länger leiden unter dem Schwerte der Gotteslästerer, das Land ſoll frei werden von dem Heiligthumſchänder. Auf! auf! dieſe wunderthätige Fahne geht Euch voran. Kennt Ihr ihre Wunder, meine Kinder? Wißt Ihr, daß es unmöglich iſt, von denen geſchlagen zu werden, gegen welche ſie entfaltet wird, und daß die ſtets ſiegen müſſen, die ſie tragen? Wenn Ihr auch zweifelt an Eurer Kraft und Stärke, ſo dürft Ihr doch nicht zweifeln an ihrer Wun-

derkraft. — Wenn Ihr zweifeln könntet, dann wahrlich verdient Ihr es, daß Euch das Schwert der Feinde fresse. Wißt Ihr nicht, daß diese Fahne es war, welche die Mauer von Jericho fallen machte, und die Stadt ohne Schwertschlag dem Propheten Josua preisgab? Wißt Ihr nicht, daß sich dieser Fahne Gideon bediente, der mit dreihundert Mann 30,000 Philister schlug? Wißt Ihr nicht, daß sich der Kaiser Karl der Große unter den Schutz dieser Fahne stellte, als die Sarazenen das deutsche Reich verheerten, und daß sie beim Anblicke dieser Fahne niederstürzten, wie getroffen von dem Schwerte Gottes? — Wißt Ihr nicht, daß es also auch dem Kaiser Otto erging, da er gegen die furchtbaren Hunnen zu Felde zog? Und wißt Ihr es nicht, daß der große Gottfried von Bouillon, ehe er mit seinen Schaaren in's gelobte Land zog, diese Fahne berührte und zugleich zum heiligen Moritz betete, und daß er schon durch diese Berührung stark und unverwundbar wurde, das gelobte Land und das heilige Grab auch wirklich eroberte und König von Jerusalem wurde? O, und welche Wunder hat nicht der heilige Moritz selbst mit dieser Fahne ausgerichtet! Und Ihr, im Besitze dieses kostbaren Gutes, um welches Euch die ganze Christenheit beneidet, wollt kleinmüthig verzagen, und weder an Vertheidigung noch an Angriff denken? Auf! auf! meine Kinder! Ergreift die Waffen, jede ist Recht, und wenn es nur ein Stöcklein wäre, denn die Fahne unsers Heiligen wird für uns streiten; waffnet Euch, so gut Ihr könnt, denn das sage und verkünde ich Euch im Namen Gottes und unseres Schutzpatrons: Ehe Ihr zum dritten Male das Avemariageläute hört, ist der gottlose Markgraf in unseren Händen!"

Nachdem der Erzbischof diese Worte gesprochen hatte,

wurden die Trommeln wieder gerührt, abermals heilige Gesänge gesungen und die Glocken geläutet, und so zog Günther unter kriegerischem Lärm und unter Begleitung einer Unmasse Bürger und Einwohner durch die Stadt. Diese Prozession brachte eine solche Begeisterung hervor, daß sich die Bürger und sämmtliche Bewohner der Stadt sofort bewaffneten, und den Erzbischof aufforderten, sie dem Feinde entgegen zu führen.

Der Erzbischof ließ sich nicht lange bitten, die Fahne in der einen, das Schwert in der andern Hand, zog er an der Spitze der Magdeburger aus; sein Häuflein vermehrte sich unterwegs, denn Alles, was Waffen tragen konnte, flog ihm zu, und so überraschte der Erzbischof mit seinem begeisterten Häuflein den Markgrafen, der nichts weniger als einen Angriff erwartete und noch bei Frohse stand, wo so eben Verstärkung eingetroffen war.

Statt der verzagten, entmuthigten Bürger, wie sie die Kundschafter dargestellt, sah er sich also plötzlich energisch und wüthend angegriffen. Jetzt galt's, den Strauß mit Ehren zu bestehen; die Ritter tummelten ihre Pferde, zückten ihre Schwerter und wehrten sich tapfer, aber sie hatten es mit einem fanatisirten und begeisterten Feinde zu thun. Es wurde mit der höchsten Erbitterung gefochten, Mann gegen Mann, die Anführer selbst stürzten sich in die dichtesten Haufen, Otto und sein Bruder Konrad vollbrachten Wunder der Tapferkeit. Dem Markgrafen Otto ward das Pferd unterm Leibe erstochen, es stürzte zusammen, und der Markgraf lag unter ihm. Nun wäre Otto verloren gewesen, wenn nicht der Ritter von Raven es noch rechtzeitig gesehen, und mit dem Jägermeister Heinemann muthig herzugesprungen wäre. Ein ungeheures Geschrei erhob sich rings um den Markgrafen. Seine Getreuen schlugen die nieder, welche ihn eben unter dem Pferde hervorzogen, und

Meiſter Heinemann ſprang von ſeinem Pferde, auf welches ſich der Markgraf ſetzt hinaufſchwang. Nun brach ſich Otto mit ſeinen Rittern eine blutige Bahn, und entkam glücklich dem Gewühl, um ſich auf einer andern Seite wieder hineinzuſtürzen; Meiſter Heinemann aber wurde gefangen genommen.

Lange ſchwankte die Schlacht unentſchieden zwiſchen beiden Partheien, aber die Magdeburger wichen nicht, und ein rieſiger Magdeburger Tiſchler ſtürzte ſich mitten in's dickſte Gewühl, entſchloſſen, den Markgrafen zu treffen. Er erreichte ihn, als ſein Pferd eben wieder, von einem fürchterlichen Schlage getroffen, zurücktaumelte und niederſtürzte. Nun fiel der Magdeburger Tiſchler mit einem andern Bürger über den Markgrafen her, riſſen ihm Helm und Harniſch ab, wanden ihm das Schwert aus der Hand, und führten ihn im Triumph davon. Umſonſt verſuchten ſeine Ritter, ihn abermals zu befreien, die Magdeburger ließen ſich ihre koſtbare Beute nicht zum zweiten Male entreißen. Otto's Schaaren waren nun ſo entmuthigt, daß ſie ſich ſchwach vertheidigten, und endlich auf die Flucht warfen. 300 geharniſchte Reiter, worunter viele Ritter und der Markgraf Otto, nebſt einer großen Beute an Waffen und Gütern, waren die Trophäen dieſes heißen Tages.

Der Erzbiſchof Günther hatte Recht behalten, die Fahne des heiligen Moritz hatte abermals ihre Wunderkraft bewährt. Es war den armen Brandenburgern nicht beſſer ergangen, als den Philiſtern; freilich ſtritten die Magdeburger auch für Familie, Gut und Leben, und hatten das Bewußtſein des Rechts für ſich.

Und welche Wunder vermochte der Muth des Rechts nicht zu allen Zeiten?

3.

Sobald die Schlacht entſchieden war, hatte ſich der Erzbiſchof Günther mit ſeinen Getreuen und einigen wenigen Reiſigen auf ſchnellen Roſſen zurück nach Magdeburg begeben, um dort in aller Eile die Vorbereitungen zum Empfange des Markgrafen Otto zu treffen. Dieſer Empfang ſollte keineswegs ſchmeichelhaft werden. Nicht umſonſt hatte der Erzbiſchof den Tiſchler, Meiſter Kropp, denſelben, welcher den Markgrafen zum Gefangenen gemacht hatte, jetzt mit nach Magdeburg genommen. Unterwegs entſpann ſich zwiſchen dem Erzbiſchof und ihm folgendes Zwiegeſpräch:

„Meiſter Kropp, mein Sohn, dir gebührt nächſt Gott und dem heiligen Moritz die Ehre des Tages, du haſt den hochmüthigen Markgrafen gefangen genommen; aber du biſt noch nicht fertig, du ſollſt mir noch ein ſchönes Stück Arbeit machen.“

„Und das wäre, ehrwürdiger Herr?“

„Du ſollſt mir ein Haus zimmern für den Markgrafen, nicht höher und nicht weiter, als es ſeine Geſtalt erfordert.“

„Meint Ihr einen Sarg, Herr?“ fragte der Tiſchler.

„Nein, mein lieber Meiſter Kropp, ich meine einen Käfig, in welchen wir den Otto ſperren wollen, und ſollſt du dich ſogleich an die Arbeit machen. Ich möchte, daß du mit deiner Arbeit bald fertig wirſt, und wir den Markgrafen ſogleich bei ſeinem Empfang hineinſperren können, damit unſere lieben Frauen in Magdeburg des ergötzlichen Anblickes froh werden.“

„Ich mache Euch die Arbeit fertig,“ verſetzte Meiſter

Kropp; „und Herr Otto ſoll mit mir zufrieden ſein. Ich hoffe den Käfig recht ſtattlich zuzurichten, wie es ſich für einen ſolchen Bewohner ſchickt.“

Nun ſputeten die Herren ſich, die Stadt zu erreichen, und die Siegesnachricht, die ſie mitbrachten, verſetzte Alle in einen ungeheuren Jubel, wiewohl auch manches Herz in banger Ahnung klopfte. Wußten die Frauen doch nicht, welcher von den Streitern und ihren Ernährern noch am Leben und welcher dem Kriegsgeſchick anheimgefallen war, denn auch nicht Wenige hatten die Magdeburger auf der Wahlſtatt laſſen müſſen. Indeſſen zimmerte Meiſter Kropp luſtig ſingend an ſeinem Käfig, und dabei hatte er einen Gaſt, der ſich weidlich ob dieſes Werkes freute, ſich die Hände rieb, in einem Athemzug Gott und dem heiligen Moritz zehnmal dankte, den Meiſter Kropp und ſeine Bretter eben ſo oft ſegnete, und jeden Span, den der Meiſter herunterhobelte, mit ungeheurem Vergnügen beſichtigte. Dabei leiſtete er dem Meiſter alle möglichen Dienſte, da deſſen Leute vom Kampfe noch nicht zurückgekehrt waren, und Kropp meinte, jetzt müſſe die Arbeit noch einmal ſo gut von Statten gehen, da ihm ſo fromme Hände Beiſtand leiſteten.

Dieſe frommen, hülfreichen Hände gehörten nämlich keinem Andern, als dem Pater Franziskaner, der ſich nicht wenig darauf zu Gute that, daß er den Markgrafen als Beſiegten zu ſchauen bekam, und er hatte es ſich angelobt, für den ihm verurſachten Schimpf, welcher ihm in Rathenow und in Frohſe zu Theil geworden, es an Spott und Hohn nicht fehlen zu laſſen.

Die erſehnte Stunde brach heran; Trommel- und Hörnerklang und Spiel verkündeten den Anmarſch des ſiegreichen Haufens. Neben der Domkirche hatte Meiſter Kropp auf Befehl des Markgrafen ſeinen Käfig aufſtellen

Der Markgraf im Käfig.

lassen, nachdem er zuvor von ihm besichtigt worden war. Er war so stark und fest, daß ihn kein Löwe hätte durchbrechen können. Neben demselben hatte sich der Erzbischof einen Thron errichten lassen, und hier in der ganzen Majestät seiner erzbischöflichen Würde Platz nehmend, von seinen Geistlichen und dem ganzen Domkapitel, mit Ausnahme des Bruders des Markgrafen, umgeben, erwartete er diesen.

Von den jauchzenden Bürgern und den höhnenden Buben und Mädchen umringt, wurde Otto, mit schweren Fesseln belastet, vor den Erzbischof geführt. Otto war

voll Zorn und Wuth, der Biſchof voll Stolz und Siegesfreude, ſo maßen ſich die beiden Herren eine Weile; denn Otto war keineswegs der Mann, der vor einem Prieſter als reuiger Sünder erſchien oder ſich gar demüthigte.

Allerdings kannte Otto noch nicht die ganze Schmach, welche ihm zugedacht war, denn der Käfig war den Blicken des Volkes durch einen Vorhang entzogen.

„Hier iſt der Dom zu Magdeburg," ſagte der Erzbiſchof nun mit einem höhnenden Tone; „wollt Ihr nicht Euer Pferd hineinführen, mein lieber Sohn?"

„Laßt das unnütze Gerede," ſagte Otto; „ich bin Euer Gefangener, und der Hohn ſteht Euch ſchlecht, einem Unvertheidigten gegenüber; habe ich Euch gedroht, ſo geſchah's, als Ihr noch die Macht hattet, es abzuwenden; vielleicht habt Ihr ſogar dieſer Drohung es zu verdanken, daß Ihr nicht vor mir ſteht, wie ich vor Euch. Der Menſch rühmt ſich wohl oft mancher That, die Gott nicht geſchehen läßt, und die er vielleicht auch niemals ernſtlich zu vollführen gedacht hat. Das iſt Sache des Kriegsglücks, Euer Verſtand mag wenig genug dabei geholfen haben."

„Ihr ſeid ein hartnäckiger Sünder und Gotteslästerer," ſagte der Erzbiſchof; „vermeinet nicht gnädig davon zu kommen, Eure Sünde iſt gar ſo groß, daß man ſie kaum genügend beſtrafen kann. Vermeſſener, empfange deinen Lohn; ſperrt ihn in den Käfig, Leute; dort mögen ihn meine Unterthanen mit Muße betrachten. Du haſt geſprochen, wie ein unvernünftiges Thier, und ſollſt alſo behandelt werden."

Mit dieſen Worten erhob ſich der Erzbiſchof, die Decke ward hinweggezogen, und nun ſah Otto den Käfig, deſſen Gitterthür geöffnet wurde, um ihn hineinzuſtoßen. Dem Markgrafen trat das Blut in's Geſicht, Zorn und

Scham bestürmte ihn zugleich, er ballte die Fäuste und hob sie drohend gegen den Erzbischof empor.

„Elender," rief er, „dessen werde ich gedenken!"

„Das thue nur," versetzte der Erzbischof höhnend; „ich werde dir wahrlich Zeit genug dazu lassen."

Mit diesen Worten warf Günther stolz das Haupt empor und streckte die Hand befehlend gegen den Markgrafen aus. Dieser sträubte sich vergebens; des Erzbischofs Reisige packten ihn und stießen ihn in den Käfig, dann traten zwei Wächter hervor, welche zu beiden Seiten desselben Wache hielten, und mit dem Befehle, den Käfig so lange dem Volke zur Schau ausstehen zu lassen, bis sie zum dritten Male das Avemariageläut gehört, entfernte er sich mit seinen Geistlichen.

Die anderen Gefangenen aber wurden in die Gefängnisse der Stadt untergebracht. Der unglückliche Otto war jetzt in einer so fatalen Lage, wie sie nur irgend denkbar war. Schimpf, Spott und Hohn aller Art mußte er ausstehen, das Volk war haufenweise um seinen Käfig versammelt und amüsirte sich mit ihm, wie mit einem Affen oder einem tanzenden Bären. Doch dies Alles ertrug der Markgraf mit der größten Ruhe. Er sah seinen Feind, den Erzbischof, nicht mehr, und Otto war weit entfernt, dem Volke die Unbill anzurechnen. Sagte er sich doch, daß es vielleicht eben so handeln würde, wenn statt seiner der Erzbischof im Käfig säße; denn es war ja von jeher die Art der urtheilsunfähigen Masse, die Handlungen seiner Fürsten und der Menschen überhaupt nach den Erfolgen zu bestimmen. Otto wußte das wohl und nahm den Spott ruhig hin. Plötzlich aber nahm die Scene eine Wendung, die ihm doch ein wenig zu arg wurde.

Es hatte ſich nämlich der Franziskaner durch die dichte Maſſe des Volkes gedrängt, in der einen Hand hatte er eine Geißel, in der andern einen Strick. So näherte er ſich dem Käfig, und rief dem Markgrafen zu:

„Ottoken! Ottoken!*) was ſagſt du jetzt? — Strick oder Geißel? Strick! Strick! Strick! für dich, Geißel! Geißel! Geißel! auch für dich. Alles für dich, Ottoken.“

Mit dieſen Worten ſtreckte er die Zunge aus und machte dem Markgrafen eine Fratze. Das umſtehende Volk brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Nicht wahr, das iſt ein ſchöner Dom, in welchem du jetzt ſitzeſt?“ fuhr er dann fort. „Dein Pferd läßt dich grüßen, Meiſter Ottoken, es frägt, wo der Haberſack iſt? Es frägt, wo der Dom iſt? — Ottoken, Ottoken, ei, wie haſt du gelogen; ei, wie haſt du dein Pferd betrogen; ei, wie ſchlecht hat man ihm den Haber zugewogen; und was iſt das für ein ſchlechter Dom, in welchem ſich Ottoken jetzt befind', darin ſperr' ich weder Hund noch Geſind!“

Das Volk lachte über dieſen Singſang und brüllte ein da capo. Der Bruder Franziskaner wollte das haben, obwohl er auch unapplaudirt ſeinen Spott fortgetrieben hätte. Er begann alſo von Neuem:

„Was ſagſt du, Ottoken, du verſtehſt es ja; ſing' ich ſchlechter als du? Reime ich ſchlechter als der Meisner? — Oho, ich kann's noch beſſer.“

Und nun ſtellte ſich der tolle, tückiſche Mönch dicht vor den Käfig und fiedelte mit ſeinem Strick, äffte den

*) Verkleinerung von Otto.

Bruder Meisner nach, und begann nach einer bekannten Melodie folgenden Gesang:

„Vor Otto's Hof in Rathenau,
Wo liegt so großer Mist, —
Da sitzt die minnigliche Frau,
Lieb Hedewig so trist!
Ach, kann nun nimmer minnen,
Was soll ich denn beginnen; —
Mein Ott'sen ist in Magdeburg
Und füttert da sein Pferd:
Ach, wär' er doch auf seiner Burg
Und hätt' sein gutes Schwert,
Dann wär' er wohl fünftausend Mark
Gar unter Brüdern werth.
Jetzt aber ist er nur ein Quark,
Den Hohn und Spott beschwert,
Und das, weil er im Dom sein Pferd
Zu füttern hat begehrt."

Das Volk brach in ein beispielloses Gejauchze aus, und ein halbes Dutzend Mal wenigstens mußte der Minorit den Refrain seines Spottliedes wiederholen, wobei das Volk stets mit einstimmte. Als es endlich gesättigt war, und ein neues Schauspiel vom Franziskaner zu sehen begehrte, rief dieser:

„Ottoken! Ottoken! Ach, wie freue ich mich, dich hier munter und gesund zu sehen;" und nun sprang er wie ein Besessener um den Käfig herum, wobei er mit der Geißel stets nach der Thüre schlug und ihm den Strick unter die Nase hielt. Dieses schändliche Spiel trieb der Mönch wohl einige Stunden lang, bis er endlich müde wurde, und nun öffnete er seine Hand und seinen Bettelsack, und machte bettelnd beim Volke die Runde. Dabei murmelte er:

„Der Minorit soll mit studier,
Der Bettelsack ist seine Zier.

Er erhielt reichliche Gaben, und fast mehr als er fortschleppen konnte, denn das Volk trug aus allen Häusern etwas herbei, wofür der Mönch nichts als seinen Segen zu zahlen brauchte; er entfernte sich dann mit dem tröstlichen Versprechen, den Markgrafen morgen wieder zu besuchen, und ihn wo möglich dann noch besser als heute zu ergötzen.

Wenigstens war der Markgraf heute seines Peinigers los; aber der Mönch kam auch am andern Tage nicht wieder, denn so wenig zartfühlend die Menschen in dieser finstern Zeit auch waren, mochte sein Treiben doch wohl manchem Ritter, der es mit angeschaut, zu arg gewesen sein, und dafür hatte der unglückliche Markgraf den Trost, den Meister Heinemann zu sehen, welchen der Erzbischof auf Wort entlassen hatte, natürlich gegen ein Lösegeld, das er, sofort nach Magdeburg zu schicken, durch Handschlag angelobt hatte.

Der erste Weg des treuen Dieners war nach dem traurigen Gefängnisse seines Herrn, von dem er mit Entsetzen gehört. Die Thränen standen ihm in den Augen, und schmerzlich rief er aus:

„Ach, gnädiger Herr, muß ich Euch in solchem Zustande sehen. Was kann ich für Euch thun?“

„Ei, mein lieber, guter Meister Heinemann,“ rief der Markgraf mit bewegter Stimme, „seid Ihr also auch hier? Ihr wart es, denk ich, der mich aus den Händen meiner Feinde befreit hat? — Habt Ihr das mit Eurer Freiheit büßen müssen?“

„Ich bin frei,“ versetzte Meister Heinemann; „ich habe mich mit 100 Mark Silber freigekauft, die ich dem

Erzbischofe zu senden mich anheischig gemacht; aber ich will bei Euch bleiben, gnädiger Herr, und Euer Schicksa theilen."

„Damit geschieht mir durchaus kein Gefallen, mein lie ber Heinemann; was hilft es mir, wenn auch Ihr unglück lich und der Freiheit beraubt seid? Nein, kehrt unverzüg lich heim, und bringt meiner lieben Hedwig einen Gruß Sie soll sich keine Sorgen meinetwegen machen, im Men schenleben wechselt Leid und Freud', und der liebe Got hat's so wohl gemacht. Denn der Mensch wird gar leich übermüthig und vergißt dann, daß er ein Mensch und den Wechsel des Geschickes unterworfen, daß er ein Hauch is unter der schweren Fügung Gottes. Geht, beeilt Euch mein lieber Heinemann, sagt meiner treuen Hedwig, daß sie unsern alten von Buch aufsuchen möchte. Ich hab' ihm zwar wehe gethan und ihn beleidigt, aber er ist ein red licher, treuer Mann, der es gut meint und gut räth, denn sein graues Haar und sein gereifter Verstand schützt ihn vor der Jugend Leichtfertigkeit und Thorheit. Ich erkenn's zu spät. Er wird mir nichts nachtragen, der gute von Buch, das Vertrauen habe ich zu ihm, und er wird auch jetzt Rath wissen, obgleich meine Lage schier verzweifelt ist. Was er sagt, soll meine liebe Hedwig unbedenklich thun. Das ist mein Auftrag, mein lieber Meister Heinemann, den richtet treulich aus."

„Ob ich ihn ausrichten werde," sagte der Meister; „ich werde eilen, so rasch mich mein Gaul nur immer tragen will. Lebt wohl, lebt wohl, mein lieber Herr, so Gott will, treffen wir uns bald in Freuden wieder."

„Ich hoffe zu Gott," sagte Otto; „grüßt meine Hed wig. Gott beschütze Euch."

„Und meinen guten, gnädigen Markgrafen, mein lieber

Gott, beſchütze auch den!“ rief Meiſter Heinemann, wiſchte ſich das Auge und eilte von dannen.

Mit einem Seufzer blickte ihm der Markgraf nach, dann murmelte er:

„Wenn wir Fürſten im Glücke doch ſtets daran gedenken möchten, wie wohlthätig es für uns iſt, wahrhaft guten Menſchen Liebe und Gunſt zu erweiſen, denn bei all' unſerer Macht ſind wir doch höchſt gebrechliche Gefäße, die gar oft treuer und uneigennütziger Freundſchaft bedürfen. Doch wir wollen den Muth nicht ſinken laſſen, wir wollen auch im Unglücke fürſtlich ſein.“

Noch am ſelben Tage ward der Markgraf aus ſeinem engen Kerker erlöſt und in ein anderes, ordentliches Gefängniß gebracht.

XI.

Der Schatz zu Tangermünde.

1278 — 1283.

1.

Auf dem Schloſſe zu Buch, wo der greiſe Johann ſaß, ging es luſtig und ſeelenvergnügt her. Ganz Buch, ja ſogar die Inſaſſen von Tangermünde hatten einen Feiertag, denn was Beine hatte und Luſt an Fröhlichkeit, Tanz und Saitenſpiel fand, folgte der gaſtfreien Einladung des Herrn von Buch, welcher an dieſem Tage weder Küche noch Keller ſchonte, um Jedem, der an ihm Antheil nahm, einen Freudentag zu bereiten.

Von Buch feierte nämlich den Jahrestag einer wunderbaren Rettung aus Lebensgefahr, die ihn zur Zeit,

als er den Markgrafen Otto III., den Vater Otto's des Langen, auf seinem Zuge gegen die Preußen begleitete, betroffen hatte. Außer einer milden Stiftung und vielen reichen Geschenken an die Kirche, hatte der dankbare von Buch diesen Tag in seinem Cisio-Janus als Feiertag bezeichnet, an welchem besonders die Mildthätigkeit eine große Rolle spielte. Jeder, der ankam, wurde gastlich aufgenommen, selbst der Bettler war willkommen, und ohne Unterschied der Person wurde jeder Gast in den Werkgadem *) geführt, wo nicht weniger als vierzig Mägde mit Nätherei und Schneiderei beschäftigt waren, und mit linnenem Unterzeuge und einem Mantel beschenkt.

Natürlich erhielt von Buch auch Zuspruch von seinen Freunden und den Edelleuten und Rittern der Nachbarschaft; der Palas **) reichte kaum aus, die vielen edlen Gäste zu fassen, alle Räume der Burg, die Kemenaten ***) und Gademen, das Frauenhaus †), das Berch-

*) Die Spinnstube, in welcher auf den Burgen die dienenden Frauen gemeinsam die Handarbeit verrichteten. Zu dieser gehörte auch die Anfertigung der männlichen Gewänder.

**) Der Hauptraum in der Burg, der Saal, also der Aufenthaltsort bei großen Gesellschaften.

***) Kammern, Schlafzimmer, die kleinen Gemächer.

†) Frauenhäuser wurden früher nicht etwa wie heute und in der späteren Zeit des Mittelalters öffentliche Freudenhäuser genannt, sondern man verstand darunter Arbeitshäuser für Frauen. Jede große Burg hatte ein sogenanntes Frauen- oder Weiberhaus, welches gewöhnlich aus drei Räumen oder Kemenaten bestand: dem Schlaf- und Aufenthaltsorte der Hausfrau mit den nächsten weiblichen Verwandten, dem Schlafzimmer der weiblichen Dienerschaft, und der gemeinsamen Arbeitsstube oder dem Werkgadem. Nur die Vertrautesten des Hauses durften dieses Frauenhaus, welches auch „der frouwen heimliche" genannt wurde, betreten.

frit*), das Schnitzhaus**), die Ställe, mit Einem Wort: jeder Raum innerhalb der großen ſtattlichen Burg mußte an dieſem Tage zur Aufnahme der Gäſte, mit ihren Frauen, Töchtern, Knappen und ſonſtigem Gefolge, bereit gehalten werden.

Der alte von Buch glaubte, daß er eine Sünde begehen würde, wenn er an dieſem Tage ſeine Burg nicht ſo feſtlich, als ſein Vermögen nur immer erlaubte, geſchmückt hätte. Da wurden auf dem Palas die Binſen, mit welchen er gewöhnlich beſtreut war, fortgefegt, und an deren Stelle Teppiche gelegt, welche er vom Markgrafen Johann, Vater Otto's IV., zum Geſchenk erhalten hatte; auf die Bänke, welche rings herum an den Wänden angebracht waren, wurden Kultern***) und Plumite†) gelegt, welche rothe Ueberzüge hatten. Auf der Brücke††) ſtanden die Sitzbette, mit grünſammetnen Ueberzügen für einen etwaigen Ehrengaſt, oder für die Damen, bereit. Früher waren der Markgraf Johann und Otto III. und deſſen Gemahlin gewöhnlich dieſe Ehrengäſte, aber der Markgraf Otto IV. hatte ihm die Ehre ſeines Beſuches noch niemals zu Theil werden laſſen. Ein einziges Mal hatte ihn nur der Markgraf Konrad,

---

*) Eine hohe Warte, in der Regel frei von andern anſtoßenden Gebäuden, an die Mauer angebaut.

**) Der Raum innerhalb der Burg, in welchem die Waffen, Armbrüſte, Lanzenſchäfte ꝛc. verfertigt wurden, und worin ſich auch wohl die Schmiede befand.

***) Matrazen.

†) Federkiſſen.

††) Eine Eſtrade, oder eine Erhöhung, wie ſie große Säle jetzt für das Orcheſter zu haben pflegen, welche der Ehrenplatz für die Damen, gewöhnlich die, welche nicht tanzten, oder für vornehme Gäſte war. Auf einer ſolchen Brücke pflegte auch der deutſche Kaiſer zu ſpeiſen, wenn er ein Hoffeſt gab.

Otto's Bruder und Verwandt, besucht, dennoch wurde die alte Sitte stets beibehalten, und die Brücke wurde noch schöner als der Palas geschmückt, denn auch die Wände wurden hier mit Teppichen behangen, und prachtvolle Ueberzüge hatten die hier stehenden Ruhebänke.

Wie der Palas, so waren auch die Kemenaten, welche die vornehmsten Gäste die Nacht über beherbergen sollten, auf's Festlichste geschmückt. Da waren die Fußböden handehoch mit Rosenblättern bestreut, welche einen köstlichen Wohlgeruch in den Kammern verbreiteten, die Spannbetten waren mit blendend weißen Leilachs überzogen, darüber lagen purpurrothe Decken und Kissen von grünem Sammt. Niedrige Kanapees standen vor den Bettstellen, um den Gästen nach dem Bade zur Ruhe zu dienen, kurz, es war für Alles auf's Beste gesorgt.

Besonders lustig und wohlgemuth aber ging's in der Küche her um Rost und Kessel. Die Köche vergaßen schier allen Schabernack, den sie Andern und Andere ihnen zu spielen pflegten, denn sie hätten die Hände vollauf zu thun, um für so viele gebetene und ungebetene Gäste Speise in Hülle und Fülle bereit zu halten. Da war eine riesengroße Tafel im Burghofe für die herbeiströmenden Landleute, Hörige und Jeden, der essen wollte, aufgestellt, und fast nicht kleiner war die, welche auf dem Palas stand. Da fehlte es nicht an Weinen und Fleischspeisen und was an Obst die Jahreszeit mit sich brachte, und die versammelten Gäste weideten sich schier an dem köstlichen Anblick.

Der festliche Tag wurde, wie jeder Tag, mit der Messe begonnen, welche der Kaplan des Herrn von Buch abhielt, dann wurde ein Imbiß genommen, und nach demselben durfte sich die Gesellschaft der Lust und Freude hingeben. Es wurde gespielt, getanzt, nach dem Ziele

geſchoſſen, Scherze gemacht, Poſſen getrieben, es war ein Getümmel und Gewimmel im Schloſſe und im Dorfe, daß es eine Luſt war, dieſes heitere, ausgelaſſene Leben zu ſehen.

So ging's fort bis zum Nachmittage, da rief eine Glocke ſämmtliche Gäſte, die ſich hier und dort in Gruppen zerſtreut hatten, zuſammen. Im Burghofe war neben einer ungeheuren Linde eine Tribüne, ein Chor, errichtet, auf welchem ein roth beſchlagener Seſſel ſtand. Auf dieſem Seſſel nahm Herr von Buch ſeinen Platz, und Jeder, welcher dieſen Feiertag ſchon einmal mit verlebt hatte, wußte, was dies zu bedeuten hatte. Herr von Buch erzählte nämlich die Geſchichte ſeiner Rettung, welche ein Gehrender ihm in Reim gebracht hatte, und unter der geſpannteſten Aufmerkſamkeit des Volkes dann gewöhnlich mehremal geſungen wurde.

Alſo begann der alte von Buch:

„Es war im Jahre 1266, als ich den König von Böhmen und meinen gnädigen Herrn, den Markgrafen Otto, unſers jetzigen Herrn ſeligen Oheim, auf ihren Zügen gegen die Preußen begleitete. Wir waren den tapfern deutſchen Rittern ſehr willkommen, denn wir führten ein ſchönes Häuflein tapferer Reiſiger mit uns, und unſer Herr Markgraf hatte mit ſeinen Brandenburgern bei Mittenwalde und in vielen andern Schlachten im Kriege gegen den Erzbiſchof von Magdeburg *)

*) Otto II. hatte die Mark, um ſie in gefährlicher Zeit unter den Schutz der Kirche zu ſtellen, dem Erzbiſchof von Magdeburg übergeben und ſie dann von ihm als Lehen wieder zurückgenommen. Der neue Lehnsherr wurde aber durch ſeine Anmaßungen der Mark ſehr läſtig, und Mathilde, die Mutter der unmündigen Markgrafen Otto III. und Johann, kaufte dem Erzbiſchof ſeine Schutzgerechtigkeit für 1900 Mark Silbers ab. Als aber die beiden Markgrafen die

hinlänglich bewieſen, daß wir es an Tapferkeit und Kriegskunſt mit der ganzen Welt aufnehmen konnten. So zogen wir denn mit den tapfern Rittern gen Romove, wo die Preußen ihre grauſigen Götzen an einer ungeheuren Eiche verehrten und ihnen Menſchenopfer ſchlachteten, um dieſes Teufelsneſt zu zerſtören. Das war kein leichtes Ding. Die Preußen, von ihrem Kriege geführt, vertheidigten die Eiche mit verzweifeltem Heldenmuth und ließen nicht eher ab, bis ſie auf den letzten Mann niedergehauen waren. Hu — da floß das Blut wie Waſſer, thurmhoch lagen die Leichen über einander und um die Eiche geſchaart, auf deren Gipfel ein kühner Brandenburger das Kreuz aufgepflanzt hatte. Romove wurde alſo zerſtört, und nun zogen wir weiter nach Norden und halfen den Rittern auf dem eroberten Eſtrich zwei Schlöſſer bauen, von welchen das eine dem Könige von Böhmen zu Ehren Königsberg und das andere unſerm gnädigen Herrn Markgrafen zu Ehren Neu-Brandenburg genannt wurde. Nun war das ganze Preußenland erobert, aber die Heiden machten uns dennoch noch immer genug zu ſchaffen, denn das Land hat große, große Strecken Waldes, welche niemals eines Chriſten Fuß betreten hatte, und in dieſe dichten Wälder hatten ſich viele Heiden mit ihren Götzen geflüchtet und trieben dort ihr Heidenthum nach wie vor. Das verdroß aber die Ritter und uns Brandenburger ganz gewaltig, und wir beſchloſſen alſo einmal, einen ungeheuren Wald ganz

---

Regierung antraten, forderten ſie dieſe Summe, welche ihnen zu hoch ſchien, zurück, und es kam zum Kriege, in welchem die Markgrafen geſchlagen wurden; dafür aber errangen ſie ſpäter glänzende Siege, welche ihren kriegeriſchen Ruf zu Ehren brachten, ſo daß ihnen aus aller Herren Lande kriegsluſtiges Volk zuſtrömte, um unter ihren Bannern zu fechten.

genau zu durchſuchen. Unſer Herr Markgraf und ich waren natürlich auch dabei. Heiſa, das war ein Jagen und Hetzen, wir ſtießen auf Elenthiere, Wölfe und allerlei wildes Gethier, aber das wildeſte waren die Heiden, die ſich gegen uns ſetzten und uns die Jagd ſauer machten. Dabei geſchah es, daß ich, von meinem feurigen Roſſe fortgetragen, auf Abwege gerieth und mich plötzlich allein einer ganzen Heerde Preußen gegenüber ſah. Schaut, Freunde, dies iſt das Schwert, welches ich dazumal trug, ſchaut noch hier die Scharten darin, die ich nimmer herauswetzen werde, denn ich habe wacker damit auf die Heiden gewettert, aber Hundert gegen Einen, das iſt denn am Ende doch ſelbſt für einen Brandenburger zu viel geweſen. Ich wurde alſo überwältigt, und nun ging der Höllentanz los. Die Preußen ſetzten ſich im Kreiſe herum und fingen an zu berathſchlagen, was ſie mit mir beginnen wollten, das heißt, auf welche für ſie angenehmſte und für mich ſchauerlichſte Weiſe ſie mir den Garaus machen wollten. Mutſchi, lagutſchi — ich verſtand kein Wort von ihrem Singſang, ich ſah nur ihre Blicke, ihre Geberden, ihre Tücke, ihre Rachſucht, ihren Haß. Mir wurde zu Muthe, als läge ich auf dem Roſt. Aber ich war in der Gewalt dieſer Heiden und konnte mir nicht helfen. Alſo befahl ich Gott meine Seele. Gleich darauf packten mich ein Paar von den Götzenmenſchen und ſchleppten oder ſtießen mich vorwärts, die Andern folgten mit wildem Geſchrei. Endlich machten ſie Halt, und nun ſah ich mein furchtbares Geſchick. Wir befanden uns nämlich vor einer Wolfsgrube, in welcher ein recht hungriger Wolf ſein mußte, denn er heulte,. daß es entſetzlich anzuhören war. Dein Tod iſt gewiß, ſagte ich mir, aber bei Gott iſt nichts unmöglich, und wer für das Leben nicht bis zur allerletzten Hoffnung

kämpfen mag, verdient nicht, es zu beſitzen. — Ja, ſo dachte ich, meine Kinder, und der liebe Gott hat mir Recht gegeben. Ich erſah mir den günſtigſten Augenblick, packte mit jeder Fauſt einen Preußen und — hinein mußte ich doch — ſo ſtürzte ich mich denn in Gottes Namen mit ihnen in die Grube, es dem lieben Gott anheim gebend, wer von uns des Wolfes Appetit zuerſt reizen würde. Die beiden Heiden waren ſo beſtürzt, daß ſie unten, ſtatt ſich gegen mich zu wenden, dalagen wie Klötze; aber das währte nicht lange, der Wolf packte ſie mit ſeinen Tatzen und fing an, ſeinen Imbiß mit einer unerhörten Gier herunter zu würgen. So hatte ich nur einen Feind — denn den Wolf betrachtete ich jetzt als meinen Bundesgenoſſen, und während der ſeinen Appetit ſtillte, machte ich mich über den andern Heiden her und erwürgte ihn. Nun hatte der Wolf genug, und ich glaubte jetzt auch mit dieſem fertig zu werden, denn ich hatte wieder Waffen, und es war mir ein Leichtes, den Wolf während ſeiner Mahlzeit zu tödten. Die Preußen, welche oben um die Grube ſtanden, wußten nicht recht, was unten geſchah; da ſie aber an meiner Ueberwältigung nicht zweifelten und zwiſchen den dunklen Maſſen unten nicht ſobald unterſcheiden konnten, ob ich oder einer der Ihrigen der Lebendige ſei, riefen ſie ihre Gefährten beim Namen, und als ſie durchaus keine Antwort erhielten, glaubten ſie endlich, daß ſie wirklich getödtet worden ſeien, und nun begannen ſie, auf mich ihre Waffen zu ſchleudern und der gräßlichſte Tod wartete mein. Da im rechten Augenblicke ſchickte mir Gott Hülfe. Mein gnädiger Herr Markgraf und eine große Schaar tapferer Ritter kamen an den Ort, und nun begann eine furchtbare Metzelei, daß mir das Herz im Leibe hüpfte, denn ich hörte wohl, daß unſer Herr der Sieger war, und ich

Der predigende Franziskaner.

besann mich nicht lange, stürzte mich auf den schwarzen Wolf, der sich eben an den zweiten Heiden gemacht, versetzte ihm einen Sausehieb auf die Schnauze und alle Viere ausstreckend, lag er zu meinen Füßen. Nun kletterte ich aus der Grube heraus und stürzte mich in's Getümmel, so recht mitten hinein, wo unser Markgraf focht, der war nicht wenig erstaunt und umarmte mich herzlich, als ich ihm, nachdem wir die Heiden sämmtlich zu Brei geschlagen, meine Historie erzählte. Ich aber habe unserm gnädigsten Herrgott gar sehr gedankt und recht inbrünstige Gelübde gethan, die ich auch wie ein

Ehrenmann gehalten, und bete auch jetzt zu ihm, er möge mir ferner und allen guten Christen ein gnädiger Retter aus Gefahren sein."

Die Versammlung wurde von dieser Erzählung sehr bewegt, und der recht erbauliche Schluß stimmte sie feierlich. Lange aber währte diese Stimmung nicht, da brach ein toller Lärm los und Jeder überließ sich nach Herzenslust seiner fröhlichen ausgelassenen Laune. Am meisten Dank aber erwarb sich der Gehrende, der von Buch's Geschichte jetzt sang, die in zierliche Reime gebracht, noch einmal die Herzen der Anwesenden zu rühren vermochte. Besonders laut wurde der Jubel, als der Gehrende die Strophen sang:

„Und blickte muthig in das Grab
Und auf den heulenden Wolf hinab.
Muß es hineingesprungen sein,
So komme, Wolf, ich nicht allein,
Hier bring' ich dir noch zwei Gäste, ich!
Damit, du Ungethier, mäste dich."

Während also das Volk bei Sang, Tanz, Harfenspiel und allerlei tollem Zeug sich draußen im Hofe vergnügte, hatte sich Herr von Buch mit seinen Freunden wieder auf den Palas begeben und dort mit den Frauen die Zeit angenehm verplaudert, bis das Zeichen zur Tafel gegeben wurde. Ein Edelknabe stieß in die Trompete, die Gäste setzten sich an den Tisch und geschäftig rannten nun die Edelknaben, deren Johann drei hatte, außer denen, die einige seiner besten Freunde zur Bedienung mitgebracht, mit den Waschnäpfen und Servietten hin und her; denn bevor man das Essen anhub, verlangte die Sitte damals, daß sich jeder Gast die Hände wusch, kaum aber war diese Ceremonie geschehen, da hallte das Hilfthorn, und von der Warte wurde das Zeichen ge-

geben, daß ſich ein vornehmer Gaſt nahe. Nun ſprang Alles von der Tafel auf, die Frauen traten in die Fenſterniſchen und bald näherte ſich ein Zug von einem halben Dutzend Rittern, in deren Mitte eine hohe Frau ritt, welche die Gäſte und der Herr von Buch ſelbſt nicht ohne Erſtaunen als die Frau Markgräfin, Otto's Hedwig, erkannten.

Der alte von Buch ging mit ſeinen Gäſten der hohen Frau bis in den Burghof entgegen, die Knappen ſprangen herbei, ihrem Gefolge den Bügel zu halten und ihre Pferde in die Ställe zu führen, während Johann von Buch der Markgräfin vom Pferde half.

„Mein lieber Herr Ritter," ſagte Hedwig, „Ihr werdet Euch ſchier wundern über meinen Beſuch."

„Ei, warum das?" fragte von Buch; „ſeid mir hoch willkommen, gnädige Frau, ich feiere heut meinen Rettungstag, an welchem mich wohl ſonſt öfter die gnädigen Herren Markgrafen nebſt ihren Geſponſinnen zu beehren pflegten. Habt die Güte, meiner lieben Margarethe in's Frauenhaus zu folgen, wo Ihr's Euch bequem machen könnt nach Nothdurft; dann aber ſeid ſo gut, auf den Palas zu kommen, wo Ihr die Gnade haben wollt, mit uns das Eſſen einzunehmen."

„Ach, mein lieber von Buch, mich führen gar ernſte Dinge hierher," verſetzte die Markgräfin, „doch fern ſei es von mir, Euren Freudentag zu ſtören, ſo Ihr mir ein Nachtquartier bei Euch vergönnen wollt."

„So lange Ihr die Gewogenheit haben wollt, bei uns zu bleiben," verſetzte von Buch, „betrachtet meine Burg und all' mein Beſitzthum darin als Euer."

Nun führte Margarethe, von Buch's Ehefrau, die Markgräfin in die Kemenate des Frauenhauſes; die Herren ihres Gefolges, unter denen ſich auch Heinemann

befand, wurden ebenfalls in die kleinen Gemächer geführt, und da sie einen tüchtigen Ritt gemacht hatten und unter den schweren Rüstungen schwitzten, so wurde ihnen sofort ein Bad bereitet, und hübsche Mägde bedienten die Ritter und reichten ihnen frische und blendend weiße Linnengewänder und Badhemden, und erst, als sowohl die Markgräfin als die Ritter sich im Bade gehörig erfrischt hatten, kamen sie sämmtlich auf den Palas, und nun begann das Essen, wobei Jeder mit einem ausgezeichneten Appetit den Wirth gar sehr zu erfreuen wußte.

Der Herr von Buch unterließ nichts, um die Markgräfin, wie es sich geziemte, zu ehren; seine jüngste Tochter überreichte ihr knieend die schönsten Fleischstücke auf seinem Wastelbrode, welches klein geschnitten war, und die Edelknaben überreichten ihr knieend den Becher mit dem Luttertrunke, ein Gemisch von Wasser, Wein und Kräutern. Trotz aller dieser Aufmerksamkeit aber war die Markgräfin sehr traurig, denn ihre Gedanken verweilten bei ihrem Gemahl, der noch immer im Kerker haftete.

Deshalb war auch von Buch bemüht, die hohe Frau so viel als irgend möglich aufzuheitern; er ließ den Gehrenden auf den Palas kommen und allerlei scherzhafte Weisen singen, welche auch ihre Wirkung nicht verfehlten. Plötzlich aber änderte der Meistersänger seine Melodie und sang mit ernster Stimme folgende Strophen:

„Es sitzt in dem Kerker so traurig und öde,
Herr Otto, der Markgraf, behandelt so schnöde,
Mit eisernen Halben gar sehr beschwert;
Ach, Brandenburg, mehr ist dein Otto werth.
Er ist ein so großer und edler Held,
Es achtet und ehrt ihn die ganze Welt.

Wie lange noch wird ſich Herr Günther weiden
An unſers Herrn gar grauſigen Leiden? —
Nun iſt ihm Unbill geſchehen genug —
Jetzt hilft und rathet der Alte von Buch!"

Die letzte Strophe brachte nicht wenig Senſation hervor. Der Sänger konnte mit der Markgräfin unmöglich einverſtanden ſein, noch irgend einen Wink von ihr erhalten haben, und dennoch konnte er kaum wiſſen, daß die Markgräfin hierhergekommen war, um den alten Johann um ſeinen Rath zu fragen. Aber es mußte dieſes dennoch wohl der Fall ſein, denn die Meiſterſänger waren damals gute Politiker; dieſer hatte mit ſchnellem und richtigem Blick überſehen, um was es ſich hier handelte. Die Markgräfin war auch weit entfernt, verlegen zu werden, vielmehr warf ſie dem Sänger einen dankbaren Blick zu, und rief ihn zu ſich.

Deſto verlegener aber wurde von Buch. Er nahm eine ſehr ernſte Miene an, und man ſah es ihm an, daß ihm dieſe Erwähnung ſeiner nicht lieb war, doch näherte er ſich der Markgräfin und ſagte:

„Gnädige Frau, der Alte von Buch wird thun was er kann, um unſern gnädigen Herrn aus ſeiner Lage zu befreien, bei der ihm allerdings nicht wohl zu Muthe iſt; doch jetzt laßt uns deſſen nicht weiter gedenken, kommt Zeit, kommt Rath. Dieſe Nacht wollen wir es beſchlafen."

Die Frau Hedwig wurde durch dieſe Worte ſehr getröſtet, und ſie fühlte ſich um vieles leichter, daß die Sache ſo gut eingeleitet war, ohne daß ſie ſelbſt davon zu ſprechen anfangen mußte; nun wurde ſie auch ganz vergnügt und verſchmähte es nicht, mit ihrem Wirth einen Tanz zu machen, welcher begann, nachdem die Tafel auf-

gehoben, und die Tiſche aus dem Palas wieder entfernt waren.

Indeſſen war das Volk im Burghofe auch nicht faul, und beluſtigte ſich, nachdem es ſich weidlich die Wämſer geſtopft, ebenfalls mit Tanzen; ſeine Ausgelaſſenheit aber erreichte den höchſten Grad, als plötzlich ein Franziskaner unter ihnen erſchien, der mit der Köchin tolles Zeug zu machen begann.

Dieſer Franziskaner war kein anderer als unſer alter Bekannter von Rathenau und Magdeburg.

Er hatte einen ſo ungeheuren Schnabſack auf ſeiner Schulter, daß er ihn kaum leer fortſchleppen konnte, und die Köche von Buch's fragten ihn: „Wann er dieſen Sack zu füllen gedenke, und wie er gedenke ihn fortzubringen?"

„Ei, Ihr Hundsfötter," rief der Pater, „habt Ihr da nicht genug in Euren Kellern, womit Ihr Euch ein halbes Jahr voll und toll ſaufen und eſſen könnt, daß Ihr einem Minoriten nicht mehr gönnt, als der Neid? — Bringt nur herbei, ſo viel immer hineingeht, und laßt's Euch um das Fortbringen nicht bange ſein."

„Wir ſollen Euch den ganzen Schnabſack da füllen?" rief der Koch Tobias entſetzt; „das wäre ſchön, davon leben wir Alle ein ganzes Jahr."

„Ei, du dummer Teufel," verſetzte der Franziskaner, „weißt du nicht, daß ich jedes Jahr nur einmal bei Euch terminire?"*).

„Das iſt auch gerade genug, um für das ganze

*) Die Franziskaner waren ganz allein auf das Betteln angewieſen, und hiervon unterhielt ſich der Orden. Dieſes Betteln wurde terminiren genannt, vielleicht deshalb, weil ſie in ihre beſtimmten Gegenden in regelmäßigen Terminen wiederkehrten.

Jahr eine Hungersnoth bei uns zu verursachen,“ Tobias.

„Das schadet Euch übermüthigen Schelmen gar n
versteht Ihr? Was tanzt und lamentirt Ihr heute,
hättet Ihr alle Franziskanerkutten an, und ließet
auf einem unserer Kirchhöfe begraben*), oder hättet
für 1340 Jahre und 52 Tage Ablaß erlangt**).
ist Ursach zu solchem Lamento? Ich frag' Euch,
— Ist's vielleicht, weil Euer Otteken im Käfig
und Ihr Brandenburger von den Magdeburgern
Schädel Beulen und auf dem Rücken blaue Flecken
kommen habt? Habt durchaus keine Ursach zu sol
Ausgelassenheit, und wollt mit einem armen Bettelmö
welcher so viel Seligkeit und Himmelsgnade besitzt,
er Euch Alle damit reich und glücklich machen ka
knickern und knausern? He — ist das Ordnung?
Hat Euch daß Euer Herr befohlen?“

„Aber Herr Pater,“ versetzte Tobias lachend, „
hilft uns alle Seligkeit dort oben, die Ihr uns so f
gebig schenkt, wenn Ihr unser Leibliches durch so un
bührliche Forderungen in Gefahr bringt. Ganz leer
Ihr nicht ausgeben, aber auch nicht ganz voll, und
bring' ich Euch ein Opfer, was nicht meinem Herrn, s
dern meiner Seele ganz allein zu Gute kommen muß.“

Mit diesen Worten überreichte er dem Franziskan
eine Münze, welche dieser aber zornig zurückwies.

---

*) Wer sich nämlich auf einem Franziskaner Kirchhofe begrab
ließ, erhielt 40 Jahre Ablaß, und wenn dieses in einem Franziskaner
wande geschah, Ablaß aller Sünden.

**) Einen so großen Ablaß erhielt der, welcher an allen Herr
festen, Marien- und Apostelfesten, Johannis- und Franziskusfesten u
andern Tagen der Heiligen des Franziskanerordens eine Franziskan
kirche besuchte.

„O, du verfluchtes Baalskind!“ rief der Mönch; „wie kannst du dich unterstehen, einen Franziskaner in Versuchung führen zu wollen? Weißt du nicht, daß wir kein Geld annehmen und nicht einmal berühren dürfen? daß wir uns mit dem schmutzigen Mammon durchaus nicht befassen, und nicht nach mehr verlangen, als was unsere Nothdurft erheischt?“

„Geld nur nicht gleich so bitterböse!“ rief Tobias; „wartet, dem Uebelstande ist ja gleich abgeholfen. Da, nun werdet Ihr's nehmen.“

Mit diesen Worten wickelte der Koch das Stück Geld in Papier, und jetzt nahm's der zornige Franziskaner in der That ohne Widerstreben an. Das Beispiel wirkte, und bald hatte der Mönch die Hand voll von Geld, welches sämmtlich in Papier gewickelt war.

„Schön,“ sagte der Mönch, indem er wohlgefällig jedem Geber seinen Segen ertheilte, „nun werde ich Euch eine Predigt halten, Ihr Sündenmenschen, damit der Teufel in Euch wieder ausgetrieben werde durch solche Reinigung.“

„Bravo!“ riefen die Umstehenden; „eine Predigt, die wollen wir hören.“

„Und ich werde Euch den Text geben,“ rief Tobias.

„I, du eitles Küchengeräth!“ rief der Franziskaner; „was wirst du davon wissen?“

„So viel wie ein Minorit,“ versetzte Tobias; „ich habe mein Küchenlatein gelernt, ein Minorit aber lernt gar nichts.“

„Dann braucht er auch nichts zu vergessen, mein schlechter Sohn,“ entgegnete der Franziskaner; „dann lernt er auch nichts Schlechtes, dann weiß er nur das, womit ihn Gott durch höheres Licht erleuchtet, während

alle übrigen Menschen mit allem ihren Wissen in Finsterniß leben."

„Nun, so predigt doch über dies Kapitel," rief der andere Koch.

„Nein," widersprach Tobias, „die Katze läßt das Mausen nicht, soll der Text sein."

„Ei, was, über die Unwissenheit, Herr Pater," rief der Andere, „das kann uns Allen zum Exempel dienen."

„Ich werde Euch allen Beiden den Willen thun," versetzte der Mönch; „füllt mir nur erst meinen Sack, derweil ich hier auch ein wenig meine Kinnbacken in Uebung bringen will."

„Der Mönch setzte sich an den Tisch, und rief ein paar Bauern herbei.

„Wie heißt Ihr?" fragte er.

„Hensel und Köpke."

„Schön, mein lieber Hensel, und du, mein lieber Köpke, Ihr sollt die Ehre haben, mich zu bedienen; dafür sollt Ihr Ablaß für alle die Sünden genießen, die ich in meinem Leben nicht thun werde."

Ein lautes Gelächter folgte auf diesen Witz.

„Und du Schlingel Tobias," fuhr der Mönch fort, „wenn du deine Sache nicht gut machst, dann wehe dir; ich werde sofort auf den Palas gehen, und dann bist du geliefert. Ich weiß wohl, daß Johann von Buch einen hungrigen Franziskaner und einen dicken Koch nicht leiden kann."

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein," versetzte Tobias, welcher mit dem Sack des Franziskaners davon ging.

„Nun sollt Ihr auch die Predigt hören, meine Kinder," wandte sich der Mönch jetzt an die Umstehenden; „ich werde zugleich essen, denn wir Franziskaner haben niemals überflüssige Zeit, weil all unsere Zeit dem Müßig-

gange gehört. Ihr seht also wohl ein, daß wir nie zu Viel auf einmal abmachen können. Also, meine Lieben, Ihr wißt es wahrscheinlich noch nicht ganz genau, daß wir Minoriten im Besitze der beiden höchsten Güter sind, welche Gottes Gnade einem staubgebornen Menschen zu Theil werden lassen kann; das sind die Armuth und die Unwissenheit. Was die Armuth anbetrifft, so besitzen wir Minoriten in der That ganz allein die Glückseligkeit, daß uns die größte Armuth den höchsten Reichthum gewährt. Wir sind, wie Ihr wohl wißt, so arm wie eine Kirchenmaus, und dennoch haben wir stets vollauf, und ich frage Euch, ob die Armuth, die Alles hat, was sie braucht, und nicht braucht, was sie nicht hat, nicht ein übergroßes Glück ist? Denkt Euch, meine Kinder, welch ein Teufel das Geld und Gut ist, und wie gesündigt wird mit diesem Gute, welches Gott nur deshalb hat werden lassen, damit recht viele Franziskanerklöster gebaut würden, und dessen sich der Teufel bemächtigt hat, um die Menschen zu verführen. Seid sehr zufrieden, daß ich Euch so eben einen kleinen Theil so überflüssigen, schlechten Gutes abgenommen habe, und gebt mehr, wenn Ihr Eure Seligkeit lieb habt, denn bei uns ist Alles gut aufgehoben, da wir arm sind und arm bleiben müssen. Was nun das Zweite, die Unwissenheit anbetrifft, so ist diese ein eben so kostbares Gut wie das erste, und Gott hat wiederum uns Franziskanern nur allein die Gnade erzeigt, wahrhaft unwissend zu sein. Denn was würde es uns nützen, das zu wissen, was Andere auch schon gewußt haben, ohne daß sie damit den Teufel aus der Welt heraustreiben konnten, und was würde es uns nützen, mehr zu wissen als Andere? Würden wir dann nicht für Zauberer und Besessene, für Kobolde gehalten werden, da wir jetzt doch wahre Heilige sind, die nicht

wiſſen, wie und womit ſie ſündigen ſollten? Ganz ſicher iſt die Unwiſſenheit das höchſte Ziel der Glücklichen, der Seligen und der Heiligen. Denn nur die Unwiſſenheit allein ſagt uns, daß die Menſchen Alle Heuchler, Lügner, Gottesſchänder, Ehebrecher, Betrüger, Sünder ſind, und hat die Unwiſſenheit nicht Recht? Die Unwiſſenheit allein ſagt uns, daß wir nicht ſelig werden können ohne viel Gebet, und ohne Klöſter, und ohne Mönche, und ohne den Papſt, und hat die Unwiſſenheit nicht wieder Recht? Die Unwiſſenheit allein ſagt uns, daß wir Menſchen auf Erden niemals Alle weiſe und edel werden können, und hat die Unwiſſenheit nicht abermals Recht? Die Unwiſſenheit allein ſagt uns endlich, daß wir je dümmer werden, je mehr wir wiſſen, und je ſchlechter, je mehr wir wiſſen wollen, und wer widerſpricht mir? Wo iſt der Narr, der ſolches thut? — Wir Franziskaner ſind arm und unwiſſend, und wir ſind deshalb ganz gewiß die glücklichſten und tugendhafteſten Menſchen von der Welt; denn alle unſere Handlungen, mit welchem unverſtändigen Auge Ihr ſie auch betrachten möget, entſpringen aus dieſen beiden höchſten Tugenden, welche wir uns zur Hauptaufgabe unſeres Lebens gemacht haben."

Der Franziskaner hatte noch nicht vollendet, als Tobias mit ſeinem Kollegen und mehreren Küchengehülfen erſchien, welche zuſammen den gefüllten Sack des Minoriten trugen. Dieſer warf einen ſehr zufriedenen Blick auf Meiſter Tobias, und ſagte ſchmunzelnd:

„Es werden ſich wohl ein paar Leute unter Euch befinden, welche ſich unſern beſondern Segen gern verſchaffen wollen, und den gewähren wir denjenigen, welche uns den Sack nach unſerm Kloſter zu Stendal transportiren."

„Das wollen wir schon in Ordnung bringen," versetzte Tobias; „aber laßt mir Euch nur erst beweisen, daß weder die Unwissenheit noch die Armuth eine Glückseligkeit ist; ich bin der Narr, der Euch widerspricht."

„Gut," sagte der Franziskaner und erhob sich vom Tische, indem er auf den Sack losschritt; „laß sehen, wie deine aufgeblasene Narrheit mit diesem Beweise fertig werden wird."

„Den Beweis werdet Ihr gleich selbst liefern," rief der Koch mit schlauer Miene, während der Mönch den Sack öffnete und hineinguckte.

„Tobias!" rief der Franziskaner jetzt sehr ernst, „mögest du für diese Schlechtigkeit in deinem Sterbestündlein büßen."

Tobias lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, die entsetzlichen Worte des Mönchs hatte er gar nicht gehört.

„Da habt Ihr den Beweis," rief er, „daß die Unwissenheit kein Glück ist. Denn hättet Ihr wohl in den Sack hineingeguckt, wenn Ihr gewußt hättet, daß der Jux darin ist?"

„Hätte ich nicht hineingeguckt," versetzte der Franziskaner, „dann würde ich den Sack mit nach dem Kloster gebracht und mich lächerlich gemacht haben; nur meiner Unwissenheit muß ich es danken, daß dieses nicht geschehen ist; und würdest du schlechter Mensch jetzt wissen, was ich mit dir im Schilde habe, du würdest sicher jetzt eher weinen als greinen."

„Was wollt Ihr mir thun?" fragte Tobias.

„Das geht dich nichts an."

„Ich bitte Euch, sagt es mir."

„Komm' her, werfe dich zu meinen Füßen, und bitte

mich um Verzeihung, dann werde ich dir sagen, was ich dir thun will."

Tobias folgte diesem Vorschlage, als er aber vor dem Franziskaner kniete, riß ihn dieser plötzlich völlig zu Boden, ergriff den Sack und schüttelte seinen Inhalt über ihn aus.

„Das ist es, was ich dir thun wollte," rief der Mönch nun, während die Umstehenden in ein tolles Gelächter ausbrachen.

Der Sack war mit nichts als mit Abfall aus der Küche, mit Gemüseschalen, mit Steinen, mit Mist, kurz mit allerlei Unrath gefüllt, und der arme Teufel lag darunter förmlich begraben. Das Volk schlug ein so tolles Gelächter an, daß sie im Palas endlich darauf aufmerksam wurden, und nun rannte Alles an die Fenster, um zu sehen, was im Hofe passirte. Als sie da oben nun sahen, wie der Koch unter dem Misthaufen, von dem ein großer Theil an ihm haften blieb, hervorkroch, da wollte auch bei den Herrschaften das Lachen kein Ende nehmen, zumal als sie die Veranlassung dieser Scene vernahmen.

Der Alte von Buch ließ nun den Franziskaner auf den Palas kommen, welcher nicht im Geringsten verlegen wurde, als er die Frau Markgräfin da vorfand, vielmehr näherte er sich derselben und sagte mit der größten Unverschämtheit:

„Gnädige Frau, ich komme von Magdeburg *), und habe daselbst das Glück gehabt, Euren gnädigen Gemahl, den Herrn Otto, zu sprechen, als er sich gerade im Käfig befand. Ich hab' ihm fein zugesprochen und nach Ver-

*) Die Franziskaner machten bei ihrem Terminiren oft sehr weite Reisen.

mögen Trost gespendet, denn er war gar traurig und niedergeschlagen, da die Magdeburger sich über ihn gewaltig lustig machten. Der arme Herr saß da mit gar jämmerlichen Mienen, jedem Spotte preisgegeben, und brüllte wie ein gefangener Löwe. Das war den Magdeburgern aber just Recht — je mehr der Herr Otto sich ärgerte, je mehr freuten sich die. Ich habe ihm gesagt, daß ich nach der Mark zurückgehe, und er hat mir, so ich Euch irgendwo sehen würde, einem minniglichen Gruß an Euch aufgetragen. Den bring' ich Euch jetzt."

Die Markgräfin dankte auf eine holdselige Weise dem unverschämten Franziskaner, welcher sich bald auf dem Palas eben so heimisch machte, wie auf dem Hofe, und namentlich war der alte Heinemann wieder sehr erfreut über seine Gegenwart; ja der alte Mann ging so weit, dem Franziskaner die für ihn bestimmte Kemenate anzubieten, weil er mit ihm die Nacht durchwachen wollte, und von Buch dem Franziskaner eine Herberge auf seinem Schlosse vielleicht verweigert hätte. Den Franziskanern war der Alte von Buch durchaus nicht so gewogen, wie der Mönch vermeinte, und sein Kaplan war ein Dominikaner, gehörte also einem Orden an, der dem Franziskaner nicht allzuhold war.

So verging denn der Tag lustig und allseitig vergnügt, und als die Freude sich gänzlich ausgetobt hatte, dachte man endlich an Ruhe. Da der Gäste mehr als Kemenaten waren, so schlief ein großer Theil derselben auf dem Palas, wo sich Jeder so bequem als möglich auf den Polsterbänken lagerte. Die vornehmsten Gäste wurden in die Kemenaten geführt, doch mußten auch hier mehrere in einem Bette schlafen, und die Pagen hatten noch genug zu thun, den Herren den Schlaftrunk,

den Claret, Moraz und Lutertrank, zu bringen, welchen sie, schon im Bette liegend, wohlgefällig empfingen.

Am andern Morgen, gleich nach der Frühmesse, hatte von Buch eine Besprechung mit der Markgräfin. Er wußte ihr keinen anderen Rath zu geben, als daß sie sich selbst hin nach Magdeburg begeben und versuchen solle, was ihre Ueberredungskunst auf die Domherren vermöge. „Habt Ihr die für Euch gewonnen, gnädige Frau," fügte Johann hinzu, „dann wird der Erzbischof sich ihrem Einflusse nicht entziehen können."

Die Markgräfin fand diesen Vorschlag einleuchtend, und ohne Verzug machte sie sich, dem biedern Alten dankend, auf den Heimweg, entschlossen, so schnell als möglich die Reise nach Magdeburg anzutreten.

„Gottes Segen geleite Euch!" rief der Alte von Buch beim Abschied; „Euer Herr Gemahl hat mich zwar sehr gekränkt, aber Gott weiß, wie sehr ich Theil an seinem Geschicke nehme, und auf seine baldige Befreiung harre. Möge der beste Erfolg Eure Reise krönen."

Frau Hedwig dankte freundlich, und drückte dem Freunde in der Noth herzlich die eiserne Hand, und nun wollte sie ihrem Pferde die Sporen geben, als der Franziskaner sich an sie herandrängte, und mit verstellter, frommer Miene rief:

„Ich habe diese Nacht für Euch ein gar inbrünstig Gebet zum Himmel gesandt, und solltet Ihr, gnädige Frau, den Herrn Otto bald sehen, dann empfehlt, ich bitte Euch, unser Kloster zu Stendal seinem Angedenken."

Frau Hedwig versprach mit freundlichem Nicken, also zu thun, und ritt davon, während der Mönch segnend nach ihr seine Hände ausstreckte, und ein über das andere Mal rief:

„Der Herr geleite Euch! Der Herr geleite Euch! — Ich werde für Euch beten.“

Bald darauf saß der unverschämte Mönch auf einem Klepper, welchen ihm von Buch geschenkt, seinen wohlgespickten Schnabsack vor sich, und ritt gemächlich und guter Dinge nach Stendal zu.

2.

Gar traurig und verzagt saß Markgraf Otto in seinem Kerker. Er hatte auf baldige Befreiung gehofft, aber diese zog sich gar sehr in die Länge. Sein Bruder Konrad, der den Krieg gegen das Erzstift fortsetzte, vermochte doch keinen entscheidenden Streich auszuführen; es war ihm unmöglich, bis Magdeburg vorzudringen, und auf Günthers Gnädigkeit war kein Verlaß. Es war demnach nicht abzusehen, wann Otto die kostbare Freiheit wieder erhalten würde, denn selbst wenn man ihn gegen Lösegeld hätte freilassen wollen, würde dies sicher zu bedeutend und unerschwinglich gewesen sein.

Während nun Otto traurig über sein Schicksal brütete, war seine liebe Hedwig, nach welcher er sich ganz besonders sehnte, in seiner Nähe, in Magdeburg, und wanderte unverdrossen zu den Domherren von Haus zu Haus, sie mit ihrer holdseligen Erscheinung endlich besiegend. Aber so gar leicht wurde ihr dies dennoch nicht, denn die Domherren machten zuerst gar viele Einwendungen, war es nun aus Groll gegen ihren Gemahl oder aus Lust und Freude an der hohen Frau edle Erscheinung, welche sie durch langen Widerspruch desto länger genossen.

Der treue Buch hatte übrigens die Markgräfin auf solchen Widerspruch vorbereitet, und diese ermangelte

Der Schatz zu Tangermünde.

daher nicht, die Domherren durch ansehnliche Geschenke geschmeidiger zu machen. Dem Einen gaben sie hundert, dem Andern sechszig Mark Silbers, je nach dem Ansehen, in welchem die Domherren standen, und so gelangte sie zum Ziele. Die Herren versprachen ihr, beim Erzbischofe für die Freilassung des Markgrafen gegen ein billiges Lösegeld nach besten Kräften zu wirken, und nun war Frau Hedwig so weit, daß sie mit Aussicht auf den günstigsten Erfolg mit dem Erzbischofe selbst in Unterhandlung treten konnte. Natürlich war die Bestechung der Domherren sehr geheim geschehen, so daß Günther davon keine Ahnung hatte.

Trotz der guten Versicherungen, welche die Domherren

der Markgräfin gegeben, pochte der edlen Frau doch das Herz, als sie dem stolzen Prälaten besuchte. Mit einem ganz ernsten und finstern Gesichte kam ihr Günther entgegen und sagte:

„Ihr habt Eures Gemahls wegen eine so weite Reise gemacht, meine liebe Tochter, das bedaure ich, denn Ihr werdet dem Otto nicht helfen können."

Die Markgräfin kniete vor dem Erzbischofe nieder, und seine Hand ergreifend sagte sie mit bewegter Stimme:

„Ehrwürdiger Vater, unser Geschick ist Gott allein anheimgegeben, der sich seiner frommen Priester bedient, um Unglück nach Kräften zu steuern. Sicher hätte er mir nicht die Eingebung zukommen lassen, Euch zu besuchen, wenn mich meine Hoffnung trügen könnte. Ihr werdet Mitleid und Erbarmen haben, ehrwürdiger Vater, und mir meinen Gemahl entlassen, der ja für seine Feindschaft gegen Euch genugsam gebüßt hat."

„Gegen Gott hat er mehr gesündigt, als gegen mich," versetzte der Erzbischof mit Salbung; „und für seine Gotteslästerung hat er nimmer genug gereut. Euer Gemahl ist ein Feind der Kirche, und die Gefangenschaft ist gut für seinen hochmüthigen Sinn."

„Daß Gott mich behüte," versetzte Hedwig, „einen Gemahl zu haben, welcher ein Feind der Kirche ist, vielmehr ist er ihr herzlich ergeben, sein Gemüth ist gut und fromm, und sicher war er von einem bösen Geiste besessen, als er jene Drohung aussprach, bei der nur seine Zunge, aber nimmer seine Seele war."

„Was sprecht Ihr da, meine Tochter," sagte Günther; „könnte ich glauben, daß Otto's Zunge allein also gefrevelt hat, ich würde sie ihm ausschneiden lassen, und ihn selbst dann ohne Lösegeld von dannen ziehen lassen,

und er ließe mir hier, womit er gesündigt hat. Aber Eures Otto Junge ist nicht der Schwengel einer Glocke, der unbewußt Geläute macht; ich meine, der weiß recht gut, was er spricht. Dafür mag er in seinem Thurme bleiben, und Alles, was ich Euch gestatten mag und kann, ist, daß Ihr ihn besuchen könnt."

„Ich glaube, Herr Erzbischof," sagte die Markgräfin, „daß Gott durch die erlittene Ungebühr, mit der Ihr meinen armen Gemahl behandelt, vollkommen mit ihm ausgesöhnt ist, und daß Ihr nur unbarmherzig seid, wenn Ihr Euer Ohr meinen dringlichen Bitten verschließen könnt. Ihr habt Eure Rache befriedigt, nun laßt meinen Otto auch frei„ und sagt mir das Lösegeld, mit dem er sich loskaufen soll. Ihr könnt ja mit meinem Otto doch nichts beginnen, ehrwürdiger Vater, aber recht viel mit dem Gelde. Es ist gewißlich besser, wenn mein Gemahl an meiner Seite, statt in dem finstern Thurme sitzt. Ich gräme und härme mich darob, was habt Ihr davon? — Ich liebe meinen Otto, und Ihr haßt ihn; nun frage ich Euch, ehrwürdiger Herr, und rufe den lieben Gott zum Zeugen gegen Euch an, ob der Haß oder die Liebe ein größeres Recht an meinem Otto hat?"

Der Erzbischof wurde durch diese Frage schier verwirrt, er blickte nicht ohne Wohlgefallen auf die hübsche, beredte Frau, und sagte lächelnd:

„Ich glaube, meine Tochter, daß ich wohl schwer mit Euch fertig werde, wenn ich mich in diesen Streit mit Euch einließe, denn Frauenliebe nimmt den lieben Gott, die Engel, die Heiligen, Himmel und Erde für sich in Anspruch; sie ist der Meinung, das müsse ihr unbedingt für den Gegenstand ihrer Neigung zu Gebote stehen. Frauenliebe maßt sich Alles an. Jedoch will

ich Euch gerne zugeben, daß es sich schöner und wonniger an Eurer Seite, als im Thurm sitzt, und daß Euer Otto sich nicht wenig grämen mag. Dessen muß er sich gedulden. Was aber Euch selbst betrifft, so thut es mir herzlich leid um Eure Thränen, und ich will sehen, ob ich sie trocknen kann. Verharret ein Wenig, ich will die Sache mit dem Kapitel besprechen, und sehen, was ich thun kann."

Diese Worte klangen in Hedwigs Ohren wie die schönste Musik. Sie umfaßte die Kniee des Prälaten, und blickte dankbar und erfreut zu ihm empor. Sie lachte und weinte zugleich, daß dem Erzbischofe ganz weich zu Muthe wurde. Er drückte einen Kuß auf ihre marmorne Stirn und sagte:

„Wahrlich, nur Euch und Eurer Liebe mag's der Otto danken, wenn wir ihn hier loslassen. Ihr sollt recht bald von mir Bescheid haben, schon auf morgen will ich in dieser Angelegenheit das Kapitel versammeln."

Frau Hedwig verließ nun mit einem Dankgebet zu Gott den Erzbischof, und schon am andern Tage erhielt sie die freudige Nachricht, daß er, auf der Rath und Zureden der Domherren sich willig erklärt, den Markgrafen Otto gegen ein Lösegeld von 4000 Mark Silbers *) freizulassen.

Nun war Hedwig am Ziele. Sogleich eilte sie nach dem Kerker zu ihrem Gemahl; und als sie den traurigen Aufenthalt des Fürsten sah, wurde sie zu Thränen gerührt. Lauter pochte ihr das Herz, als sie die ungeheuren Schlüssel rasseln hörte, welche die letzte Scheidewand zwischen sich und dem Markgrafen fallen machen

*) 66,000 Thaler.

ſollten. Nun war die Thüre auf. Otto ſaß auf einem Holzſeſſel vor einem Tiſche, auf dem er ſeine Ellenbogen geſtützt hatte, mit dem Rücken der Thüre zugewandt. Er rührte ſich nicht, denn er glaubte, weil es gerade Zeit war, daß ihm Speiſe gebracht würde. Die Markgräfin trat leiſe hinter ſeinen Stuhl, der alte Heinemann, der ſie begleitete, blieb an der Thüre ſtehen.

Der Markgraf ſchien aber an ſeine liebe Hedwig zu denken, denn er ſah gar wehmüthig aus, und kratzte mit ſeinem Nagel ein H. auf den Tiſch; da hörte er plötzlich eine ſanfte Stimme, welche ihm vom Himmel zu kommen ſchien:

„Otto, mein theurer Gemahl, du biſt frei!"

Der Markgraf wandte ſich erſchrocken um, nun aber flog ihm ſeine Hedwig in die Arme und ſank an ſeine Bruſt hin. Dem alten Heinemann, welcher eben nicht leicht weinte, dem ſaßen die hellen Thränen an den Augenwimpern. Lange verharrten Otto und Hedwig in ſtummer, wonniglicher Umarmung, dann aber faßte den Markgrafen ſeine Gemahlin bei der Hand, indem ſie mit purpurrothem Geſichte ſagte:

„Komm, mein Gemahl, laß uns nicht länger als nöthig iſt, an dieſem traurigen Orte bleiben; komm zum Erzbiſchof, mit welchem du über das Löſegeld verhandeln mußt. Dann aber laß uns ſofort die Stadt verlaſſen, in welcher du ſo viel gelitten haſt."

„Komm, komm, mein minnigliches Weib," rief Otto und faßte ſeine Gemahlin mit kräftigen Armen und trug ſie die Stufen des Thurmes hinab. Heinemann hatte ſich zurückgezogen, und erwartete das markgräfliche Paar am Fuße des Thurmes. Als nun Otto ſeiner anſichtig wurde, da drückte er ihm die eiſerne Rechte und küßte ihn, aber trotz ſeiner tiefſten Bewegung machte ſich auch

in diesem Augenblicke Otto's schwer zu erschütternde gute Laune geltend.

„Kommt, mein lieber Heinemann," sagte er lächelnd, „Ihr habt vielleicht einige fromme Sprüchlein in Bereitschaft, mit denen wir den Herrn Günther bedienen können, wenn er uns entläßt, denn seine Worte werden sehr salbungsreich werden. Ich wollte, ich könnte ihn wie ein Löwe anbrüllen, dann sollte ganz Magdeburg vor mir zittern —"

„Ach — ich bitte dich, sei stille, mein lieber Gemahl," flüsterte die Markgräfin; „du bist ja noch gänzlich in ihrer Gewalt."

„Freilich," rief Otto, „das ist es ja eben, warum ich nicht wie ein Löwe brüllen kann, aber ich werde auch nicht wie ein Fuchs schwänzeln."

„Ich habe den Erzbischof von deiner Demuth und Liebe zur Kirche gar Viel erzählt," wandte die Markgräfin ein.

„Ei, ja, mein Trautchen," versetzte Otto, „Demuth vor Gott und Hochmuth vor den Pfaffen, das ist mir schon Recht. Nun, betrübe dich nicht, was wir jetzt noch mit dem Günther zu verhandeln haben, das ist bald, ohne daß wir uns zu erhitzen brauchen, geschehen."

Sie mußten nun das Gespräch abbrechen, es hatte sich viel Volk um sie versammelt, und bald waren sie vor dem Hofe des Erzbischofs, der die Markgräfin und Heinemann sehr freundlich, den Markgrafen aber mit finsteren Mienen empfing.

„Dankt es Eurer Hedwig," sagte der Erzbischof, „daß Ihr frei kommt."

„Ich danke es ihr lieber als Euch," versetzte Otto; „doch danke ich Gott vor Allem, denn er lenkt und leitet die Herzen, und also auch Eures. Doch laßt uns zur

Sache kommen, Herr Erzbischof. Ihr verlangt 4000 M
Silbers, die gebe ich gern, aber ich habe sie nicht, u
ich bitte Euch, mich in meine Lande zu entlassen, da
ich das Lösegeld auftreiben kann. Bestimmt mir nur
Zeit, binnen welcher ich Euch die 4000 Mark senden, o
falls ich das Geld nicht auftreiben kann, mich selbst w
der stellen muß."

„Gut," versetzte der Erzbischof, „gebt mir das Ha
gelöbniß, daß dieses, d. h. Eins von Beiden, binnen v
Wochen geschehen soll."

„Hier ist meine Rechte."

„Hier die meine."

„Binnen vier Wochen empfange ich also viertaus
Mark Silbers oder Euch selbst wieder zurück."

„Auf Wort."

„So zieht in Gottes Namen heim."

Damit war der Vertrag geschlossen.

Die Markgräfin konnte den Erzbischof nicht verlas
ohne eine hübsche Summe auf den Tisch zu legen und
Erzbischof zu bitten, dafür im Dome für sie und ih
Gemahl eine Messe lesen zu lassen. Der Erzbischof n
wohlgefällig mit dem Kopfe und sagte:

„Ich kann nicht umhin, den lieben Gott zu bit
daß er Euch recht bald wieder eine Veranlassung g
uns in Magdeburg zu besuchen, doch wünsche ich zugle
daß diese dann besserer Art sei, als heute. Ziehet
Frieden."

Und nun dauerte es gar nicht lange, da saß
Markgraf Otto mit seiner Gemahlin hoch zu Roß,
ein stattliches Gefolge — denn es kamen mit Otto v
der gefangenen Ritter auf Handgelöbniß frei — beglei
das fürstliche Paar, welches mit freudig bewegtem Her
seiner Heimath zueilte.

3.

So eben kam von Buch heim von der Jagd, und war nicht wenig verwundert über das Getümmel, welches in seiner Burg lautbar war. Die Knappen, welche ihm entgegenkamen, die Steigbügel zu halten, und dem Herrn wie seinem Gefolge die gebräuchlichen Handdienste zu leisten, machten ihn bald mit der Ursache der Lebendigkeit in seiner Burg bekannt, denn es war während seiner Abwesenheit ein Besuch angelangt, ein hoher vornehmer Besuch, und das war kein anderer als der Markgraf Otto.

Buch schaute nun überrascht zu den Fenstern des Palas auf, und wurde nun mit freundlichem Kopfnicken von dem Markgrafen begrüßt. Sofort eilte Buch auf den Palas, und reichte dem Markgrafen seine biedere Rechte, ihn willkommen heißend, und beglückwünschend, daß er seiner Gefangenschaft entlassen war.

„Das ist Euer Werk, mein lieber Buch," versetzte Otto; „aber Ihr erlaßt es mir wohl, Euch zu bekennen, wie sehr ich Unrecht gethan, Euren Rath zu mißachten. Graues Haar, macht seine Rathschläge wahr, ist ein altes Sprüchwort; aber, mein lieber Buch, man wird nicht alt, ehe man jung gewesen, das wird sein, so lange die Welt noch stehen mag."

„Laßt das gut sein, gnädiger Herr," versetzte von Buch; „Ihr seid wieder frei, und das genügt mir. Vergessen wir, was geschehen, und laßt uns bei einem vollen Humpen Das berathen, was zu thun sein wird. Aber habt Ihr's Euch schon bequem gemacht, gnädiger Herr?"

„Ich will noch heute wieder aufbrechen gen Tangermünde," versetzte Otto, „und mich daselbst mit dem Pfarrer besprechen, denn ich kann mir nicht helfen, mein

lieber von Buch; um das Löſegeld aufzutreiben, welches ich dem Erzbiſchofe binnen vier Wochen einzuliefern verſprochen habe, muß ich die Kirchen ihrer goldenen und ſilbernen Gefäße berauben, bis dahin, daß ich's wieder erſtatten kann."

„Eure Abſicht, gnädiger Herr," verſetzte von Buch, „vermag ich nicht zu tadeln, wenn auch die Prieſter Zeter ſchreien mögen; es iſt nöthiger, daß die Mark ihren Herrn behalte, als daß die Kirchen mit Schätzen und koſtbarem Geräth gefüllt ſind, welches Ihr zudem in guten Zeiten wieder erſtatten könnt. Jedoch weiß ich einen Ausweg, der Euch beſſer und ſchneller zum Ziele führen wird, und zu dieſem Zwecke muß ich Euch, gnädiger Herr, ſchon meine Geſellſchaft bis nach Tangermünde hin aufdrängen, ſobald Ihr zum Aufbruche Befehl gebt."

„Wenn ich nicht befürchtete, daß der Ritt in ſpäter Nacht, wo Ihr der Ruhe zu pflegen gewohnt ſeid, Euch allzu ſehr anſtrengen könnte, möchte ich je eher, je lieber nach Tangermünde hin," verſetzte Otto.

„Wenn's weiter nichts iſt," entgegnete von Buch, „das Alter hat mich noch keineswegs ſo morſch gemacht, daß ich nicht noch eine Nacht, und zwei, wenn's ſein müßte, auf dem Gaule verbringen könnte. Brechen wir alſo ungeſäumt auf, gnädiger Herr."

Mit dieſen Worten ertheilte der Alte die nöthigen Befehle, und bald waren die Pferde wieder gezäumt und geſattelt, und der Markgraf mit ſeinem Gefolge und dem Alten von Buch auf dem Wege nach Tangermünde.

Der Weg von Buch nach dieſer Stadt war des Nachts für Reiſende nicht gefahrlos, denn ſie mußten durch einen Wald, durch Moor und Sumpf. Im Walde hatten ſie ſich der Bären, Füchſe und Wölfe, und in den Süm-

pfen der Irrwische zu erwehren. Doch gelangten sie glücklich mit Anbruch des Tages nach Tangermünde. Ohne Verzug führte der Ritter den Markgrafen in die Kirche und in die Sakristei, hob ein paar Steine der Mauer aus, und mit Erstaunen sah Otto eine eiserne Truhe, die Jetzt öffnete.

„Ein Schatz!" rief der Markgraf überrascht, als er den glänzenden Inhalt gewahrte; „wer hat Euch Das offenbart?"

„Kein Wunder, keine Offenbarung hat mich in den Besitz dieser Truhe gesetzt," versetzte von Buch; „Euer Vater hat mir kurz vor seinem Tode diesen Schatz anvertraut, und ich habe ihm versprochen, ihn Euch nur in der höchsten Noth zu überliefern. Diese Noth ist jetzt vorhanden, nehmt den Schatz."

Da standen dem Markgrafen schier Thränen in den Augen, in tiefer Rührung schüttelte er dem treuen Alten die Rechte, und knieete nieder, Gott für die unerwartete Hülfe dankend. Dann ließ er sich das Geld in Beutel schütten und auf die Pferde laden, nahm von seinem Retter einen herzlichen Abschied, und ritt unaufhalsam in's Magdeburgische hinein.

Der Erzbischof war nicht wenig erstaunt, daß er so bald den Markgrafen zurückkehren sah, welcher ihm mit freudestrahlendem Antlitze das Geld vorzählte, und als Günther es eingestrichen, fragte Otto zum Ueberfluß:

„Wie nun, Herr Erzbischof, bin ich jetzt meines Wortes erlöst und völlig ledig und frei?"

„Ja," sagte Günther, „Ihr seid frei; so war es zwischen uns ausgemacht; zieht in Frieden."

Da konnte sich Otto des Lächelns nicht entwehren, und zum Erzbischofe gewandt, sagte er höhnisch:

„Ei, ei, Herr Günther, Ihr wißt denn doch nicht

einen Markgrafen von Brandenburg nach Werth zu tariren. Auf ein Ritterpferd hättet Ihr mich mit aufgehobener Lanze ſetzen, und mich bis an deren Spitze mit Gold und Silber beſchütten laſſen ſollen.“*)

Die Domherren, welche ſämmtlich anweſend waren, fanden dieſe Worte ſehr hochherzig, und lächelten gar fein, aber der Erzbiſchof verſetzte:

„Ihr ſeid allerdings gar billigen Kaufs davon gekommen, ſollt's Euch aber gelüſten, wieder mit uns Fehde anzufangen, dann werde ich Euch ſicher auf ein hohes Pferd mit in die Höhe geſtrecktem Speere ſetzen laſſen, und möget Ihr dann ſehen, wie Ihr herunterkommt.“

„Ich werde Euch beim Worte halten,“ rief Otto lachend und ging.

Als Otto an der Stelle vorbei kam, an welcher er, in einem Käfig geſperrt, dem Volke zum Spott und Hohne dienen mußte, hörte er plötzlich eine Stimme hinter ſich:

„Ottoken! Ottoken! — kommſt du bald wieder?“

Der Markgraf blickte ſich um, und ſah den Franziskaner.

„Ei, du verwetterter Mönch!“ rief Otto; „biſt du auch wieder hier? Läßt du dich in der Mark ſehen, laß ich dich ſicher aufknüpfen.“

„Und wenn ich Erzbiſchof werde, verſetzte der Franziskaner, „laß ich dich ſicher in einen Käfig ſperren.“

---

*) Eine Anſpielung auf die alterthümliche Strafe des Todſchlages, bei welcher man den Todten auf ein Pferd ſetzte, ihm einen hohen Speer in die Hand gab, und ſo lange Weizen um ihn her ſchüttete, bis die Spitze bedeckt war. In fabelhaften Erzählungen machte man nun Gold aus dem Weizen.

Die Umstehenden und Vorübergehenden, welche dieſes Zwiegeſpräch mit angehört hatten, lachten laut auf, und da dieſes den Markgrafen verdroß, ſprengte er gegen den Franziskaner vor, welcher nicht raſch genug ausweichen konnte, und unter die Hufe des Pferdes gerieth. Der Mönch ſtieß ein jämmerliches Geſchrei aus, das Volk wandte ſich daher gegen den Markgrafen, und einige Steine trafen ſein Gefolge. Daran kehrte ſich der Markgraf aber nicht, und ſprengte lachend und befriedigt, daß er den Mönch gezüchtigt hatte, mit ſeinen Leuten aus der Stadt hinaus.

Bald nach Otto's Auslöſung legte der Erzbiſchof Günther ſeine Würde nieder. Er hatte es erfahren, daß die Domherren ſich von der Markgräfin hatten beſtechen laſſen, um ſo mehr verdroß ihn Otto's Spott. Nun glaubte dieſer, ſei es wiederum Zeit, ſeinem Bruder Erich die erſehnte Würde zu verſchaffen; aber die Magdeburger hatten eine zu große Abneigung gegen einen aufgedrungenen Erzbiſchof, daß ſie abermals einen andern, den Grafen von Wölpe, wählten. Nun begann Otto wieder Fehde. Auch diesmal war er nicht glücklich, und wurde, als er Staßfurth an der Bode belagerte, von einem Pfeile an den Kopf getroffen, der ihm ein ganzes Jahr darin ſtecken blieb, und endlich von ſelbſt herausſchwor. Davon erhielt er den Beinamen „mit dem Pfeile", unter welchem Namen ihn die Geſchichte kennt. Im Jahre 1283 erreichte er endlich ſeinen Zweck. Denn nach dem Tode Bernhards wurde ſein Bruder Erich, weil wahrſcheinlich die Magdeburger der ewigen Fehden müde wurden, wirklich zum Erzbiſchofe gewählt. So abgeneigt das Volk dieſem auch anfäng-

lich war, ſo lieb gewannen ſie ihn doch ſpäter, und als er einſt im Kriege mit ſeinen Lehnsleuten von dieſen gefangen genommen wurde, löſten ihn ſeine Unterthanen aus freien Stücken wieder aus.

Der Friede zwiſchen Otto und dem Erzbisthume Magdeburg war alſo hergeſtellt, und ein brandenburgiſcher Prinz regierte hier, aber dafür wurde Otto noch am Abende ſeines Lebens in eine neue Fehde mit den Biſchöfen ſeines eigenen Landes verwickelt, ein Streit, der ſehr gefährlich werden konnte, denn er brachte die Mark in den päpſtlichen Bann. Davon wird die nächſte Erzählung uns ein Bild geben.

XII.

Die Juden zu Stendal.

1298.

1.

Es war Sabbathabend, die Juden von Stendal waren in ihrer Synagoge oder Schule versammelt. Sie gewährten mit ihren spitzen, rothen Hüten, welche sie nach den allgemeinen Vorschriften tragen mußten, in ihre langen Gebettücher gehüllt, einen gar sonderbaren Anblick. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchten sie ihrem Vorsteher zu, welcher nicht längst von Rathenow, wo er mit den beiden Markgrafen Otto und Konrad über die Rechte der Juden zu Stendal verhandelt hatte, zurückgekehrt war. Auf einem Pergamentblatt, an welchem das markgräfliche Siegel hing, waren

die Freiheiten aufgezeichnet, welche ihnen die beiden Markgrafen von Brandenburg mit einer für die damalige Zeit faſt beiſpielloſen Freiſinnigkeit und Menſchlichkeit zugeſichert hatten, und es war demnach kein Wunder, daß die Juden mit freudevollem Herzen der Vorleſung ihres Aelteſten Denies folgten.

Alſo las er:

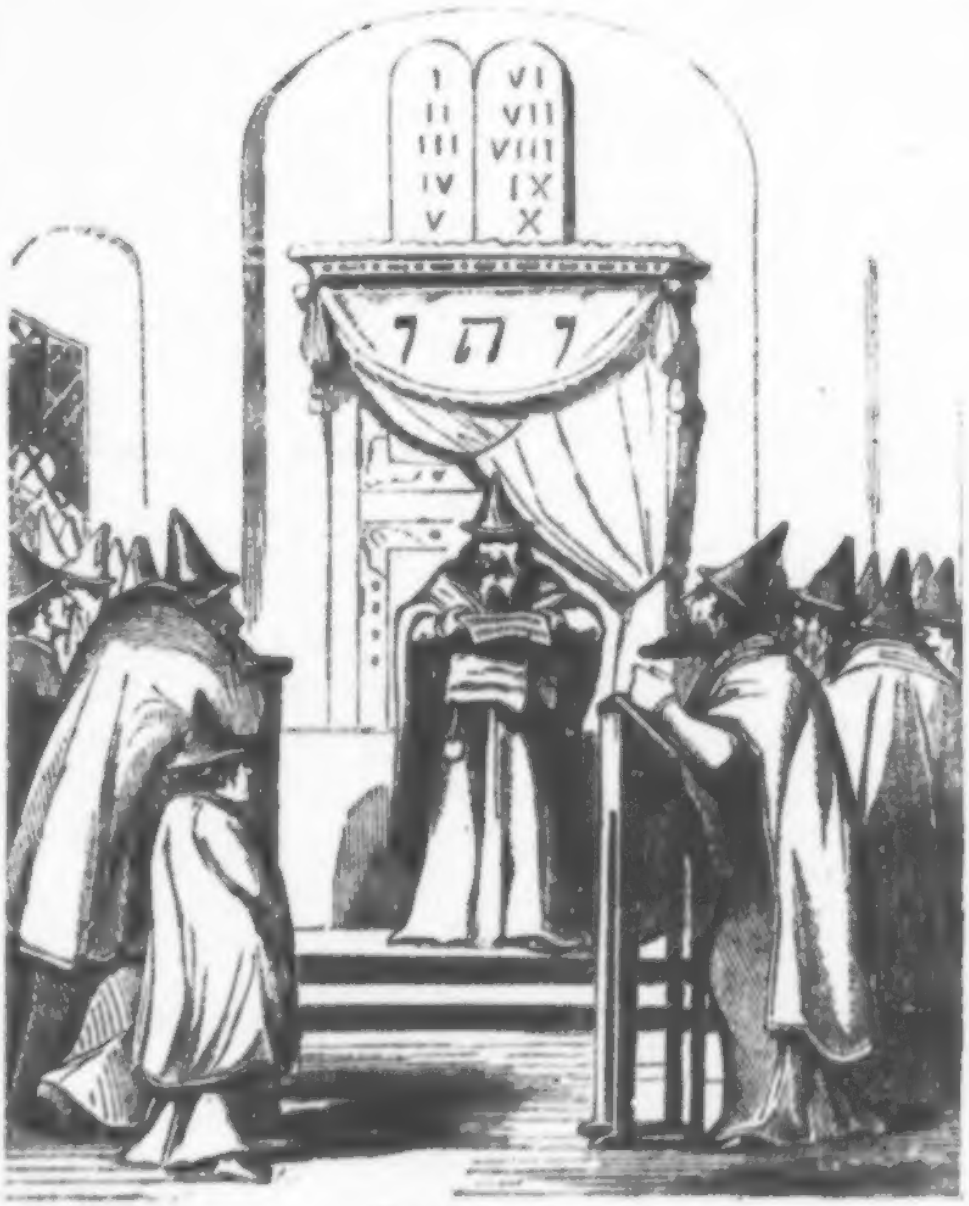
„Die gegenwärtig oder in Zukunft in Stendal wohnenden Juden ſollen des gemeinen Stadtrechts genießen und von den Rathmannen wie ihre eigenen Bürger gehalten werden. Kein Jude aber, der in Stendal wohnt, ſoll dieſe Berechtigung genießen, wenn ſein Vermögen nicht wenigſtens zehn Mark beträgt. Jeder Jude zahlt davon den Markgrafen jährlich ein Loth in zwei Terminen, zu Walpurgis und Martini. Wird ein Jude beſchuldigt und erkennt ihm das Gericht zu, einen öffentlichen Eid zu leiſten, ſo ſoll er ihn vor der Schule in deutſcher Sprache leiſten, damit alle Chriſten ſeinen Schwur verſtehen. Kein Jude ſoll ſich erlauben, allgemein zu befolgende Feſtſetzungen über das Ausleihen des Geldes zu machen, zu befehlen oder ſich gegenſeitig zuzugeſtehen, ſondern jeder Jude verleiht ſein Geld, wie es ihm am beſten ſcheint. Wer dagegen ſündigt, wird unausbleiblich in zehn Mark Strafe genommen, wovon die eine Hälfte dem Markgrafen, die andere der Stadt gehört. Auch ſollen die Rathemanne den Kindern des Juden Denies offene, beſondere Briefe geben, des Inhalts, daß ſie des Rechts und der Freiheit mitgenießen und gleicherweiſe beſchützt werden ſollen, wie ſämmtliche Bürger von Stendal. Dafür aber ſollen beſagte Knaben den Markgrafen jährlich eine Mark in zwei Terminen zahlen, außerdem aber nicht beſchwert werden. Den Rathmannen wird überdies ſtreng befohlen, daß, wenn den in Stendal

wohnenden Juden etwa durch die Vögte oder andere Beamte Gewalt geschähe, sie dieselben vertheidigen und wie ihre eigenen Mitbürger gegen Beleidigungen und gegen Jedermann schützen sollen. Weil aber so in Stendal Juden gehalten und beschützt werden sollen, so wird den Rathmannen aufgegeben, daß, wenn die Bürger zu Stendal zur Kriegsschatzung zusammenberufen werden, jede jüdische Familie gehalten sein solle, vom Tische einen Schilling der Stadt dazu zu zahlen."

Ein zufriedenes, zustimmendes Gemurmel folgte dieser Vorlesung, erfreut besprachen die Juden dieses so vorurtheilsfreie Gesetz, während der Vorsteher Denies die Urkunde in den heiligen Schrein legte, in welchem die Thora, die Gesetzesrolle, aufbewahrt wurde. — In dieser freudigen Aufregung begannen sie nun ihre Gebete laut abzusingen, und der Vorbeter wußte kaum, in welche freudige Melodieen er seine Gebete einkleiden sollte. Mit einem Worte, es war ein Freudentag, ein wahrer Simchet Thora*), und selbst die Frauen guckten lachend und seelenvergnügt, mit Ausnahme eines einzigen Mädchens, durch das Gitter, welches sie von den Männern schied.

Das Mädchen, welches sich nicht der allgemeinen Freude hingab, war Judith, die Tochter Jakobs, eines Schwagers von Denies. Tief in Gedanken versunken, hatte sie vielleicht nicht einmal gehört, was ihr Onkel vorgelesen, viel weniger hatte sie gesehen, wie bedeutungsvoll Denies nach dem Gitter und nach Judith schaute, als dieser von den Rechten las, welche er noch besonders für seine Söhne ausgewirkt. Judith konnte noch nicht

*) Freudenfest über die Vollendung des Gesetzes (fünf Bücher Mosis), wo dem an jedem Sonnabend einige Abschnitte vorgelesen werden.



Die Synagoge.

älter als funfzehn Jahre ſein, aber ſie war ſchon eine vollendete Jungfrau. Das rabenſchwarze Haar, das ſchwarze glühende Auge, kontraſtirten auffallend mit einem ungewöhnlich weißen Teint; eine hohe glänzende Stirne, eine ovale Geſichtsform gaben ihrem Antlitze einen edlen Ausdruck, und die Minoriten des Kloſters zu Stendal hatten

nicht Unrecht, wenn sie die schöne Judith in ihren heimlichen Gesprächen die jüdische Madonna nannten. Sie war die Tochter des Juden Jakob Ephraim, welcher jetzt mit dem ältesten Sohne von Denies, Benjamin, auf einer Reise durch die Priegnitz und Mecklenburg begriffen war. Benjamin war ihr zum Manne bestimmt. Ob sie ihn liebte, darnach war nicht gefragt worden, denn die Liebe spielte bei diesem praktischen Volke keine große Rolle, man gab sich zufrieden, wenn nur keine Abneigung vorhanden war, und eine solche schienen Judith und Benjamin gegen einander nicht zu haben.

Die Hochzeit war auf eine Frist von einem Jahre anberaumt worden, aber in diesem Jahre hatte sich Manches umgestaltet. Daran hatte Judith schuld. Sie war nicht mehr die alte, sie schien gegen ihren Bräutigam täglich eine größere Abneigung an den Tag zu legen, ja man beschuldigte sie sogar ganz sonderbarer Dinge. Benjamin behauptete geradezu, daß sie in der Abwesenheit ihres Vaters, welcher sehr oft auf Reisen war und dann seiner Tochter ganz allein die Haushaltung überlassen mußte, auf eine verdächtige Weise mit einem Wenden verkehre, welcher bei ihr die Sabbathdienste verrichtete. Judith bestritt aber diesen Vorwurf. Obwohl sie nicht leugnete, daß sie es mit dem treuen Wenden gut meine, so stellte sie es doch völlig in Abrede, daß irgend eine unlautere Absicht dabei vorwalte. Ihrem Bräutigam nahm sie aber diese seine Verdächtigung sehr übel, zumal da er fortwährend behauptete, sie blicke nicht abwärts, wenn sie zufällig ein Kreuz sehe; oder sie sehe es gerne und zeige keinen Abscheu. Das waren Beschuldigungen, welche damals in den Ohren der Juden so fürchterlich klangen, wie die, daß die Juden eine Hostie geschändet, in den Ohren

der Chriſten, und ſomit war es kein Wunder, daß alle Mitglieder der Gemeinde, Männer und Knaben, wie Frauen und Mädchen, ſich wahrhaft entſetzten, bis Benjamin ſich weigerte, die Judith ferner als ſeine Braut anzuſehen, oder ſie gar zu freien.

Nun mußte Judith's Vater, Jakob, obgleich er auf ſeine Tochter ſehr viel hielt, mit aller Strenge zu Werke gehen. Denn eine ſolche Schmach konnte er nicht auf ſich ſitzen laſſen, und um ſeine Tochter von dem furchtbaren Verdachte frei zu machen, mußte ſie auf ſeinen Befehl in der Synagoge einen fürchterlichen Schwur thun, daß ſie an all den Dingen unſchuldig ſei, welche das Gerücht über ſie ausgeſprengt.

Sie leiſtete den Schwur aus der Fülle ihres Herzens, und Jedermann war überzeugt, daß ſie die Wahrheit bekannt; ſelbſt Benjamin, welchen vielleicht die Eiferſucht am befangenſten gemacht, erklärte ſich jetzt von ihrer Unſchuld vollkommen überzeugt und näherte ſich ihr freundlich; zum allgemeinen Erſtaunen aber ſtieß ihn jetzt Judith unwillig zurück und erklärte feſt und beſtimmt, ihn niemals zum Gatten nehmen zu wollen.

Dieſe energiſche Erklärung machte auf die Betheiligten den verſchiedenartigſten Eindruck. Judith's Vater konnte ſeiner Tochter nicht ganz Unrecht geben und war keineswegs ſehr geneigt, ſie zu der Ehe mit Benjamin zu zwingen. Dieſer ärgerte ſich zwar über Judith's Weigerung, glaubte jedoch, ſie würde ſchon anderen Sinnes werden. Benjamin aber wurde wüthend, und ſagte gereizt, er könne ſchon eine andere hübſche und noch hübſchere Frauen bekommen, aber jetzt ſolle ſie durchaus ſeine Frau werden. Sie würde ſich vergebens dagegen ſträuben.

Dieſer Erklärung gemäß handelte er auch. Er blieb

mit ihrem Vater in dem bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse, er beobachtete Judith, wie er es immer gethan, er ließ sich von ihrem Benehmen nicht irre machen, und es hatte gewissermaßen ein Recht dazu, denn er war formell noch immer ihr Bräutigam. Wie es die jüdischen Gesetze vorschrieben, hatte Benjamin zu Judith gesprochen: „Ich erkläre, daß ich dich als meine Braut betrachte," und Judith hatte erwiedert: „Ich bekenne dich als meinen Bräutigam." Dabei hatten sie Beide die Ringe gewechselt und sie waren jetzt rechtmäßig Verlobte, so lange der Rabiner sie nicht geschieden, das Verlöbniß nicht aufgehoben hatte. Der Rabiner aber war Denies, der weigerte sich, Judith's Willen zu willfahren, und brachte auch Jakob dahin, der Sache seinen Lauf zu lassen; bis zur Hochzeit müßte noch ein halbes Jahr vergehen und in dieser Zeit würde sich Judith's Sinn schon umgestalten.

Doch es waren nur noch zwei Monate bis zur anberaumten Hochzeit und Judith's Sinn hatte sich noch nicht geändert. Dennoch erwartete Jeder mit Gewißheit, daß sie Benjamin ohne Widerspruch freien würde.

Während Judith noch immer tief in Gedanken versunken war, begannen die Männer schon das Schlußgebet und die Frauen schickten sich nun an, die Synagoge zu verlassen. Da wurde plötzlich die Thüre derselben stürmisch aufgerissen und Denies Sohn, Benjamin, stürzte athemlos, mit zerfetzten Kleidern und blutrünstigem Gesichte in die Betstube hinein.

„Barmherziger Gott, was ist geschehen?" rief Denies, und sein Antlitz wurde bleich wie Kreide.

„Laßt mich nur erst zur Besinnung kommen," versetzte Benjamin, „gebt mir einen Trunk Wasser."

Denies nahm von dem Sabbathweine, über welchen

der Segen ausgeſprochen war und reichte dem Sohne den Becher, welcher ihn haſtig an die Lippen ſetzte, und nachdem er gierig einige Züge gethan und einen ſonderbaren Blick nach dem Gitter geworfen, hinter welchem Judith entſetzenbleich und regungslos daſtand, begann er zu erzählen:

„Uns iſt es ſchlecht gegangen, ſehr ſchlecht. Wir haben Unglück gehabt vor Glaſin in Mecklenburg, und ich habe Unglück gehabt in Stendal, ſobald ich den Fuß in die Stadt geſetzt; Unglück beim Ausgang und Unglück beim Eingang. Weh' uns jüdiſchen Kindern, all' unſere Privilegien ſind eitel Dunſt, ſie ſchützen uns nicht, ſie tragen uns nur Haß und Rachſucht bei den Gojim*) ein."

„So erzähle doch, was dir eigentlich widerfahren iſt," ſagte Denies.

Benjamin ſeufzte tief auf und wollte beginnen. Da rief eine weibliche, erſterbende Stimme:

„Benjamin! Benjamin! Was haſt du mit meinem Vater gemacht?"

Es war, als hätte urplötzlich eine Stimme vom Himmel geſprochen. Aller Blicke wandten ſich auf Judith hin, die alſo geſprochen hatte, und auf allen Lippen ſchwebte zugleich die Frage:

„Wo iſt Ephraim?" — — —

„Habt Geduld, Ihr werdet es bald erfahren, wo er iſt," verſetzte Benjamin; „Ihr werdet hören und Zeter ſchreien über die Miſſethat, welche verübt iſt an Fleiſch von Eurem Fleiſch und an Blut von Eurem Blut. Ihr wißt, daß wir, Ephraim und ich, in Geſchäften durch die Priegnitz und Mecklenburg gereiſet und daß

*) Nichtjuden, Chriſten, eigentlich Fremdlinge, welche in Paläſtina unter den Juden als Sklaven wohnten, oder geduldet wurden.

wir bei uns geführt an Gold und Silber an unserm Leibe und in Anweisungen mehr als tausend Mark. Wir essen mit schwerem Herzen und haben nach Vorschrift unseres Gesetzes bei Sonnenaufgang, um Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, und bei Sonnenuntergang inbrünstig zum Elohim*) gebetet. Wir haben geweint unsere blutigen Thränen, als wir vorüberkamen an der Galgenkapelle**), so sie zwischen Rad und Galgen aufgebaut, weil wir dort, wie die Gojim vorgeben, einen Christusleib sollen vergraben haben. Wir haben gebetet, daß uns möchte kein Unglück geschehen, und daß Gott uns noch lange erhalte den Zerore***) Otto und seinen Bruder und seines Bruders Sohn, Otto den Langen †), welche nicht zugegeben haben eine Judenschlächterei,

---

*) Gott.

**) Die abgeschmackten Mährchen von durch Juden geraubten und entweihten Hostien spielen im Mittelalter eine große Rolle und haben oft Veranlassung zu den scheußlichsten Judenverfolgungen gegeben. Die Priester aber benutzten solche Mährchen leider, um darauf ihre Wundergeschichten zu bauen und machten sich durch Mißleitung des Volksunverstandes gemäß der schwersten Sünde am Menschengeiste schuldig. Also war im Jahre 1243 zu Beelitz geschehen; damit die Priester sich durch die Wallfahrten zu dem Wunderblute bereichern konnten, mußte eine Anzahl Juden verbrannt werden. Als aber 1287 Priester und Bischöfe erzählten, es habe in der Priegnitz wiederum ein Jude eine geraubte Hostie auf dem Felde vergraben, da gestatteten die Markgrafen keine Judenverfolgung. Die Geistlichen ließen aber eine Kapelle über dem Ort, zwischen dem Galgen und dem Rade bauen, woraus nachher das reiche Stift zum heiligen Grabe entstanden ist.

***) Fürst.

†) Otto der Lange war der Sohn Otto III. und regierte die Priegnitz, denn die Markgrafen Johann und Otto hatten nach der damaligen Sitte eine Theilung des Landes vorgenommen, welches eben nichts Anderes war, als eine Theilung der Einkünfte. Nur die Kurfürstenwürde ruhete auf allen Markgrafen gemeinschaftlich,

wie sie geschehen ist vor Beelitz, allwo noch jetzt der Judenberg der grausigen Blutgeschichte Zeuge ist.

„So betend und uns tröstend und vertrauend auf Gottes Schutz legten wir eine große Strecke Weges mit aller Vorsicht zurück, oft gehöhnt, oft geneckt und mehr als einmal gefährdet an Leib und Gut. Denn wenn wir auch nur einkehrten bei unseren Leuten, so hatten wir doch gar viel zu dulden, bald von Wegelagerern, bald von den Kruzesignaten, bald von den Geißlern, bald von den markgräflichen Vögten selbst, bald von den Landreitern, und haben uns nur zu retten vermocht durch flehentliche Bitten und die Betheuerung, daß wir keinen Pfennig bei uns führen und daß wir mit ekelhaften Krankheiten am Leibe behaftet seien. Dadurch haben wir mehr als einen Räuber von uns abgewehrt. Glücklich hatten wir die Priegnitz durchreiset und gingen dann durch Mecklenburg, und waren schon auf dem Heimwege begriffen elbabwärts. Da brach das Unglück über uns herein, denn der wilde Raubritter auf Glasin, der schreckliche Rieben, überfiel uns mit seiner Kumpanschaft, nicht achtend das freie Geleit, welches wir uns vom Herzoge von Mecklenburg erworben, nicht achtend, daß wir in Kaisers Schutz stehen und daß er, der Rieben selbst, noch besonders auf unsere Bitten gegen Zahlung von fünf Mark Silbers uns freies Geleit durch sein Land zusagte. Was soll ich noch weiter sagen? Wie die Hunde gehetzt und zusammengekuppelt wurden wir unter Hohngelächter auf die Burg geschleppt, in's Verließ geworfen, und da mußten wir drei Tage schmachten ohne Speise noch Trunk, bis mich der Rieben herausholen ließ und mir

---

gewöhnlich vertrat sie aber derjenige, welcher dazu am meisten Persönlichkeit hatte.

sagte: ich solle heim gehen und binnen heute und a
Wochen am Jakobstage einhundert Mark Silbers schic
als Lösegeld für mich und Ephraim, den er für mein
Vater hält. Wenn das nicht geschehe, dann wolle er a
letzten Tage den Kopf Ephraims auf die Zinnen sein
Burg stecken. Das Geld, was wir aber an unserm Lei
gehangen, dessen hat er sich bemächtigt und all mein Bitt
und Jammern, sich damit zu begnügen und den Ephrai
mit mir ziehen zu lassen, war vergebens. Da hab' ich il
gebeten, mich ihn noch einmal sprechen und umarmen
lassen, und das hat er mir auf vieles Weinen endlich z
gegeben, und da hab' ich den Ephraim umarmt und g
küßt, und ihn Gottes Schutz befohlen, und ihm zugeschw
ren beim Gott Schaddei, für seine Erlösung zu sorgen, u
nicht eher zu ruhen, bis ich ihn aus den Händen des Ri
ters befreit."

Die Juden hüllten sich in ihre Bettücher und ma
hörte eine Weile nichts als Schluchzen und Beten, nur d
eine Jude, Denies, stand ruhig, doch tief in Gedanken ve
sunken eine Weile da, dann sagte er:

„Was schluchzt und schreit Ihr? Ist dem Ephrai
nicht passiert, was auch den Gojim tagtäglich passirt
Mehr als eines Christen Gebein werden im Burgkelle
des wilden Rieben vermodern. Was wird er am End
mehr verloren haben als Geld, von dem es heißt: de
Herr hat's gegeben und der Herr hat's genommen, de
Name des Herrn sei gelobt. Wir werden die einhun
dert Mark Silbers bezahlen und der Ephraim wird ledi
kommen. Vielleicht läßt auch der Ritter mit sich han
deln. Uebrigens kenne ich auch den jungen Herzog vo
Mecklenburg sehr gut, Ihr wißt, daß ich seiner Mutte
zu dem Gelde verholfen, mit dem sie ihren Mann, de
Herzog Heinrich, aus der Gefangenschaft der Sarazene

auslöſen wollte. Vielleicht, daß uns der junge Heinrich zu ſeinem eigenen Frommen und Nutzen Beiſtand leiſtet, denn ſein Land hat ja am meiſten von dem ſchrecklichen Rieben zu leiden, und ſelbſt in Brandenburg und namentlich in der Priegnitz ſind die Gojim über ihn erboſt, denn er raubt, was ihm in die Hände fällt und ſchlägt darnieder, was ſich ihm widerſetzt. So will ich denn den Herrn Markgraf Otto mit dem Pfeile bitten, daß er mit ſeinem Vetter Otto dem Langen ſpreche, vielleicht daß ſie für Ephraim bei dem Herzoge Heinrich gegen den Rieben einſchreiten, und wenn wir ihn frei bekommen, wollen wir uns anheiſchig machen, den Fürſten die Hälfte der Summe auszuzahlen."

Die andern Juden billigten dieſen Vorſchlag und ſie freuten ſich über die Klugheit des Denies, dieſer aber fuhr fort, indem er ſich gegen das Gitter wandte und ſeinen Blick auf Judith richtete:

„Wegen deines Vaters mache dir keine Sorge, Judith, ſo Gott will, werde ich dieſe Sache glücklich zu Ende bringen, um das Geld aber laß uns nicht trauern. Sei ruhig, meine Tochter, und ſetze deine Hoffnung auf Gott. Und du, mein Sohn Benjamin, erzähle uns jetzt, was dir hier in unſerm Mokim*) begegnet, und wer dich ſo zugerichtet hat?"

Benjamin ſeufzte tief auf und ſagte:

„Es hat mich Einer zur Erde geworfen, weil ich mich vor dem Kreuz nicht gebückt, das ſie ſo eben einem Sterbenden in's Haus getragen."

„Und warum haſt du dich nicht verborgen und biſt bei Seite gegangen?" fragte Denies.

„Ich habe es zu ſpät bemerkt und da war nicht

*) Stadt, Wohnſitz.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
AES2LEIN.B.

3-598-51210-4
FN. 1442508

mehr Zeit zum Verbergen, auch weiß ich recht gut, wer es gewesen, der mich geschlagen und zu Boden geworfen. Doch, was soll ich machen? Ich bin geschlagen, mag ich geschlagen bleiben. Gebt mir mein Tallis*) und laßt mich hier eine Weile allein, denn ich will beten zu unserm Gott Elohim, da er mich gerettet hat aus großer Noth und Gefahr."

Als Benjamin diese Worte gesprochen hatte, nahm Denies aus einem Schränkchen ein Gebettuch und warf es über seinen Sohn, dann legte er seine Hände auf dessen Haupt und gab ihm den Sabbathsegen.

Nach dieser Ceremonie entfernten sich die Juden sämmtlich aus der Synagoge, und Denies erwartete draußen seine Frau und Judith, letztere wollte er noch nach besten Kräften trösten. Aber seine Augen fanden nicht die Gesuchte, Judith schien absichtlich ein solches Zusammentreffen gemieden zu haben, sie war schon längst nach Hause geeilt. Ihre Glaubensgenossen aber schlichen jetzt, das Schicksal Ephraims beklagend, in ihre Wohnungen, und in den kleinen, finstern Häusern verrieth kein freundliches Licht, daß die Juden beim Sabbathmahle saßen, und von den Leiden sprachen, welche sie von dem Fanatismus, der Rohheit, der Unduldsamkeit und der Versunkenheit der Menschen zu dulden hatten, die sich anmaßten, im Namen Christi über das Volk, welchem er entsprungen, Gericht zu halten, und die Fülle des Elends auszugießen.

Die so armen, so jämmerlich geplagten Juden vergaßen es aber nicht im Gebete, um das Leben und die Gesundheit des Markgrafen Otto und seines Bruders Konrad zu flehen, denn es gab nur wenige Fürsten, ja

*) Gebettuch.

überhaupt nur wenige Menſchen, welche unbefangen und ſelbſtſtändig genug dachten, ſich von allgemeinen Vorurtheilen nicht blenden zu laſſen. Mögen daher alle Zeiten das Andenken dieſer beiden Markgrafen aus dem askaniſchen Geſchlechte in Ehren halten.

2.

Es waren nicht allein die Juden, welche in der Mark der Verachtung des Volkes anheimgefallen waren, nicht nur dieſe hatten ihr Ghetto in einem Winkel der Städte. Es gab ein Volk, dem es noch ſchlimmer erging, das ein noch größeres Unrecht, und ſomit ein größeres Unglück zu erdulden hatte — die Wenden. Nicht wenige Städte gab es, welche ſogenannte Wenden- oder Slavengaſſen hatten, in denen die Abkömmlinge dieſes Volkes, gleich den Juden in ihrem Ghetto, leben mußten, und das ſie kaum verlaſſen konnten, ohne von allen Seiten mit Spott und Hohn überſchüttet zu werden. Ja, ſie waren in vielen Beziehungen noch ſchlimmer als die Juden daran, denn wenn ſie auch nicht ſo blutigen Verfolgungen wie jene ausgeſetzt waren, wenn ſie auch weniger unter dem Haß als unter der Verachtung ſich krümmen mußten, ſo hatten ſie doch auf der andern Seite nicht den geringſten Erſatz, nicht das unbedeutendſte Privilegium. Sie genoſſen keinerlei Aufmerkſamkeit, ſie waren Parias, Sklaven; die allgemeine Verachtung, welche auf ihnen laſtete, tödtete ſie, während die Juden in dem Haſſe der Chriſten die Widerſtandskraft fanden, welche dieſes Volk erhalten hat, inmitten des Blutmeeres, in welchem ſie der Fanatismus erſäufte.

So hatte auch Stendal, welche Stadt übrigens nicht wendiſchen Urſprungs iſt, denn ſie wurde um die Mitte

des zwölften Jahrhunderts gebaut, eine Wendengasse, welche daselbst noch im funfzehnten Jahrhundert vorhanden war. Hier wohnten die Wenden nicht etwa freiwillig beisammen, wie im Mittelalter in fast allen Städten die verschiedenen Innungen sich nachbarlich neben einander niedergelassen hatten, die Schuster bei den Schustern, die Gewandschneider bei den Gewandschneidern, die Schreiner bei den Schreinern und die Weber bei den Webern, daher denn jede Stadt ihre Schuster-, Schreiner-, Webergasse u. s. w. hatte; nein, die Wenden mußten, wie die Juden und die Frauen, welche an der Unehre saßen, in den äußersten Enden der Städte ihren Wohnsitz nehmen, damit die andern christlichen, germanischen und vollberechtigten Einwohner und Bürger ja in keine zu nahe Berührung mit ihnen kämen. Allerdings lag dabei wohl auch eine polizeiliche Rücksicht der besseren Ueberwachung zu Grunde.

Die Geschichte hat uns leider keinen Zug aufbewahrt, wie sich die Wenden gegen die sie erdrückende Verachtung benommen, nachdem sie von Albrecht dem Bären in der Mitte des zwölften Jahrhunderts fast gänzlich ausgerottet worden waren. Zu großen Nationalkämpfen hatten sie natürlich von nun an keine Kraft mehr; die Reste, welche in der Mark verblieben, wurden überfluthet durch die unaufhörlichen Einwanderungen aus dem Sachsenlande und den Niederlanden. Die wendischen Großen, welche ihre Abkunft vergessen machen wollten, nahmen ganz und gar die Sitten ihrer Besieger an, so daß der wenig kritische Verstand des Mittelalters einen Edelmann wendischer Herkunft von einem deutschen Edelmann wohl kaum zu unterscheiden vermochte. Ja, in vielen Fällen wußten die Abkömmlinge wendischer Großen kaum selbst, was ihre Vorfahren gewesen, und

hätten es jedenfalls geleugnet. Die Anderen aber, welchen ein unglückliches Geſchick zu wenig oder zu viel Muth gab, ſich ihren Beſiegern gleichzuſtellen, und ſich unter das Joch der Verachtung krümmten, bewahrten treu die alten nationalen Sitten, und verehrten nicht ſelten einen ihrer verhöhnten Schickſalsgenoſſen als ihren Krolen, weil ſie ihn für den Abkömmling eines ſolchen hielten.

So lebte unter den Wenden, oder wie ſie die Märker gemeinhin nannten, Slaven, ein junger Mann mit Namen Clawes Gobbin, welchen ſie für einen Abkömmling eines wendiſchen Fürſten hielten, und ihn heimlich als ſolchen verehrten. Gobbin war ſiebenzehn Jahre alt, und lebte, wie faſt alle Wenden, in Abhängigkeit und Dürftigkeit. Gobbins Vater hatte ein kleines Haus mit einigen Morgen Landes ſeiner Familie hinterlaſſen, welches kleine Beſitzthum zu ihrer Ernährung nicht ausreichte. Aber die Wenden in Stendal machten ſich eine Ehre daraus, den Abkömmlingen ihres Krolen jeden möglichen Dienſt zu leiſten, ſo daß ſie nicht zu darben brauchten. Wie immer, fanden ſich übrigens auch hier die Leidgenoſſen bald zuſammen, und ſo waren es vorzüglich wendiſche Frauen, Mädchen und Knaben, welche in die Dienſte der Juden traten, und ihnen namentlich an Sabbath- und Feſttagen diejenigen Dienſte leiſteten, welche die Juden nach dem Ceremonialgeſetze oder den Vorſchriften ihrer Rabiner, die, wie die katholiſchen Prieſter, eine wahre Sucht hatten, aus der unſchuldigſten Handlung eine Sünde zu machen, nicht ſelbſt ausüben durften. Auch Gobbins Vater hatte ſich trotz ſeiner königlichen Abkunft nicht geſcheut, einem Juden am Samſtage die Morgenſuppe zu kochen und die anderen häuslichen Geſchäfte zu verrichten, welche die Sabbath-

ruhe verbot. Dieſes Amt hatte er in mehreren Häuſern, und ſo auch bei Denies und Ephraim, und als er geſtorben war, übernahm ſein einziger Sohn Clawes dieſes Amt.

Clawes Gobbin hatte nichts Ungewöhnliches in ſeinen Sitten und Betragen, auch nicht in ſeinem Aeußern. Er war hoch gewachſen, hatte ein ſlaviſches Geſicht, deſſen Züge die Jugend noch nicht entſchieden genug ausgeprägt hatte, um etwas Beſtimmtes in Bezug auf ſeinen geiſtigen Gehalt erkennen zu laſſen. Nur ein Hang zu einem tiefen Ernſt und große Einſilbigkeit, ein gewiſſer Ehrgeiz, zeichneten ihn aus. So war er von ſeinem Vater nicht zu bewegen, ihn, wenn er zuweilen abgehalten wurde, bei den Juden zu vertreten. Es geſchah endlich mit großem Widerwillen, als er aber ein einziges Mal in das Haus und die Wohnſtube Ephraims getreten war, als er nur ein einziges Mal deſſen Tochter Judith geſehen hatte, und von ihr angeſprochen worden war, da ſchien ſich wie durch Zauber der Widerwille Gobbins zu bekehren. Er weigerte ſich nicht mehr des Amtes, er haſchte gierig nach der Gelegenheit, es an ſeines Vaters Statt zu verrichten, und als dieſer ſtarb, bewarb er ſich darum, als wäre es eines der ſieben Kurämter im heiligen römiſch-deutſchen Reiche geweſen.

Was in dem Innern des jungen Slaven vorging, bemerkte keine menſchliche Seele; ſtille in ſich gekehrt, wie immer, erweckte er die Meinung, daß er nicht ganz geſunden Geiſtes ſei.

Aber es gab ein Mädchen, welches den Slaven anders zu beurtheilen wußte, welches mit ihm oft genug geſprochen hatte, um einen Blick in die Seele Gobbins zu thun — das war Judith!

Judiths Vater war, wie gesagt, oft auf Reisen, und obwohl Ephraim sie bat, dann recht oft im Hause des Denies zu verweilen, so geschah dies, und namentlich in der letzten Zeit, sehr selten, und, da sie keine Geschwister und auch keine Mutter mehr hatte, war sie oft die einzige lebende Seele im Hause.

„Warum bist du immer so niedergeschlagen?" fragte sie einst den jungen Gobbin.

„Weil es uns Beiden so traurig geht!" lautete die Antwort.

Judith lachte, diese Antwort erschien ihr einfältig.

„Warum glaubst du, daß es mir traurig geht?" fragte sie; „und wenn es der Fall ist, was geht es dich an?"

„Ach," sagte Gobbin, „du hast kein Vaterland, und mußt verachtet in einem fremden Lande leben; und ich lebe als Sklave in einem Lande, welches meine Väter als Könige beherrscht. Weil es mir also fast so geht, wie dir, bedaure ich dich, wie mich selbst."

Judith wurde von dieser Antwort betroffen, und nach einer Weile versetzte sie:

„Es ist wahr, es geht uns schlecht, doch wir beugen uns geduldig dem, was Gott uns schickt. Wir hoffen auch, daß wir unser altes Vaterland dereinst wieder erlangen werden; und du, wenn du wirklich der Nachkomme eines Königs zu sein glaubst, warum bist du so willig ein Sklave?"

„Warum? Warum?" versetzte Gobbin. „Warum bist du keine Königin?"

„Weil ich eine arme Jüdin bin," versetzte Judith.

„Und ich — ich bin ein verachteter Wende."

„Aber du bist ein Christ, dir steht die ganze Welt offen. Du bist stark, aller Orten ist Kampf und Krieg,

kannst du nicht ein Schwert nehmen und dich groß machen, und kannst du nicht ein Ritter werden?"

Gobbin schüttelte traurig das Haupt.

„Nein?" fragte Judith. „Warum denn nicht? Siehe, Gobbin — ich bin ein Mädchen — aber wenn ich ein Mann wäre! — — O, wenn ich ein Mann wäre! —"

Gobbins Augen funkelten, ein Freudenstrahl belebte sein Antlitz.

„Und wenn du ein Mann wärst?" sagte er.

Judith blickte traurig vor sich hin und schwieg. Die Unterredung wurde abgebrochen, Benjamin kam.

Aber Judith war den ganzen Abend verstimmt. Benjamins Liebkosungen waren ihr lästig, doch er war ihr Verlobter, sie duldete sie.

Das nächste Mal, als Gobbin in Ephraims Hause wieder seinen Dienst hatte, sagte er:

„Du bist mir die Antwort schuldig geblieben. Was würdest du thun, wenn du ein Mann wärst?"

Judith versetzte:

„Hast du das noch nicht vergessen?"

„Sage es mir, ich bitte dich darum."

„Es ist aber eine Sünde, was ich denke, und wenn es mein Vater, oder Benjamin, oder am Ende gar Denies hörte, ich würde unglücklich sein."

„Fürchtest du, daß ich es verrathen würde?"

„Ich fürchte es nicht, aber es ist doch möglich."

Da trat Gobbin an den Tisch, auf welchem ein Messer lag. Er hob es auf.

„Mit diesem Finger," sagte er, „schwöre ich dir, daß kein Wort über meine Lippen kommen wird. Ich will dir diesen Finger als Unterpfand meiner Verschwiegenheit lassen."

Der Jahrmarkt in Tangermünde.

Judith ſchrie auf und entriß dem jungen Wenden das Meſſer.

„Unſinniger,“ rief ſie, „was machſt du, man ſieht wohl, daß du ein Sklave biſt, ſonſt würdeſt du deinen Finger höher zu ſchätzen wiſſen.“

„Dir,“ verſetzte Gebbin, „dir — geb' ich alle meine Finger.“

„Faſſe ein Schwert damit," ſagte Judith, „und du gefällſt mir beſſer."

„Was hilft das mir?" fragte Gobbin.

„Ja, wenn du nichts damit zu machen weißt —"

„Höre," ſagte Gobbin und trat Judith mit entſchloſſener Miene einen Schritt näher, „ſage mir endlich, was du thun würdeſt, wenn du ein Mann wärſt?"

„Wenn ich ein Mann wäre? — Wäre ich ein Jude, wie Benjamin und wie die andern — ich würde mich taufen laſſen, in den Krieg ziehen und nicht eher raſten, bis ich ein großer Herr geworden, der ſein Volk beſchützen kann, — und wäre ich wie du — —"

„Nun? — dann?" —

„Dann würde ich meine Krone zurückfordern mit dem Schwerte in der Hand."

„Dann würde man mich einſperren," verſetzte Gobbin, „mich in einen Narrenthurm werfen. Wer wird mir glauben, daß ich von einem Könige abſtamme?"

„Du aber glaubſt es."

„Ja, ich — —"

„Das iſt genug. Und glauben es übrigens nicht auch die Andern, glaubt es dein Volk nicht?"

„Mein Volk," ſagte Gobbin, ſchmerzlich lächelnd, „iſt kaum zu ſehen, das Schwert der Chriſten hat es längſt vertilgt; was vermögen die Wenigen, die noch da ſind?"

„Ich habe gehört, daß weiter hinauf beim Meere noch ein großes Volk lebt, welches die Chriſten noch nicht bezwungen haben."

„Du meinſt die Preußen —"

„Ja, die meine ich — da wäret Ihr gewiß willkommen geweſen. Warum zoget Ihr nicht zu denen und

ſtandet ihnen bei; dann hätten ſie Euch wieder helfen können?“

„Höre,“ ſagte Gobbin, ſehr nachdenklich, „du ſprichſt ſehr gut, o wunderbar gut — aber daran haben wir nicht gedacht und jetzt iſt es zu ſpät.“

„Warum zu ſpät?“ —

„Weil die Preußen ſchon faſt gänzlich von den deutſchen Rittern unterworfen ſein ſollen.“

„Und wenn auch faſt gänzlich — ein neuer Held macht einen neuen Krieg.“

„Du haſt Recht, du haſt Recht!“ rief Gobbin und ſein Auge flammte wieder, — dann aber wurde er plötzlich wieder finſter und ſagte kleinlaut:

„Aber was hilft es mir? Wenn ich ſelbſt eine Krone gewinne, ich — liebe dich mehr als eine Krone.“

„Mich?“ fragte Judith beſtürzt.

„Ja — dich!“ —

„Du biſt ein Narr. Ich bin erſtens eine Jüdin und dann zweitens bin ich eine Braut.“

„Sei was du willſt — wenn du nur keine Braut wärſt.“

„Und wenn auch nicht? — Ich würde dich doch nicht freien.“

„Aber wenn ich eine Krone trüge?“ —

„Auch dann nicht.“

„Auch dann nicht?“ ſagte Gobbin niedergeſchlagen, „ſo ſehr bin ich dir zuwider?“ —

„Ehre Vater und Mutter, ſagt das vierte Gebot,“ verſetzte Judith, „und das Gebot iſt ſchön, denn es entſpricht den heiligſten Gefühlen des Menſchenherzens; ich werde eine Jüdin bleiben und bei meinem Vater leben, ſo lange ich athme.“

„Sagteſt du nicht, du würdeſt anders handeln, wenn du ein Mann wärſt?“

„Des Mannes Leben iſt die That, des Weibes That die Duldung. Ich bin ein Mädchen, ich will handeln als ein Mädchen.“

„Und Benjamin's Frau werden?“ —

„Vielleicht, vielleicht nicht.“

„Du biſt noch unentſchloſſen?“

„Ich liebe ihn nicht — aber ich liebe keinen andern Mann; wenn es mein Vater wünſcht, werde ich ihn freien.“

Dieſe Unterredung wurde abermals geſtört durch Benjamin's Dazwiſchenkunft.

Unterredungen ähnlicher Art fanden aber noch zuweilen ſtatt, und Benjamin, welchem das ſtolze Weſen, das Gobbin beſonders gegen ihn an den Tag legte, reizte, behorchte ſie einſt, und ſeit dieſer Zeit brach, wie wir oben ſchon erwähnt haben, ein offener Zwiſt zwiſchen Judith und ihrem Verlobten aus.

Inzwiſchen wurde Judith und Gobbin immer vertrauter. Ohne daß ſich Judith dieſer Regung deutlich bewußt ward, wurde ſie dem jungen Wenden mehr und mehr zugethan, und Gobbin, dem dieſes nicht unbemerkt bleiben konnte, nahm nach und nach eine ganz andere Geſtalt an. Er wurde zuverſichtlicher in ſeinem ganzen Weſen und ſchien mit einem großen Plane beſchäftigt zu ſein. Beſonders, nachdem das Zerwürfniß mit Benjamin ihm bekannt wurde, war Gobbin wie umgewandelt. Man kann ſagen, daß er ſich als König geltend zu machen ſchien, ohne ſich dabei lächerlich zu machen.

Eines Abends, es war wieder Sabbath, kurz vor Benjamin's Rückkehr von Glaſin, kam Gobbin ganz ge-

heimnißvoll zu Judith und ſagte zu ihr mit triumphirender Miene:

„Ich habe über das nachgedacht, was du mit mir geſprochen. Ich will nach Preußen ziehen und ſehen, ob wir das Land von den Rittern wieder befreien können. Ich habe meinen Plan einigen meiner Freunde mitgetheilt und ſie wollen mir folgen. Wenn die Sache gelingt, wenn wir Preußen wieder erobert und wenn wir die Mark, das Wendenland wieder in Beſitz genommen, dann gehe ich mit meinen Freunden nach Jeruſalem, welches die Chriſten jetzt gänzlich verloren haben, und wenn dein Volk mir helfen will, dann wollen wir verſuchen, Paläſtina wieder zu gewinnen, damit die Juden dort wieder leben können, als ein freies, mächtiges Volk.“

Judith lächelte.

„Du lachſt,“ ſagte Gobbin finſter, „ich glaubte, deine Seele verſtehe große Entſchlüſſe, da du ſolche bei mir geweckt.“

„Ich lache nicht über deine Entſchlüſſe,“ ſagte Judith, „das Kühnſte gelingt gar oft am leichteſten, und ich weiß, daß in der Welt die größten Dinge nur eines ſehr kleinen Anſtoßes bedürfen, um möglich zu werden. Ich habe das gelernt an den Geſchichten, die mit meinem Volke geſchehen ſind und noch geſchehen und was wir alle Tage erleben in Spanien, Arabien und Deutſchland. Die Gelehrten meines Volkes und das was in den heiligen Büchern ſteht und was mir Denies erzählt, hat mich über das unterrichtet, was in der Welt nöthig iſt, um Reiche umzuſtoßen und aufzubauen, um Herr zu werden über die Menſchen und die Meinung — Muth und Glück. Wenn ſich dieſe beiden Dinge verbinden, ſo zeugen ſie die wunderbarſten Dinge, welche über alle gewöhnliche Berechnung gehen. Warum alſo

ſoll ich lachen über deine Pläne, wenn du Muth und wenn du Glück haſt?"

„Ich habe Muth," ſagte Gobbin, „und vielleicht wird mir auch das Glück nicht fehlen."

„Verſuche es."

„Wenn du mich liebſt, habe ich Glück."

„Gobbin," ſagte Judith, „ich habe eine andere Probe."

„Mache ſie."

„Kannſt du leſen, Gobbin?"

„Nein," verſetzte dieſer niedergeſchlagen.

„Kannſt du es lernen?"

„Wenn du es wünſchſt, will ich mich damit befaſſen."

„Ich wünſche es."

„Ich lerne es."

„So höre. Als ich vor einigen Wochen auf dem Markte zu Tangermünde war, ſah ich dort auch den Markgrafen Otto —"

„Den Langen?" fragte Gobbin.

„Nein, den mit dem Pfeile. Mehrere Ritter begleiteten ihn, und darunter war auch ein finſterer, hagerer und ſchwarzer Mann, von dem die Leute ſagten, daß er ein Zauberer ſei, dem kein Schloß und kein Thor widerſtehen könne."

„Ah — du meinſt den Meiſter Gerardus."

„Ich glaube, ſo nennen ſie ihn. Dieſer Mann warf auf mich einen ganz eigenthümlichen Blick, als wollte er mich mit ſeinen Augen verzehren. Ich ſtand neben meinem Vater, der ſich vor den Herren demüthig, den Hut in der Hand und faſt bis zur Erde verneigte. Gerardus, wie du ihn nennſt, trat an uns heran und ſprach einige Worte mit meinem Vater, worauf er ſich

entfernte. Mein Vater verabſchiedete ſich von mir nach einer Weile, ich aber hatte das Auge zur Erde geſchlagen, und bemerkte, daß der Mann etwas fallen ließ. Ich hob es auf und ſah, daß es ein Buch war. Ich eilte alſo dem Meiſter Gerardus nach, um es ihm zu geben. Da ſah er mich mit ſeinen großen Augen an und ſagte: „Behalte, was du haſt und werde, was du nicht biſt, denn es iſt ſchade um dich Judenmaid.“ Ich nahm alſo das Buch wieder mit, doch habe ich es bis jetzt heimlich verborgen, denn ich fürchte mich, es meinem Vater zu zeigen. Aber ich möchte gar zu gern wiſſen, was darin ſteht.“

„Du ſollſt es wiſſen,“ verſetzte Gobbin, und griff haſtig nach dem Buche.

„Sage mir erſt, wie du das anfangen willſt,“ ſagte Judith.

„Ich verrichte zuweilen, wie du weißt, bei den Minoriten allerlei Dienſte; einen der Mönche will ich bitten, daß er mich unterrichte, das Buch zu leſen.“

„Ein Franziskaner?“ rief Judith lachend; „ich habe immer gehört, daß die Franziskaner böſe werden, wenn man von ihnen etwas wiſſen will.“

„Ich habe das nie bemerkt.“

„So haſt du ſie nie über etwas befragt, was ſie ſelbſt nicht wiſſen.“

„O, die Franziskaner können leſen.“

„Verſuche es; hier iſt das Buch, aber ich mache mit dir aus, daß du es mir wiederbringſt.“

Seit dieſer Unterredung waren wiederum ſieben Tage verſtrichen. Bis jetzt hatte Judith ſich gern mit dem jungen Gobbin unterhalten, aber ſie hatte ihn niemals mit Sehnſucht erwartet, niemals die Minuten gezählt, bis er zu ihr eintreten würde. So aber war es heute.

Sie fühlte ihr gepreßtes Herz erleichtert, als Gobbin mit fröhlichem Geſichte, kaum nachdem ſie in ihre Behauſung eingetreten war, erſchien.

„Judith," ſagte er mit glänzendem Geſichte, und holte das Buch, welches er ſorgfältig in ein Stück Zeug eingewickelt hatte, aus ſeiner Taſche, ich weiß, was darin ſteht, und ich kann es dir ſagen."

„Gobbin," verſetzte Judith, „ich will jetzt nicht wiſſen, was in dem Buche ſteht, ich habe jetzt ein anderes Buch für dich."

„Du verſagſt mir eine große Freude," ſagte Gobbin traurig.

„Nein, das will ich nicht; wenn es Dir Vergnügen macht, nun ſo rede."

„Dieſe großen Züge da, welche ſo wunderlich geſchnörkelt ſind, die heißen: „die güldene Legende"*) und das Buch enthält die Geſchichten der Heiligen. Wenn du mir das Buch noch einige Zeit laſſen willſt, ſollſt du Alles haarklein erfahren, was darin ſteht."

„Behalte es in Gottes Namen, aber höre mich jetzt. Willſt du mir einen großen, großen Dienſt erweiſen?"

„O, ob ich will, ich will zehnmal."

„Mein armer Vater iſt auf ſeinen Reiſen von einem furchtbaren Raubritter gefangen genommen worden."

„Wie heißt er?"

„Benjamin nannte ihn Rieben und ſeine Burg liegt in Glaſin in Mecklenburg an der Elbe."

---

*) Die abgekürzten Heiligengeſchichten der güldenen Legende verfaßte der Biſchof Jacob von Viraggio ungefähr im Jahre 1250. Dieſes Buch iſt durch ſeinen läppiſchen Inhalt, durch die lächerlichen Ableitungen der Namen der Heiligen und durch den erſtaunlichen Beifall, den es gefunden und Jahrhunderte lang behauptet hat, gleich merkwürdig.

„Ich werde deinen Vater befreien," ſagte Gobbin ſo zuverſichtlich, als könnte es ihm gar nicht fehlſchlagen.

„Gobbin," verſetzte Judith, „das iſt nicht ſo leicht, ich habe immer gehört, daß die Burgen der Ritter gar nicht zu bezwingen ſind."

„Das iſt wahr, aber ich werde es ſchon machen."

„Du? Wie willſt du das anfangen?"

„Höre," verſetzte Gobbin, „als du mir von dem Zauberer Gerardus erzähltеſt, von dem du das Buch erhalten haſt, da dachte ich mir zuerſt, es könnten in dem Buche wohl die Zaubermittel ſtehen, mit deren Hülfe er die Burgen und feſten Schlöſſer ſo leicht erobert, und ich dachte ſchon, wenn ich mir die Kenntniß dieſer Mittel verſchaffte, würde es mir leicht werden, das Land wieder zu erobern, welches mir von Rechtswegen gehört. Ich habe mich jetzt ganz genau erkundigt, meine Vorfahren ſollen die ganze große Strecke Landes von der Havel bis zu der Elbe beherrſcht haben. Wenn ich die feſten Schlöſſer und die Städte einnehmen kann, dann bin ich wieder Herr dieſes Landes. Ich habe mich nun bei den Franziskanern befragt, und die konnten wirklich nicht leſen, denn ſie ſagten, alle geſchriebene Wiſſenſchaft wär eitel Teufelswerk. Da hörte ich, daß der Gerardus in Sandow ſein ſollte und ich machte mich dahin auf, denn ich dachte bei mir, er müſſe mir am beſten ſagen können, was in dem Buche ſtehe. Er ſchien ſich ſehr zu wundern, daß ich das Buch hatte; ich erzählte ihm, wie ich dazu gekommen bin, und erklärte er es mir. Da wurde ich ſehr niedergeſchlagen, und als er mich nach der Urſache fragte, da ſagte ich ihm ganz dreiſt, daß ich gern ſeine Zauberkünſte wiſſen möchte und geglaubt habe, ſie im Buche zu finden. Nun fragte er mich, ob ich bei ihm bleiben wollte, dann ſollte ich ſie

lernen, und ich willigte freudig ein. Doch wollte ich erſt auf acht Tage wieder heimkehren. Wenn ich den Meiſter Gerardus nun bitte, mir die Kunſt ſo ſchnell als möglich zu lehren, daß ich mir die Burg Glaſin öffnen kann, ſo glaube ich gewiß, daß er mir das nicht abſchlagen wird."

„Gobbin," verſetzte Judith, „wir bedürfen nicht des Zauberers Gerardus, ich beſitze ſelbſt einen ſolchen Zauber, den will ich dir geben, und der wird uns ſicher und ſchnell zum Ziele führen."

„Du haſt einen Zauber?" fragte Gobbin erſtaunt.

„Der Zauber," fuhr Judith fort, „ſind einhundert Mark Silbers, welche der Ritter ohne Aufſchub für die Freilaſſung meines Vaters begehrt, und ich verlange von dir nichts, als daß du ſie dem Ritter bringſt und — —"

„Nun, Judith?"

„Und ich werde dir auf dem Wege Geſellſchaft leiſten."

Gobbin war zu ſehr Naturkind, als daß er daran hätte denken ſollen, ſeine Freude zu verbergen. Er ſprang hoch auf, eine Weile ſpäter aber ſagte er:

„Es iſt recht Unrecht von mir, daß ich mich über dein Unglück freue."

„Nicht über mein Unglück, ſo hoffe ich, ſondern über den Dienſt, den du mir leiſten wirſt, freuſt du dich."

„O, gewiß, ſo iſt es. Wann werden wir unſere Reiſe antreten?"

„Morgen mit Sonnenaufgang; aber du mußt dich ſogleich entfernen, um einige Dinge zu beſorgen, welche zu unſerer Reiſe nöthig ſind."

„Welche Dinge?"

„Du ſiehſt wohl ein, daß wir, ohne Aufſehen zu

erregen, in unſerer wahren Geſtalt nicht mit einander reiſen können. Du wirſt dich ankleiden wie ein Cruceſignat aus Preußen, ich aber werde mich in das Gewand eines Mönchs werfen."

„Eines Mönchs?" ſagte Gobbin erſtaunt.

„Warum ſetzt dich das in Erſtaunen?" fragte Judith; „dieſes Gewand ſchützt mich am beſten gegen jeden Angriff, ſo wie auch dich gegen jeden Verdacht. Ich werde meine Rolle einſtudieren, das iſt ſehr raſch geſchehen."

„Aber wird man dich nicht fragen, warum du nicht in deinem Kloſter biſt?"

„Weißt du nicht," fragte Judith, „daß die Biſchöfe von Brandenburg und Havelberg das Interdikt über die Markgrafen Otto und Konrad ausgeſprochen haben, und daß gar viele Geiſtliche, Mönche und Nonnen, welche das Interdikt beobachteten, aber von den Markgrafen gezwungen werden ſollten, die kirchlichen Handlungen wie gewöhnlich zu verrichten, die Flucht ergriffen haben?"

„Ja, das iſt wahr," ſagte Gobbin, „die Mark iſt eigentlich im Banne, obwohl die Markgrafen ſich nicht ſonderlich daran kehren."

„Alſo iſt das Mönchsgewand auch das beſte Gewand für mich."

„Du haſt Recht, und für mich der graue Rock. Denn erſtens brauche ich deshalb noch kein Franziskaner *) zu ſein, und kann im Nothfalle auch eine an-

*) Der Franziskanerorden wurde bald nach ſeiner Einführung ſo beliebt und volksthümlich, wie kein anderer Orden vor und nach ihm. Außer vielen andern Vorrechten, welche ihm der Papſt verlieh, ſteigerte beſonders noch das unbedingte Recht, auch während eines Interdikts Meſſe leſen zu können, ſeine Macht und Anſehen

dere Rolle ſpielen; dann zweitens können wir dreiſt ſagen, daß wir kein Geld bei uns haben und betteln, ſo viel wir wollen, und endlich reiſen wir auf dieſe Weiſe am bequemſten."

„So eile," ſagte Judith, „und beſchaffe für mich eine Dominikanerkutte und einen Bart, und für dich was du willſt. Hier haſt du Geld dazu."

„O, ich habe ſelbſt Geld genug," ſagte Gobbin.

„Nehme das Geld und ſtelle dich übermorgen zur rechten Zeit ein. Du erwarteſt mich am Thore. Ich brauche dir wohl nicht zu ſagen, daß du aus unſerer Reiſe ein Geheimniß machen mußt."

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt; verlaß dich in Allem auf mich."

Mit dieſen Worten entfernte ſich Gobbin, und kaum hatte er Judith verlaſſen, als zum zweiten Male an das Fenſter gepocht wurde.

„Das iſt Benjamin," ſagte Judith; „wenn er wüßte, wie er mir zuwider iſt, wie ſehr ich ihn jetzt haſſe, er würde nicht mehr kommen."

Es pochte abermals und Judith öffnete nun. Es war in der That Benjamin.

„Was willſt du?" fragte Judith mit ſchneidender Kälte.

„Dich tröſten, Judith, weil ich weiß, daß du ſehr traurig ſein wirſt, aber ganz ohne Grund, Judith, ganz

---

außerordentlich. Der reichliche Ablaß aber, den der Orden gewährte, machte ihn ſelbſt bei den gebildetern und höhern Ständen beliebt; denn der Ablaß ſchien damals noch aller Welt eine Nothwendigkeit, ohne welche kein Menſch, gering oder hoch, leben und ſterben konnte. Daher waren die Franziskanerkirchen auch ſtets überfüllt, das graue Kleid der Franziskaner wurde ordentlich Mode, und ſelbſt Kinder wurden in daſſelbe geſteckt.

ohne Grund, ſo wahr ich lebe. Dein Vater ſitzt auf Glaſin ſo ſicher, wie wir daheim; ſein Leben iſt außer Gefahr, und übermorgen, ſo Gott will, macht ſich mein Alter auf, um an den Hof des Markgrafen zu gehen."

„Er kann ſich die Mühe ſparen," ſagte Judith.

„Wie?"

„Ja, er kann ſich die Mühe ſparen, ich ſelbſt gehe nach Glaſin, um meinen Vater los zu machen."

Benjamin erbleichte.

„Warum entſetzt du dich darüber ſo ſehr?" fragte Judith, welcher dies Erbleichen Benjamins nicht entging.

„Daß du nach Glaſin gehſt," verſetzte Benjamin, „das leide ich nicht, und mein Vater wird es ebenfalls nimmer zugeben. Glaubſt du, der wilde Rieben wird dich wieder loslaſſen, wenn du dich einmal in ſeine Gewalt gegeben? Judith, welch eine Närrin biſt du! — So wahr ich Benjamin heiße, wenn er dich einmal hat, macht er Hochzeit mit dir."

„Sei unbeſorgt," verſetzte Judith, „der Rieben iſt ein Ritter."

„Und der Ritter iſt ein Räuber," antwortete Benjamin lachend.

„Er wird ſein Wort aber dennoch halten."

„Du wirſt ſehen, was er für ein Ritter iſt."

„Hat er dich doch wieder losgelaſſen," ſagte Judith.

„Der hundert Mark wegen."

„Nun, die will ich ihm bringen."

„Du?" fragte Benjamin erſtaunt, „haſt du ſo viel Reſchires*) im Hauſe? — Nun, meinetwegen bring'

*) Reichthum.

ihm das Geld, aber er wird dich mit in den Kauf nehmen."

„Ich will es darauf ankommen laſſen."

„Du ſtürzeſt dich ins Unglück."

„Ich will nicht glücklicher ſein, als mein Vater."

„Du beharrſt alſo bei deinem Entſchluſſe?"

„Du wirſt es ſehen."

„Judith! Judith! Ich fürchte ſehr für dich. Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um!" rief Benjamin mit verſtörtem Geſichte.

„Ich verlaſſe mich auf Gott."

„Gott hat dich ſchon verlaſſen, du wirſt ſehen, wie weit du kommſt."

Mit dieſen Worten entfernte ſich Benjamin, und ſchon wollte Judith ihre Thüre wieder zuſchließen, als Gobbin erſchien.

„Judith," ſagte er erfreut, „ich habe ein Gewand für dich und mich. Ich war im Franziskanerkloſter und habe für das Geld erhalten, was ich wollte, aber die Gewänder ſind ſchlecht."

„Deſto beſſer."

„Können wir nicht morgen unſere Reiſe antreten?" —

„Morgen?" fragte Judith nachdenklich.

„Ich meine deshalb, weil wir keine Zeit verſäumen dürfen. Höre, was ſie mir im Kloſter erzählt haben. Die Markgrafen Otto mit dem Pfeil, der lange Otto und Konrad ſind hin gen Glaſin gezogen, um die Burg zu zerſtören. Der Herzog Heinrich von Mecklenburg hat ſene darum gebeten. Geſtern ſind ſie mit ihren Mannen aufgebrochen."

„Iſt dieſe Nachricht wahr?" fragte Judith.

„Sie iſt ganz gewiß wahr, denn Otto hat dem

Kloſter Verhaltungsmaßregeln geſchickt, wie ſich die Franziskaner bei ſeiner Abweſenheit, wenn die andern Geiſtlichen das Interdikt ausführen würden, benehmen ſollten."

„Dann ziehen wir Morgen," ſagte Judith entſchloſſen. „Sobald die Sonne aufgeht, verlaſſe ich das Haus. Alſo erwarte mich, Gobbin."

„Ich werde gewiß pünktlich da ſein," verſetzte dieſer, und ſein Antlitz ſtrahlte vor Freude.

Gobbin entfernte ſich, Judith ſchloß die Thür vorſichtig wieder zu und ging zu Bette. Aber um Mitternacht, als ſie nicht mehr fürchten durfte, geſtört zu werden, ſtieg ſie in den Keller hinab, ſchob einen großen Stein bei Seite und nun wurde ein hölzerner Pflock ſichtbar, welcher nur eines Daumen Länge aus der Erde hervorragte. An dieſer Stelle lockerte ſie mit einer Art die Erde, und alſobald wurde ein Topf ſichtbar, welcher mit ganz neuen, blanken und goldenen Münzen gefüllt war. Mit dieſem Schatz ging ſie wieder in ihre Stube und begann ruhig zu zählen. Zu ihrer Freude enthielt das Gefäß faſt das Doppelte, doch nahm ſie wenig mehr, als ſie gebrauchte, und ſteckte es in einen Sack. Das Uebrige legte ſie wieder an den Ort, woher ſie es genommen.

„Mit dem Zählen des Geldes und den noch nöthigen Vorbereitungen zur Reiſe war die Nacht verſtrichen. Judith ſtand gerüſtet da, ſie kniete nieder und betete inbrünſtig zu Gott, darauf erhob ſie ſich muthig und geſtärkt, ſchritt zur Thüre, öffnete ſie und — prallte entſetzt zurück, denn Benjamin ſtand vor ihr.

„Wohin ſo früh, Judith?" fragte er grinſend.

Judith faßte ſich und verſetzte:

„Ich bin nicht ſchuldig, es dir zu ſagen."

„Nun, ſag' mir's nicht," grinſte Benjamin, „weiß

ich's doch. Da draußen vor dem Thore lauert dein Chabber,*) der dumme Wende. Mit dem willst du reisen. Bleib' nur zu Hause, Ditchen, bleib' daheim sag' ich. Ich leid's nicht, daß du gehst."

„Du wirst mich nicht hindern,", versetzte Judith entschlossen, und schob Benjamin bei Seite.

„So meinst du es?" rief Benjamin, „komm Kalle,**) komm; willst du durchaus Hochzeit machen mit dem Räuber, kannst du auch Hochzeit machen mit mir."

Mit diesen Worten packte er Judith um den Leib und zog ihr ein Käppchen über's Gesicht. Judith sträubte sich mit Energie, aber Benjamins Kraft zwang sie ohne Anstrengung. So trug er sie ins Haus hinein, als er aber dieses hinter sich zuzuschließen bemüht war, und Judith einen fürchterlichen Argwohn schöpfte, da nahm sie noch einmal alle ihre Kraft zusammen, machte ihre Arme los, und klammerte sich mit beiden Händen fest um Benjamins Hals.

„Ich erwürge dich," sagte sie, während Benjamin den Hausschlüssel fallen ließ und sich von Judith loszumachen strebte. „Ich erwürge dich, wenn du mich nicht in Frieden läßt."

Judith suchte nun die Thüre zu gewinnen, indem sie Benjamin nach sich zog, und schrie mit lauter Stimme um Hülfe.

Benjamin wurde braun und blau im Gesichte, er packte Judiths Arme mit eiserner Kraft, und es gelang ihm, seinen Hals von ihren würgenden Händen frei zu machen. Wie ein blutdürstiger Tiger fiel er nun über das Mädchen her und trug sie in die Stube.

---

*) Genosse.

**) Braut.

Die Rettung.

Es war hier faſt noch finſter, durch die kleinen papiernen Scheiben konnte das Tageslicht nur dürftig durchbrechen.

Benjamin warf das Mädchen auf die Erde, noch einmal begann ein fürchterlicher Kampf.

„Was quälſt du dich?“ ſagte Benjamin mit heiſerer Stimme, „denk, du biſt beim Ritter, denn ſo wahr Gott lebt, du wirſt nicht zu ihm reiſen, dein Ende iſt da. Ich will dich abſchlachten wie ein Lamm, weil du mich haſſeſt, weil du einem Wenden vor einem jüdiſchen Kinde den Vorzug giebſt. Schweig, es hilft dir Alles nichts, ſie ſchlafen Alle. Ich werde dir das Leben neh-

men, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Ich werde dir das Geld fornehmen, womit du deinen Vater erlösen willst, und die Schuld will ich auf die Wenden schieben, auf den elenden Wenden, dem du dich hingegeben. Sein Zow*) wird werden wie dein Zow, ein [illegible] Tod, daß er soll peigern**) auf dem Rade. Komm' her, Dithchen, reise mit Gott, fürchte dich nicht. Du rühre deinen Leib nicht an, denn du bist treife***); ich will nichts, als deine jüdische Neschome †) von der Verunreinigung retten. Komm'!"

In Benjamins Händen blitzte ein Messer. Judith faltete die Hände und erwartete den Todesstoß.

In diesem Momente packten ein paar kräftige Fäuste den Entsetzlichen und schleuderten ihn rücklings zu Boden.

Benjamin knirschte und schlug wüthend um sich herum, aber die Fäuste, welche seine Rechte hielten, waren ihm gewachsen.

Es entbrannte ein heißer, heftiger Kampf; ehe noch Judith ihren Retter zu erkennen vermochte, hatte dieser dem Mörder das Messer entrissen und rief triumphirend:

„Bete, ich sende dich zum Teufel, ehe du die Hand umdrehst."

„Gobbin!" rief Judith und fiel dem Wenden in die Arme, „ich danke dir, aber tödte ihn nicht — ich bitte dich; er wird der gerechten Strafe nicht entgehen."

„Du brauchst nicht für mich zu bitten," rief Benjamin; „hat er meinen Hals, so hat seinen der Blutrichter."

---

*) Ende, Schicksal.

**) sterben.

***) unrein.

†) Seele.

„Ich will ihn nicht tödten," ſagte Gobbin, „aber er
ll unſere Reiſe nicht hindern."

Mit dieſen Worten hob er ſeinen Stab auf, den er
ährend des Kampfes hatte fallen laſſen, und ſchwang
n über Benjamins Haupt.

„To Jodute! To Jodute!"*) rief dieſer oder brüllte
vielmehr; er vermochte es nicht zum dritten Male zu
iederholen.

Ein fürchterlicher Hieb traf ihn an die Stirne und
reckte ihn bewußtlos nieder.

„Er iſt todt!" rief Judith beſtürzt.

„Aengſtige dich nicht," ſagte Gobbin; „wenn er todt
, iſt ihm ſein Recht geſchehen. Wir befanden uns im
uſtande der Nothwehr. Komm, laß uns nicht einen
ugenblick hier länger verziehen."

Mit dieſen Worten packte Gobbin den lebloſen Ben-
min und ſchleifte ihn auf die Straße hinaus.

Dann nahm er die Hand der zitternden Judith und
gte:

„Ich habe mir wohl gedacht, daß dir etwas begeg-
et ſein müſſe, da du ſo lange bliebſt, ich konnte mich
icht beruhigen und wollte dich holen, Gott ſandte mich
ur rechten Zeit. Drum in Gottes Namen vorwärts."

Die Thüre des Hauſes flog zu, Gobbin ſchloß ſie
nd gab Judith den Schlüſſel, dann nahm er ihre Hand
nd ſchritt mit ihr fort.

Im Judenquartier war noch Alles in tiefem Schlafe,
ur der Synagogendiener hatte ſich eben von ſeinem La-
er erhoben, er ſah die Vorüberſchreitenden nicht. Aus

*) Der gewöhnliche Ruf, wenn Jemand überfallen wurde, um Zeu-
en herbeizulocken. Man nannte dieſes das Gerüfte, welches für die
Verurtheilung des Gewaltthäters von großer Bedeutung war, denn es
alt gewiſſermaßen als Beweis der Gewaltthat.

dem Franziskanerkloſter ertönte der Hammer, welcher die Mönche zur Frühmette rief; nur hier und dort ſtand ſchon ein frühwacher Bürger in ſeiner Werkſtatt oder in der Scheune. Ohne Anfechtung gelangten ſie aus der Stadt. Vor dem Thore traten ſie in ein Gebüſch, wo Gobbin ſeine Kutten verſteckt hatte; hier vollendeten ſie die Umwandelung, und jetzt gingen Franziskaner und Dominikaner, Jüdin und Wende, die beiden verachteten Kinder einer bigotten, engherzigen und finſtern Zeit, vertraulich neben einander, den heiligen Liebesdienſt auszuführen, welchen der Einen die kindliche Pflicht, dem Andern die tiefſte aller Neigungen, die Liebe gebot.

So traten ſie die Reiſe nach dem gefährlichen Raubſchloſſe an, doch ehe ſie dieſes erreichten, hatten ſie noch gar viele Abenteuer zu beſtehen. Wir werden ſie vor Werben wiederfinden.

XIII.

Der Bann.

1298.

1.

as das für ein Flimmern und Flammen, Schimmern und Leuchten iſt, gelt Herr, das laß ich mir gefallen. Heut merkt man's doch wieder, daß n in einem chriſtlichen Lande lebt. Es iſt ſo ſchon ht mehr zum Aushalten. Das fatale Interdikt. Ob wohl Chriſtenmenſchen geweſen ſind, die das er- den haben, möchte ich wiſſen. Ich glaub's nicht. um hört man noch hier und dort die Glocken

beiern*); kommt man an einer Kirche vorüber, ist sie zugeschlossen, will man eine Messe hören, profit — das Interdikt leidet's nicht. Die Mönche beten bei verschlossenen Thüren, und es wird einem ordentlich unheimlich zu Muthe, wenn man einen ehrlichen Gesellen, der die geweihte Erde zehntausendmal verdient hätte, in ungeweihter Erde bestatten sieht. Das Interdikt leidet's wiederum nicht. Kann ein armes Menschenkind dafür, wenn es bei solchen Umständen ein Heide wird? — Aber heute — das laß ich mir gefallen; den Johannistag zu feiern, das können uns die Pfaffen doch nicht untersagen. Mir ist's schon recht, Herr, wenn wir die ganze Nacht durchreiten."

Diese Herzensergießung ließ der Knappe Fridel gegen einen langen, hagern Mann ausströmen, an dessen Seite er ritt. Der Mann schien tief in Gedanken versunken. Man hätte ihn fast für einen Mönch halten mögen, denn sein Gewand hatte den Schnitt einer Kutte, doch trug er keine Tonsur, vielmehr wallten ihm, und nicht spärlich, die Locken zur Schläfe herab, und sein Haupt bedeckte ein Barett. Die Worte seines Dieners hatte er wohl kaum vernommen, wenigstens bezeigte er keine Lust, darauf einzugehen, denn er ritt schweigsam weiter.

Als Fridel sah, wie ungesprächig sein Herr war, pfiff er sich ein Liedchen, und verfolgte mit vergnügtem Blicke die Johannisfeuer, welche auf den Höhen ringsum zu leuchten begannen.

---

*) Man nannte es Gebeier, wenn die Knaben, deren man sich hierzu bediente, mit dem Klöppel abwechselnd die eine und dann die andere Glocke in harmonischer Folge schlugen, so daß alle Glocken der Umgebung einen oft sehr phantastischen Choral spielten.

Ehe wir den ſchweigſamen Herrn und ſeinen Diener auf ihrer Reiſe weiter begleiten, deren Ziel nicht allzu fern mehr war, wollen wir mit wenigen Worten den Zuſtand näher erläutern, in welchem die Lande Otto's mit dem Pfeile und ſeines Bruders Konrad ſich damals befanden, und von Fridel mit dem Namen Interdikt oder Bann benannt wurde.

Schon ſeit mehreren Jahren lagen die genannten Markgrafen mit ihren beiden Biſchöfen von Brandenburg und Havelberg im Streite. Ihr Verhältniß war allerdings ein ganz eigenthümliches. Faſt in ganz Deutſchland ſtanden die Biſchöfe in Bezug auf ihre weltliche Macht unmittelbar unter dem Kaiſer, und waren alſo Reichsfürſten. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg waren nun zwar auch von einem Kaiſer, Otto, geſtiftet, aber, wie wir wiſſen, gingen ſie in den unzähligen Aufſtänden der Wenden wieder verloren, und erſt Albrecht der Bär eroberte ſie wieder. Die Markgrafen betrachteten die Biſchöfe daher als ihre Vaſallen, welche die weltliche Macht von ihnen zu Lehen trugen. Die Biſchöfe erhielten zwar über ihre Unterthanen die Gewalt, doch unter der Aufſicht der Markgrafen. Jene übten die Gerichtsbarkeit aus und nahmen die Steuern an, die Markgrafen behielten das Recht über Leben und Tod der biſchöflichen Unterthanen, und ließen dieſes Recht durch ihre Beamten ausüben. Eben ſo mußten dieſelben in Kriegszeiten dem markgräflichen Aufgebote folgen und Burgbaudienſte verrichten.

Natürlich ſagte dieſes Verhältniß den Biſchöfen nicht zu, welche ſich gar zu gern mit den andern Biſchöfen gleichgeſtellt hätten. Schon oftmals hatten ſie es ſogar mit dem Schwerte in der Hand verſucht, dieſes ihnen läſtige Verhältniß abzuſchütteln. Die Markgrafen gaben

ihrerseits nicht nach, und suchten sich als Lehnsherren geltend zu machen. Der Plan, die Bisthümer mit Prinzen aus dem markgräflichen Hause zu besetzen, war durch den Tod der dazu bestimmten Prinzen gescheitert, und so währte das unangenehme schwankende Verhältniß Jahre lang, indem jede Partei eine genaue Erörterung der eigentlichen Streitfrage vermied.

Um das Jahr 1294 aber war der Streit heftiger als je entbrannt. Die Markgrafen hatten nämlich ihre Unterthanen zu einer außerordentlichen Steuer, welche die bedrängte Lage der Fürsten erheischte, herangezogen. Da sich diese aber, die Bede zu zahlen, weigerten, wurde sie executorisch beigetrieben. Die Bischöfe legten sich in's Mittel, und verlangten Wiedererstattung der, nach ihrer Meinung, unrechtmäßig eingetriebenen Steuer, wie Ersatz des Schadens, welcher bei der Execution verursacht wurde. Die Bauern aber, welche nicht zweien Herren Steuern zahlen wollten, verweigerten nun den Geistlichen die Abgabe, nämlich den dreißigsten Theil des Getreides, die sie aber dennoch, auf eine Entscheidung des Erzbischofs von Magdeburg, leisten mußten.

Obwohl nun der Bischof Johann von Havelberg im Jahre 1296 eine Versöhnung anzubahnen suchte, und die Markgrafen auch wirklich zu einem Vergleiche brachte, der den Bischöfen völlige Genugthuung gab, so scheint doch entweder dieser Vertrag nicht gehalten worden zu sein, oder die Bischöfe wollten noch mehr erreichen, genug, der Streit entbrannte von Neuem, und heftiger denn je. Die beiden Bischöfe erließen gegen die Markgrafen Otto mit dem Pfeile und dessen Bruder Konrad die Excommunicationssentenz; da sich aber die Markgrafen sehr wenig darum kümmerten, droheten sie, die markgräflichen Länder mit dem Interdikte zu belegen.

Die Markgrafen gaben die Antwort mit dem Schwerte, und fielen mit ihren Heerhaufen in die Bisthümer ein. Die Bischöfe versuchten, sich zur Wehre zu setzen, fühlten sich aber bald zu schwach, und flüchteten zum Erzbischofe von Magdeburg *). Die Markgrafen protestirten gegen ihre Handlungsweise, und forderten sie zur Rückkehr auf. Die Bischöfe schlugen es aus und setzten den Markgrafen einen Termin, nach dessen Ablauf, wenn sie bis dahin nicht Befriedigung erlangt haben würden, das Interdikt in Kraft treten, und die Geistlichkeit der markgräflichen Länder mit der Feier des Gottesdienstes aufhören sollte. Die Markgrafen aber kehrten sich auch hieran nicht, obwohl ihnen ihre Vetter, und namentlich der Markgraf Otto der Lange, welcher mit den Bischöfen gut stand, zur Nachgiebigkeit riethen, und nun ging der Bischof Vollrad von Brandenburg nach Rom, um vor dem päpstlichen Stuhl, den Bonifacius VIII. damals inne hatte, seine Beschwerden niederzulegen, das Interdikt aber trat in Kraft. **)

Es ist selbst der lebendigsten Phantasie nicht leicht, sich in die Zeit zu versetzen, in welcher der Bann alle gesellschaftlichen Verhältnisse lähmte. Nicht allein, daß dem Volke alle seine gewohnten Schauspiele entzogen wurden, daß an Stelle der kirchlichen Belebung die größte Leere und Oede eintraten, diese scheinbar geistige Entziehung war auch sehr materieller Natur, wirkte auf alle Gewerbsverhältnisse auf das Nachtheiligste ein, Handel und Wandel waren gestört, die gewohnte Ord-

*) Erich, der Bruder Otto's und Konrad's, war bereits gestorben.

**) Die Bischöfe hatten das Recht, das Interdikt zu verhängen, nur mußten sie die Bestätigung des Papstes hinterher nachsuchen.

nung des alltäglichen Lebens hörte auf, und da es noch nichts gab, was dem Volke für das Gepränge des Gottesdienstes, für den Umgang mit der Geistlichkeit und die stete Wechselwirkung zwischen Kirche und Leben, Ersatz bieten konnte, so ist die moralische Wirkung eines solchen Interdikts weniger abergläubischer Furcht, als den dadurch gestörten gesellschaftlichen Beziehungen beizumessen.

So hörte denn jeder Gottesdienst in den markgräflichen Landen auf, die Kirchen wurden geschlossen und alle geistlichen Verrichtungen eingestellt. Abergläubische Gewissen, welche durch vieles Beten ihre und der Verstorbenen Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen hofften, verloren diesen Trost gänzlich. Die Wöchnerinnen durften nicht mit den sonst gebräuchlichen Ceremonien zur Kirche geführt, die Hochzeiten nicht mit Gepränge gehalten werden. Alles Glockengeläute verstummte, es wurde keine Messe mehr gehalten, die kanonischen Stunden wurden eingestellt, die Todten, außer den Geistlichen, wurden nicht in geweihter Erde auf den Kirchhöfen bestattet, sondern mußten in ungeweihter Erde ruhen.*)

Es fanden jedoch einige Ausnahmen statt; denn die Päpste hatten schon frühzeitig eingesehen, daß sie sich selbst durch consequente Einstellung alles Gottesdienstes die Gemüther entfremdeten. Innocenz III. setzte fest, daß zur Zeit des Interdikts einmal in der Woche gepredigt werden dürfe, wenn der Gottesdienst sonst nur eingestellt bliebe, auch dürfe die Firmelung mitgetheilt, Sterbende

*) Nach Aufhebung des Interdikts wurden sie wieder herausgegraben und mit den üblichen Ceremonien auf den Kirchhöfen bestattet.

zur Buße zugelaſſen, und ihnen das Viaticum gereicht werden könne. Kirchliche Begräbniſſe und Salbungen ſollten aber verweigert bleiben. In den Kloſterkirchen durften zwei um zwei oder drei um drei die kanoniſchen Stunden mit Leſen abhalten, ſollten aber nicht ſingen, die Thüren zuſchließen und weder mit dem Interdikte belegte noch gebannte Perſonen zulaſſen. Sie mußten dabei ſo leiſe reden, daß man außerhalb der Kirche nichts hören konnte. Auch war es erlaubt, zuweilen, jedoch ohne zu läuten, bei verſchloſſenen Kirchthüren den Gottesdienſt zu halten, wenn dies im Interdikte nicht ausdrücklich unterſagt war.

Trotz allen dieſen Milderungen aber war das Interdikt noch immer furchtbar genug, um nicht auf die Dauer ſelbſt ſolchen Leuten unerträglich zu werden, die ſonſt gerade nicht zu den Aengſtlichen gehörten, und die Markgrafen boten daher Alles auf, um die Ausführung des Bannes mit Gewalt zu verhindern.

Nun wollen wir zu unſern beiden Reiſenden zurückkehren.

Sie ritten noch immer ſchweigend neben einander. Fridel war des Pfeifens überdrüſſig geworden und ſann darauf, auf welche Weiſe er ſeinen ſchweigſamen Herrn wohl zum Sprechen bringen könne. Es leuchtete ihm ein, daß er ihn etwas recht Vernünftiges fragen müſſe, um einer Antwort gewiß zu ſein, und er wandte ſich daher mit der Frage an ihn:

„Ich möchte wohl wiſſen, lieber Herr, warum man in der Johannisnacht Feuer anzündet?“

In der That wandte ſich der alſo Gefragte jetzt ſeinem Diener zu und verſetzte:

„Ich bin der Meinung, daß dieſer Gebrauch aus dem Heidenthume ſtammt, und auf das Zurückweichen

und den Umschwung der Sonne Bezug hat. Daher kommt es auch, daß in einigen Gegenden an diesem Tage ein Rad über die Felder gewälzt wird."

„Ich habe immer gehört," versetzte Fridel, „daß man der Drachen wegen die Feuer anzündet. Diese sollen gegen die Sonnenwende durch die große Hitze geil werden, auffliegen und die Luft vergiften, und lassen dabei ihren pestilenzialischen Samen oft in die offenen Brunnen fallen, wodurch sehr viele Menschen ihr Leben verlieren. Die Feuer sollen nun die Luft von den Pestausdünstungen der Drachen reinigen."

„Das ist wohl möglich, mein Sohn," versetzte Fridels Herr, „doch ziehe ich meine Meinung vor."

Es trat nun abermals ein Stillschweigen ein, bis Fridel plötzlich sein Pferd anhielt und aufhorchte.

„Meister," sagte er dann, „ich höre Pferdegetrapp, es muß ein ganzer Haufe sein, der heranzieht."

„Reiten wir unsers Weges weiter," sagte der Herr, „wenn sie heran kommen, werden wir schon sehen, wer sie sind."

„Wenn es nur kein böses Gesindel ist!" wandte Fridel ein.

„Es ist Frieden in der Mark, und unsers Herr Otto Regiment läßt in seinen Landen keine Räuber und Wegelagerer aufkommen," versetzte der Herr. „es sind sicher ehrliche Leute."

Nach zehn Minuten war der Trupp auf Bogenschußweite näher gekommen. Die beiden Reisenden wichen etwas zurück. Es waren wohl an dreißig berittene Mannen mit ihren Knappen und Knechten. Der Führer des Haufens, welcher an Fridels Herrn herangesprengt war, verständigte sich sehr bald mit diesem. Es war ein Heerführer, welcher auf das Aufgebot des Mark-

grafen Otto ſich mit dieſem in Werben vereinigen wollte.

„Da haben wir nicht nur einen Weg, ſondern auch ein und dieſelbe Abſicht," ſagte Fridels Herr, „aber der Markgraf iſt noch nicht in Werben, ſondern wird erſt Morgen dort ſein. Es iſt indeß auch möglich, daß wir ihn ſchon dort treffen."

Während ſich nun Fridels Herr und der Führer des Haufens in ein Geſpräch mit einander vertieften, knüpfte Fridel mit dem Knappen des letzteren ebenfalls Bekanntſchaft an, hocherfreut, nun nicht mehr ſchweigen zu müſſen.

„Du willſt alſo auch mit vor Glaſin ziehen?" fragte Fridel, „nun das iſt ſchön, da werden wir gewiß recht gute Freunde werden. Ich muß geſtehen, daß ich mich ordentlich darnach geſehnt habe, einen Genoſſen zu bekommen, denn in der Johannisnacht ſchweigt man nicht gern, da ſoll man ſich von Gottes und Rechts wegen freuen. Das iſt altbergebrachter Brauch, chriſtlich oder heidniſch, wie mein Herr ſagt, Gott verzeihe ihm, wenn er ſich irrt. Für einen vergnügten Johannisabend gebe ich alle Schätze, die wir in Glaſin finden werden."

„Wenn wir es nämlich erſt zerſtört haben werden," wandte der Andere ein.

„Ja, das werden wir," ſagte Fridel ganz zuverſichtlich.

„Ich ſage dir aber, das iſt noch die Frage, denn Glaſin iſt ſo feſt, wie der Blocksberg, und der Rieben, welcher auf Glaſin haust, ſoll mit den Kobolden ein Bündniß geſchloſſen haben; die laſſen ihn nicht untergehen."

„Wenn aber Einer kommt, der mehr und größere Macht als die Kobolde beſitzt, wie dann, he?“

„Ja, wenn.“

„Wenn? Ich ſage dir, es wird Einer kommen.“

„Den möchte ich ſehen, der größere Macht als die Kobolde beſitzen ſoll.“

„Ich ſage dir, ſogar größere Macht als der Gottſribeinus!“

„Jeſus — das iſt kein Menſchenkind!“

„Ein ganz richtiges Menſchenkind, ſage ich dir. Kennſt du den Gerardus?“

„Gerardus? — Gerardus? — Iſt das nicht ein Zauberer, der auf dem Reichstage zu Erfurt den Fürſten prophezeiht hat, daß ſich in dem Jahre darauf die Sonne verfinſtern würde?“

„Und dieſe Prophezeihung iſt richtig eingetroffen!“*)

„Höre Fridel, — nicht wahr, du ſagteſt Fridel ſei dein Name, — ich glaube, wir haben jetzt wieder eine ſolche Sonnenfinſterniß.“

„Du meinſt Sonnenwende?“

„Nein, ich meine juſt eine Sonnenfinſterniß.“

„Nun, freilich, die haben wir jede Nacht.“

„Nun möchte ich wohl wiſſen, was das für eine große Zauberei ſein ſoll, eine Sonnenfinſterniß vorher

*) Otto's Hof zeichnete ſich, wie ſchon erwähnt, in der damaligen Zeit, in welcher die Unwiſſenheit eine Regel war, rühmlich aus. Er hatte oft Dichter, Aſtrologen, Mathematiker und Kriegsbaukünſtler um ſich verſammelt, und ſein Aſtrologe ſoll in der That, durch die Verkündigung einer Sonnenfinſterniß, den Erfurter Reichstag in Erſtaunen geſetzt haben. Fridel ſetzte dieſes Wunder oft, um ſeinen Helden noch mehr herauszuſtreichen, auf Gerardus Rechnung.

zu ſagen, von der wir doch genau wiſſen, daß ſie regelmäßig jede Nacht eintritt."

„Laur*) du! wenn aber Einer ſagt, daß dieſe Sonnenfinſterniß am Tage eintreten wird, dann iſt es allerdings eine Zauberei."

„Wann iſt das geſchehen?"

„Anno 1791."

„Lüge, ſag' ich dir. In dieſem Jahre habe ich richtig jeden Morgen mein pater noster gebetet, und das thue ich nur, wenn die Sonne aufgegangen iſt."

„An dem Tage aber war die Nacht zweimal ſo lang wie gewöhnlich, und da haben wir von der Sonnenfinſterniß nichts gemerkt."

„Das iſt möglich."

„Der Meiſter Gerardus iſt alſo, wie du ſiehſt, ein richtiger Zauberer, und ich kann dir im Vertrauen ſagen, — aber ſchwöre mir erſt, daß du auch ſchweigen willſt —"

„Ich ſchwöre bei meinem Schutzpatron, dem heiligen Hubertus."

„Gut; ich kann dich alſo verſichern, daß ich zuweilen an ſeiner Hand einen Geſtank bemerkte, wie der an der Hand des Bruders Achard von Clairvaux**), ein Beweis, daß er ſich oftmals mit dem Teufel herumbalgen muß. Und dieſer Gerardus wird alſo dem Markgrafen

---

*) Ein alberner Menſch.

**) Es wird nämlich in den annales Cistercienses, Lugduni 1624, ganz ernſthaft von ihm erzählt, daß er mit dem Teufel handgemein wurde und ihm den Kopf zerſchlug. Zur Belohnung dieſer Heldenthat behielt Achards Rechte, die in dem Gehirn des Teufels gewühlt hatte, ein Jahr lang den ſcheußlichſten Höllengeſtank.

Otto, wie er es schon mit so vielen Burgen gemacht, auch Glasin in die Hände liefern."

„Du hast also den Gestank bemerkt? kennst du denn so genau den Meister Gerardus?"

„Ob ich ihn kenne," versetzte Fridel mit gewichtiger Miene, und lächelte dann schlau; „siehe dort, das ist der Meister Gerardus."

Der andere Knappe machte große Augen und bekreuzigte sich.

„Nun, du hast nichts von ihm zu fürchten," sagte Fridel; „mein Herr ist ein sehr guter Mann, der keinem Kinde was zu Leide thut."

In diesem Augenblick hielten die beiden Herren, die den Knappen um einige Schritte voraus ritten, ihre Pferde an.

„Horch," rief Fridel zu gleicher Zeit, „hörst du einen Schrei?"

„Ja, ganz deutlich."

„Und ein Wimmern?"

„Auch das."

Sie näherten sich ihren Herren.

„Es ist nichts zu bemerken," sagte der Anführer der Truppen.

„Es scheint mir, als wäre es dort hinter dem Buschwerk nicht richtig," versetzte Meister Gerardus.

„Ja, ja, von dorther kam der Hilferuf. Wir wollen der Sache gleich auf die Spur kommen."

Die Herren sprengten der Stelle zu.

„Wir befinden uns hier gerade auf einem Kreuzwege," sagte Fridel, „wo die Stegholde*) gar zu gern

*) Weibliche Teufel, Hexen, deren Zorn, der Sage nach, besonders dann entbrannte, wenn sie über einen Kreuzweg zogen. Dann waren sie auch am begierigsten, den Menschen zu schaden.

Die Johannisnacht.

ihr Unweſen treiben, vielleicht haben ſie irgend einem Wandersmann übel mitgeſpielt. Ich will nur meine Reliquie anfaſſen."

„Gieb her, auch ich will ſie berühren. Was haſt du denn für eine Reliquie?"

„Ein Splitterchen vom Kreuze Chriſti. Sieh hier."

Fridel zog eine Schnur hervor, an welcher eine kleine blecherne Kapſel hing, und murmelte dabei ein frommes Sprüchlein.

Indeſſen hatten ſie den Buſch, der etwas abſeit vom Wege lag, erreicht, das Wimmern war verſtummt, man ſah und hörte nichts.

„Wer ist hier?“ fragte der Meister Gerardus mit lauter Stimme.

Es erfolgte keine Antwort.

„Halte mein Pferd,“ gebot Gerardus seinem Diener, „ich werde mich einmal genau dort umsehen.“

In diesem Momente wurde das Wimmern wieder hörbar, doch währte es nur einen Moment, und man konnte jetzt ganz deutlich einen Menschen erkennen, der aus dem Gebüsche hervorkroch.

„Wer bist du, und was ist hier geschehen?“ fragte Gerardus, der jetzt auf seinem Pferde sitzen blieb.

„Ach,“ rief der Gefragte mit einer kläglichen aber jugendlichen Stimme, „ich bin ein Mann Gottes, ein armer Franziskanermönch, nichts mehr und nichts weniger.“

„Aber was ist Euch geschehen?“ fragte der Anführer des Haufens, welcher sich Edler von Kirchner nannte.

„Hm, hm, so eigentlich nichts,“ versetzte der Franziskaner, „aber doch recht viel, wenn Ihr wollt, denn ich weiß wirklich nicht, ob mein Kopf noch auf meinen Schultern steckt. Habt doch die Güte, meine Kinder, einmal nachzusehen.“

Mit den letzten Worten wurde die Stimme und die ganze Haltung des Franziskaners sicherer. Wer mit der Lage desselben vertraut gewesen wäre, der hätte leicht bemerkt, daß ihm ein guter Einfall gekommen war, der ihn aus einer mißlichen Verlegenheit riß.

„Wenn Ihr nicht etwa mit dem Bauche redet,“ versetzte Gerardus lächelnd, „dann scheint es mir, daß Ihr noch so ziemlich im Besitze Eures Kopfes seid, mein guter Pater, wiewohl es zweifelhaft zu sein scheint, ob Ihr auch noch den Verstand darin habt.“

„Darauf kommt auch gar nichts an, mein Sohn," verſetzte der Franziskaner, „den Verſtand brauchen wir nicht, und wenn wir wollen, ſteckt er bei uns im Fuße ſowohl als im Kopfe."

„Und im letzten Falle im Bauche," rief der Ritter in der beſten Laune von der Welt.

„Aber weß Weges zieht Ihr?" fragte der Mönch.

„Zunächſt nach Werben."

Dieſe Antwort war dem Franziskaner, wie es ſchien, nicht erwünſcht, doch ſagte er ruhig: „Gott geleite Euch, meine Freunde."

„Aber ich möchte doch wiſſen, warum Ihr eigentlich ſo gewimmert habt?" fragte Gerardus. „Es hörte ſich an, als läget Ihr im Sterben."

„Ja, und warum riefet Ihr um Hülfe, als ginge es Euch an den Hals?" ſetzte der Ritter fragend hinzu.

„Das kann ich Euch ſagen," antwortete der Franziskaner. „Ich zog ruhig meines Weges, um in den Dörfern rings umher zu terminiren, da begegnete mir ein Dominikanerbruder, der ſich nach Mecklenburg begeben wollte, weil es ihm nicht gefiel, daß der Herr Markgraf Otto, des Bannes nicht achtend, die Geiſtlichen zur Verrichtung ihres Amtes zwang. Da wir Franziskaner nun uns den Bann ebenfalls nicht ſehr zu Gemüthe ziehen, weil uns der heilige Vater das Recht verliehen, auch während der Zeit eines Interdikts die Meſſe leſen zu dürfen*), ſo geriethen wir bald in einen

*) Der Franziskanerorden machte ſich ſo populär, daß die Päpſte durch Ausdehnung ſeiner Rechte, ſein Anſehen noch mehr heben, um ſich des Einfluſſes dieſer Armee von Bettlern deſto beſſer bedienen zu können. So ertheilten ſie den Franziskanern das ſo bedeutſame Recht, auch während des Interdikts die Meſſe leſen und

Streit. Wir kamen nämlich an einem Kirchlein vorüber, das gänzlich geschlossen war, und im Dorfe lamentirten die Leute, weil der Pfarrer die Messe zu lesen und mit den Glocken zu läuten sich weigerte. Da machte ich mich frisch daran, und half den armen Leuten, welche, die heiligen Ceremonieen entbehrend, schier verschmachteten. Darob ergrimmte nun der Dominikaner, nannte mich einen Heiden und schimpfte, als wäre er selbst ein Heide. Doch zogen wir noch unseres Weges mit einander, bis uns der Abend überraschte und wir hier im Dickicht ein wenig auszuruhen beschlossen. Als ich nun so recht wonniglich schlief, da rief plötzlich eine Stimme: Hüte dich, Bruder Lazarus, der Dominikaner ist eben dabei, dir die Gurgel abzuschneiden, schon läuft das Blut dir aus der Wunde. Da stieß ich einen lauten Schrei aus und fing gräßlich an zu wimmern, als Ihr samt, meine Lieben, wahrscheinlich von Gott gesandt, mich zu retten."

Der Ritter und Gerardus brachen in ein lautes Lachen aus.

„Ihr habt also im Schlafe um Hülfe gerufen und gewimmert?" rief Gerardus, „da begreife ich nicht, von welcher Gefahr wir Euch eigentlich gerettet haben sollen. Wo ist denn der Dominikaner?"

„Hört Ihr ihn nicht schnarchen?" fragte der Fran-

---

selbst die mit dem Banne Belasteten aufnehmen zu dürfen. Später freilich bereuten sie dieses. Außerdem hatten die Franziskaner noch das Recht, zu predigen wo sie wollten, Kirchen und Kirchhöfe einzuweihen, und aus jedem Testamente mußten sie einen Antheil erhalten. Sie durften Grabstellen neben ihren Klosterkirchen für Geld verkaufen und alle Arten Ablaß ertheilen. So bedeutende Rechte zogen ihnen natürlich den Neid und die Feindschaft der andern Orden zu.

ziskaner und zeigte auf einen Menschen, der nicht weit von ihm unter einem Busche lag, doch so, daß man nur den halben Körper sehen konnte.

„Ja wahrlich," rief der Ritter, „der schnarcht eben nicht wie ein Todtschläger."

„Ihr spottet der Stimme Gottes," sagte der Mönch ernst verweisend, „dieser schlechte Judasbruder hätte mich gewiß todtgeschlagen, wenn mich die Stimme nicht rechtzeitig gewarnt und ich Euch durch mein Gewimmer nicht herbeigelockt hätte. Aber ich verzeihe ihm um Gottes Willen, und will ihn jetzt aufwecken, den Schnarcher, um mit ihm weiter zu ziehen. Nicht weit von hier liegt die Commende Crevese, dort werden wir ein Unterkommen finden."

Der Franziskaner schickte sich an, seinen Gefährten zu wecken. Der Ritter von Kirchner und Meister Gerardus aber zogen mit ihren Leuten lachend ihres Weges, ohne sich um die Mönche weiter zu bekümmern.

2.

Je näher der Zug des Ritters von Kirchner der Stadt kam, je lustiger wurde es in demselben. Es ward gesungen und gelacht, und Jeder freute sich, in der alten Stadt Werben den Johannisabend zu verbringen. Es war ein herrliches Wetter, der Himmel wolkenlos, freundlich flimmerten die Sterne, und die Johanniswürmer glänzten in ihrem grünen Goldglanze in der windstillen Luft.

Werben liegt in der fruchtbarsten Gegend der Wische, welche überall im schönsten Schmucke dieser Jahreszeit prangte, und am Horizonte zeigten sich in nicht allzuweiter Entfernung die Spitzen der Kirchen und Thürme

auf den Mauern, welche noch aus der Zeit der Johanniterritter stammten, denen Albrecht der Bär, nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande, die Stadt geschenkt hatte, damit sie dem Lande als Bollwerk gegen die Wenden diene.

Jetzt bemerkten sie am Ende der Wiesen, die sich vor ihren Blicken ausdehnten, Lichterglanz, und der Ritter von Kuchner rief:

„Dort scheint ein Wirthshaus zu liegen."

„Um Verlaub, Herr Ritter," rief Fridel, „ich sehe mehr als ein Licht, es sind Flammen, das scheinen mir Tückebaten*) zu sein, die uns zum Besten haben wollen."

„Laßt uns vorsichtig reiten," sagte Meister Gerardus, „übrigens sind hier meines Wissens keine Sümpfe, in die wir gerathen könnten."

Das Licht kam indessen immer näher, und bald erkannte man eine Menge Landleute, Männer, Frauen, Buben und Dirnen, welche sämmtlich brennende Fackeln in den Händen hielten und die Felder im Kreise umgingen, dabei allerlei Lieder sangen und Scherze machten. Ein Juchhe über das Andere rief man sich gegenseitig zu, die Leute waren ganz ausgelassen.

„Ah," sagte Gerardus, „sie feiern hier den Johannisabend wieder auf eine andere Weise als in meiner Gegend. Sie glauben, daß durch dieses Umherziehen die Felder gesegnet würden. Möge Gott ihren frommen Glauben unterstützen, von ihm hängt ja Alles ab. Jetzt aber wollen wir uns beeilen, sonst läßt man uns am Ende gar nicht mehr in die Stadt ein, es ist schon spät."

Sie machten jetzt einen tüchtigen Trab und hatten

*) Irrlichter.

bald die Mauern und Wälle*) der Stadt vor sich. Der Knappe des Ritters von Kirchner ritt vor bis nahe an das Thor und stieß in's Horn. Alsobald zeigte sich der Wächter auf dem Thurme oberhalb des Thores und fragte nach dem Begehr.

„Mein Herr, der Edle von Kirchner," versetzte der Knappe, „begehrt in friedlicher Absicht mit seinen Mannen und Knechten Einlaß in die Stadt, um daselbst zu übernachten und die Ankunft des Herrn Markgrafen zu erwarten."

Nun wurde das Thor geöffnet und die Brücke niedergelassen. Die Reisigen ritten durch die gewölbte Pforte, daß der Schall von den Hufen ihrer Pferde an dem Gemäuer dumpf wiederhallte. Hinter ihnen schloß sich das Thor sofort wieder. Gerardus trennte sich von dem Ritter und zog in seine Herberge, woselbst ihm ein besonderes Zimmer angewiesen wurde. Auf die Frage, ob der Markgraf Otto schon angelangt sei, versetzte ihm der Wirth mit Erstaunen, daß man hier in der Stadt an dessen Ankunft durchaus nicht denke, ja, daß diese gewissen Leuten vielleicht sehr ungelegen sein würde.

„Warum das?" fragte Gerardus.

„Hm, sie sind jetzt in der St. Johanniskirche versammelt," versetzte der Wirth, „woselbst der Probst über den Markgrafen den Bann vollziehen will. Denn der Bischof von Havelberg hat ihn mit harten Strafen bedroht, wenn er sich dessen länger weigern würde."

„Das geschieht jetzt?" fragte Meister Gerardus erstaunt.

„Die ganze Stadt fast ist ja in der Kirche," versetzte

*) Sind jetzt abgetragen und in Gärten verwandelt.

der Wirth, „ich habe mit Mühe eine einzige Magd zurückgehalten, sonst sind alle meine Leute drinnen.“

Gerardus schüttelte das Haupt und übergab Fridel sein Pferd, ließ sich einen tüchtigen Schluck Garlei*) geben und ging darauf nach der Kirche, wo sich ihm ein für die damalige Zeit allerdings sehr feierliches, ja in Bezug auf den Eindruck, den es hervorbrachte, grausiges Schauspiel zeigte.

Es herrschte in der Kirche, welche gedrängt voll war, die lautloseste Stille. Der Pfarrer stand auf der Kanzel und hielt zwei schwarze, brennende Kerzen in den Händen. Dabei sprach er mit erhobener Stimme schreckliche Verwünschungen aus. Als Gerardus in die Kirche trat, war der Bannfluch fast zu Ende, aber das, was er noch hörte, genügte, um ihm das Haar zu Berge sträuben zu machen.

„Und so,“ fuhr der Probst schließlich fort, „übergebe ich Dich, Otto, Markgraf von Brandenburg, und Dich Konrad, ebenfalls brandenburgischer Markgraf aus der Johanneischen Linie**) im Namen der heiligen Kirche, übergebe ich Euch Beide dem Teufel, daß er Eure Seelen mit seinen feurigen Krallen packe und in die Hölle eintreibe. Fluch klebe an Euren Händen, Fluch an Euren Leibern, Fluch an Euren Thaten. Unglück und alle Pein verdammter Seelen möge Euch treffen, und die, so

---

*) Garbeleger Bier, welches in dieser Zeit weit und breit berühmt war.

**) Die Brüder Otto III. und Johann hatten, wie schon erwähnt, ihre Länder getheilt und es waren nun zwei Linien vorhanden. Otto der Lange war ein Sohn Otto des Dritten und gehörte also zur andern, zur Ottonischen Linie, welche vom Bann nicht betroffen wurde.

mit Euch ſind. Der Herr möge Euch mit Narrheit und Blindheit ſchlagen, ſeine Blitze mögen Euch verzehren. Möge ſich die Erde aufthun und Euch verſchlingen, wie ſie die Rotte Korahs verſchlungen hat. Mögen gegen Euch ſein alle Elemente, Winde und Wetter, Regen und Sonnenſchein, Feuer und Waſſer. Der Ausſatz haſte an Euren Leibern, Peſt wüthe in Euren Eingeweiden. Möge er Euer Haus veröden und Eure Nachkommen aus ihren Wohnungen treiben, daß ſie umkommen vor Euren Augen. Möget Ihr verflucht ſein vor aller Welt, und in der chriſtlichen Gemeinde ausſterben und verlöſchen, wie dieſe Kerzen, ja, wie ich dieſe Kerzen hier verlöſchen laſſe. Verflucht! Verflucht! Verflucht! Teufel nimm ſie hin! — — —“

Und mit dieſen Worten ſtürzte der Geiſtliche die Kerzen um und warf ſie von der Kanzel herab, die Gemeinde aber durchrieſelte ein kalter Schauer. Manchem Mädchen und mancher Frau entſtürzten die hellen Thränen des Mitleids mit den Gebannten, welche alſo vom Zorne der Kirche betroffen wurden.

In dieſem Moment drang ein ungewöhnliches Getöſe von der Straße her in die Kirche. Da faſt alle Bewohner der Stadt in der Kirche ſich befanden, ſo war der Schrecken nicht geringe, den dieſer plötzliche Lärmen verurſachte. Man glaubte, daß die Stadt von irgend einer beuteluſtigen Schaar überrumpelt worden ſei, denn das Pferdegetrapp wollte kein Ende nehmen, und zum Entſetzen aller Anweſenden kehrten diejenigen freidebleich zurück, welche ſich herausbegeben hatten, um die Urſache des unerklärlichen Lärmens zu erforſchen. Die Kirche war von Bewappneten umringt, die ihre Spieße, Hellebarden und Schwerter vorſtreckten und Niemanden her-

entliefen. Alle, die fliehen wollten, waren gezwungen, wieder umzukehren. Nun verließ der Geiſtliche die Kanzel, um ſich mit eigenen Augen von dem Vorgefallenen zu überzeugen. Als er aber bis an die Thür gekommen war, trat eine hohe, ritterliche Geſtalt, mit wehendem Helmbuſch und geſchloſſenem Viſir, herein und gebot dem Probſte, ſofort wieder die Kanzel zu beſteigen.

Aller Augen waren jetzt auf den ſtattlichen Ritter gerichtet. Meiſter Gerardus aber lachte innerlich.

Der Ritter trat nun an den Altar und wandte ſich an die Gemeinde.

„Gute Leute," ſagte er mit kräftiger und einnehmender Stimme, „ſeid nicht ängſtlich, Euch wird kein Haar gekrümmt werden. Ich habe nur ein Paar Worte mit Eurem Pfaffen da oben zu reden, der es ſo meiſterlich verſteht, Euren rechtmäßigen Herrn und Fürſten, ſo Euch durch Gottes Gnade geworden, wie einen Auswurf der Hölle, einen Miſſethäter, der die ärgſten Gräuel verübt, zu verfluchen; der Euch lehrt, daß es recht gehandelt ſei von gottesfürchtigen Unterthanen, in die Verfluchung ihres Herrn und Fürſten mit einzuſtimmen, ihm den Gehorſam aufzukündigen und ihn zu betrachten wie einen Menſchen, den der liebe Herrgott, unſerer Aller Fürſt und Herrſcher, verlaſſen und dem Teufel überliefert hat. Und warum dieſe Nichtswürdigkeit? Weil ich auch die Geiſtlichen, welche der leiblichen Güter in Hülle und Fülle haben, weil ich ihre Inſaſſen, die doch auch meine Unterthanen ſind, zu Steuern herangezogen habe, die Ihr Alle leiſten müſſet und die mithin auch ſie zu leiſten im Stande ſind. Hat denn nicht die weltliche Gewalt mehr noch als die geiſtliche der Mittel nöthig, um die Sicherheit des Landes aufrecht zu erhalten? Soll

ich etwa deshalb ein verfluchter Höllensohn sein? Ich ziehe jetzt vor Glasin, um das Land von einem Räuber zu befreien, doch zuvor will ich diese gute Stadt hier von einem Wolfe säubern, welcher mir die Heerde verdirbt und gegen meinen ausdrücklichen Befehl handelt. Da er so gern den Gottesdienst bei Euch einstellen will, so soll er denn heute in der That Euch die letzte Messe gehalten haben. Ihr aber geht jetzt in Frieden heim, meine Lieben. Ich werde Euer stets in Gnaden gedenken. Grüß Euch Gott!"

Mit diesen Worten lüftete der Ritter seinen Helm und zeigte sich barhaupt. Das Volk erkannte seinen Fürsten Otto mit dem Pfeile, und voll Verwunderung der hochherzigen Worte, welche er gesprochen, verließ es die Kirche. Einige küßten ihm den Saum seines Gewandes, doch gab es auch Etliche, welche ihn als einen Gebannten voll Scheu und mit geheimem Schauder betrachteten, und das Kreuz schlagend, an ihm vorübergingen.

Nur der Geistliche war ganz verdutzt, als ihn die Gemeinde verließ, er wollte den Markgrafen trotzig zur Rede stellen, doch die innere Wuth ließ ihn nicht zu Worten kommen, der Schaum trat ihm vor den Mund, und mit einem letzten geistlichen Fluche auf den Lippen, sprang er von der Kanzel herab, um die Kirche zu verlassen.

Da aber hielt ihn der Markgraf beim Arme und sagte mit strengem Tone:

„Ich will im Gotteshause nicht Hand an Euch legen, obwohl Ihr es durch Euren Fluch geschändet habt, denn hier findet ja selbst der Verbrecher ein Asyl. Aber ich sage Euch, Probst, daß Ihr mir Morgen mit Sonnenaufgang die Stadt verlasset, wenn Ihr nicht

etwa Luſt habt, im Thurme über Euer Unrecht nachzudenken."

Und verließ auch Otto mit dem Meiſter Gerardus, dem er ſchon längſt bemerkt und dem er dazubleiben gewinkt hatte, die Kirche, und ritt nach der Burg. In der Stadt aber herrſchte eine gewaltige Aufregung. Doch waren die Bürger der Mehrzahl nach mit der Handlungsweiſe des Fürſten nicht unzufrieden, denn man war es ja an den Fürſten von Brandenburg gewöhnt, daß ſie prieſterlicher Anmaßung mit Energie entgegen traten. Ueberhaupt zündeten die Blitze des Vatikans ſelbſt in dieſer Zeit nicht mehr ſo gewaltig, daß ſie die Welt erſchüttert hätten, wie dereinſt, da Gregor VII. den Bann mit gewaltiger Hand gegen den unglücklichen Heinrich IV., oder Alexander III. gegen Friedrich Barbaroſſa, oder Papſt Innocenz III. gegen den Kaiſer Otto IV. ſchleuderte. Markgraf Albrecht II., der, den Bann des Papſtes nicht achtend, dieſem Kaiſer zur Seite ſtand, als ihn ſchon Alles verlaſſen hatte, war ja auch von dem Erzbiſchofe von Magdeburg in den Bann gethan worden. Aber kecklich zog der Markgraf damals das Schwert und beſiegte den Prieſter bei Wenkersleben. So hatte alſo auch dieſer Fürſt zu einer Zeit, wo ein Markgraf von Brandenburg noch nicht ſo mächtig war, wie jetzt, ein Jahrhundert ſpäter, ſeine Märker von der Wirkungsloſigkeit des Bannes überzeugt, wenn ungebeugter Muth dem Geſpenſte abergläubiſcher Schreckens die Stirne zeigte; und ſo war es nicht zu verwundern, daß Otto mit dem Pfeile in dieſem Kampfe mit geiſtlicher Gewalt von ſeinen Unterthanen nicht verlaſſen wurde. Nur einige Alten und namentlich die Weiber ſchüttelten die Köpfe und ſprachen ihr Mitleid mit der guten, lieben Geiſtlichkeit aus, welche jetzt ſo arg mißachtet werde, obwohl von ihr die Ordnung der ganzen Welt ab-

hinge. Das könne nimmer gut gehen, Gottloſigkeit ſei Gottloſigkeit, ob ſie ein Knecht oder ein Fürſt begehe.

Der Probſt und ſeine Freunde aber ſchrieen Zeter über den Markgrafen und ſchickten ſich an, die Stadt zu verlaſſen.

3.

In der Herberge zum goldenen Hirſch ging es luſtig her. Das Gaſtzimmer war gedrängt voll von Reiſigen, welche behaglich bei ihren groſſen Bierkrügen ſaßen und mit den Schänkdirnen ſchäkerten. Es gedachte Niemand ſo bald zu Bette zu gehen und namentlich hatten die Mägde ſich vorgenommen, ſpät wach zu bleiben, um die Zukunft zu erfahren. Nach dem Glauben damaliger Zeit brauchte man nämlich in der Johannisnacht nur den Kopf zum Fenſter hinauszuſtecken und das erſte hörbare Geräuſch verkündigte dann das Geſchick des ganzen kommenden Jahres. Wird das Geräuſch angenehmer Art, ſo wird es auch das folgende Jahr und umgekehrt.

Es wurde ſehr lebhaft disputirt. Namentlich führte Fridel, der ſich den Reiſigen zugeſellt hatte und als Diener des Meiſters Gerardus einen gewiſſen Vorzug genoß, das groſſe Wort. Denn man nahm an, daß die Wiſſenſchaft ſeines Herrn auch auf ihn einigermaßen übergegangen ſein müſſe. Es war wieder von der Bedeutung der Johannisfeier die Rede und Fridel gab abermals ſeine Drachengeſchichte zum Beſten, die ihm viel beſſer gefiel, als die Erklärung ſeines Herrn. Einige der Reiſigen wollten Drachen geſehen haben, wogegen Andere, die ſich rühmten, ſehr weit geweſen zu ſein, ihre Exiſtenz beſtritten.

„Ich werde Euch eine Geſchichte erzählen," ſagte Fridel ſehr hitzig, „die Euch beweiſen ſoll, daß es allerdings Drachen giebt, und daß es mit dem, was man davon erzählt, ſeine Richtigkeit hat.

„Vor etlichen drei Jahren begleitete mein Herr den Markgrafen Otto nach Polen, und ich war auch dabei. Dazumal führte der Markgraf nämlich einen Krieg mit dem Herzog Przemislas von Groß-Polen, welcher eine brandenburgiſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte. Seine erſte Gemahlin, eine mecklenburgiſche Prinzeſſin, hatte er auf eine ſchändliche Weiſe um's Leben gebracht."

„Wie, der Herzog hat ſeine Frau um's Leben gebracht?" riefen die Mägde. „Pfui, das iſt ja abſcheulich von dem Herzog, da iſt er ja tauſendmal ſchlimmer als unſer eins."

„Dafür hat er auch ſeinen Lohn bekommen," ſagte Fridel.

„Wie iſt es denn zugegangen?" fragten mehrere Reiſige.

„Das iſt alſo zugegangen," verſetzte Fridel. „Der Herzog hatte ſich in die Tochter Heinrichs von Mecklenburg, deſſelben Herrn, der nun ſchon an achtzehn Jahre in der Gefangenſchaft der Sarazenen ſchmachten ſoll, zum Sterben verliebt. Er ſah ſie zum erſten Male bei ihrem Großvater, dem Herzoge Barnim I. zu Stettin. Sie war noch blutjung, denn ſie zählte nicht mehr als funfzehn Sommer und ſchön als hätte ſie ſich ihr Lebelang mit Oſterwaſſer gewaſchen *). Der Herzog Przemislas war aber erſt achtzehn Jahre alt. Ein ſchöneres Paar ſoll es im ganzen heiligen römiſch deutſchen Reich nicht gegeben

*) Nach einem Aberglauben damaliger Zeit, machte das in der Oſternacht mit beſonderen Ceremonien aufbewahrte Waſſer hübſch.

haben und die Hochzeit wurde zu Stettin mit großem Prunk gefeiert. Aber da zeigte es ſich bald, daß Schönheit oft zum Fluche wird und man Unrecht thut, die Großen zu beneiden. Des Herzogs Frau blieb unfruchtbar, und da er der einzige Sohn ſeines Vaters war, ſah er mit Betrübniß und Kummer, daß ſein Stamm mit ihm erlöſchen würde. Er machte nun ſeiner Frau den Antrag, in's Kloſter zu gehen und ſich von ihm ſcheiden zu laſſen. Hätte ſie es nur gethan, aber ſie weigerte ſich deſſen, und das Unheil brach heran.

„Es war gerade am St. Martinsabend *) im Jahre 1284, wenn ich nicht irre, ja gerade am St. Martinsabend, an welchem jeder Chriſtmenſch ſich freut und der überall mit Scherzen und Spielen verlebt wird, als das Unglück losbrach. Er beſchuldigte die Prinzeſſin des Ehebruchs, ſie aber pochte auf ihre Unſchuld. Da entbrannte des Herzogs Zorn zur heftigſten Flamme und er verkündigte der unglücklichen Frau, daß ſie ſterben müſſe."

„Sterben?" riefen die Mädchen, ſogleich, auf der Stelle?"

„Gleich auf der Stelle, ohne Federleſen, nur zu beichten geſtattete er ihr noch. Die Prinzeß flehete um ihr Leben und weinte bitterlich, aber der Herzog blieb bei ſeinem Entſchluß."

„Der ſchlechte Mann!" riefen die Mädchen.

„Nun beichtete ſie und der Herzog ſtieß mit dem Dolche nach ihr, aber er hatte ſie ſchlecht getroffen. Nun bat ſie abermals unter heißen Thränen, ihr junges Leben zu ſchonen. Aber die Frauen ihres Geleits erkannten, daß es um ſie geſchehen wäre, denn der Herzog blieb hart wie

*) Der 11. November.

Stein. Da warfen ſie ihr aus Mitleid einen Strick um den Hals und erwürgten ſie. So geſchah zu Poſen, wo der Herzog Hof hielt."

„Wenn das mein Mann wäre, ich hätte ihm, Herzog und meinetwetwegen Kaiſer, die Augen ausgekratzt," ſagte eines der Mädchen mit den Zeichen des tiefſten Abſcheues.

„Ja, ſo dachten die Polen auch, als ſie den Tod ihrer unſchuldigen Herzogin hörten," ſagte Fridel. „Sie wurde in Kaliſch begraben und als eine Heilige verehrt. Es ſollen auch ſchon gar viele Wunder an ihrem Grabe geſchehen ſein *)."

„Und was hat der Herzog für'n Ende genommen?" wurde jetzt gefragt.

„Das ſollt Ihr nun hören.

„Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin heirathete er alſo eine brandenburgiſche Prinzeſſin, die Tochter des Markgrafen Albrecht."

„Ich finde es für Unrecht, daß man dem noch eine brandenburgiſche Prinzeſſin gab," wandte eines der Mädchen wieder ein.

„Hätt's auch nicht gethan," ſagte Fridel, „wenn's meine Tochter geweſen wäre, aber die großen Herren nehmen das nicht ſo genau und drücken gegen einander ein Auge zu. Nun hätte man denken ſollen, der Herzog würde mit unſern Herren in dicker Freundſchaft leben, denn erſtens hatte er alſo eine brandenburgiſche Prinzeſſin zur Frau, und zweitens iſt des Markgrafen Konrad Frau ſeine Schweſter, alſo eine doppelte Sippſchaft. Aber weit gefehlt. Als der Herzog Miſtwin von Pommern

*) Noch im Jahre 1600 ſoll dieſe Geſchichte von den Polen in einem Volksliede beſungen worden ſein.

Der Bannfluch.

im Jahre 1295 ſtarb, nahm der Herzog Przemiſlav das Land in Beſitz, obgleich unſere Markgrafen ein ausſchließliches Recht daran hatten. Denn ſie waren ſchon ſeit langer, langer Zeit von den Kaiſern*) mit dem Lande belehnt, und nachdem das pommerſche Fürſtenhaus erloſchen war, mußte es alſo an ſie anheimfallen. Aber der Herzog von Groß-Polen kehrte ſich nicht daran und gab das Land nicht heraus.

*) Als der Kaiſer Friedrich II. Albrecht den Bären mit der Markgrafſchaft Brandenburg belehnte, belehnte er ihn zugleich mit Pommern, für den Fall, daß die Fürſten dort ausſterben würden.

„Der! das glaub' ich wohl!“ riefen die Zuhörer, welche an Fridels Erzählung ein großes Interesse nahmen.

„Da hieß es also drauf! dem Herzoge zu Leibe. Unsere Markgrafen sind die Rechten, die sich was nehmen lassen,“ fuhr Fridel fort. „So rückten wir denn in Polen ein, der Herzog kam uns entgegen. Wir standen fünf Meilen von Posen entfernt. Als der Herzog das Schloß Rogozno*) erreichte, war es gerade Fastnacht. Die wollte er in seiner Weise verleben, denn er war ein lustiger Herr, welcher an vergnügten Tagen dem Humpen gern auf den Grund sah. Das hörten unsere Markgrafen. Sie zogen heimlich bis vor's Schloß und überrumpelten es in der Fastnacht. Der Herzog lag toll und voll getrunken im Bette; als er den Heidenlärm hörte, sprang er auf und setzte sich verzweiflungsvoll zur Wehre. Aber seine Stunde hatte geschlagen und so wurde er in Stücke gehauen.“

„Das war recht! Juchhe! Juchhe!“ riefen die Zuhörer.

„Und unsere Markgrafen nahmen also das Land jetzt in Besitz,“ fuhr Fridel fort. „Das ist die Geschichte.“

„Aber was hat sie mit dem Drachen gemein?“ fragten mehrere Stimmen jetzt.

„Sehr viel. Das werdet Ihr gleich hören. Es war beim Heere des Markgrafen Otto dem Langen, der den Zug mitmachte, ein Lanzknecht, der sich Grod nannte, und den ich sehr gut kannte. Der gerieth eines Tages, da er zum Kundschaften ausgesandt wurde, in eine Wildniß und fiel in der Finsterniß in eine Höhle, die er

*) Eine halbe Meile von dem jetzigen Städtchen Rogasen polnisch Rogozno, auf der Stelle des jetzigen Amtes.

nicht bemerkt hatte. Er bekam aber von dem Fall keinen Schaden, ſondern blieb nur eine Weile ohnmächtig vor Schreck auf dem weichen kothigen Boden der Höhle liegen. Als er endlich wieder zu Sinnen gekommen war, da merkte er, daß er aus der Höhle, welche einem tiefen Brunnen glich, die allenthalben und an allen Seiten ſteile Felſen hatte, nicht herauskommen konnte, empfahl ſich alſo demüthig Gott und erwartete mit Ergebung ſein Ende. In der Höhle waren aber an den Seiten noch andere große und weitläufige Nebenhöhlen, in deren eine er hineinging, um ſich daſelbſt niederzulegen. Aber was ſah er?"

„Hu, mich ſchaudert!" rief eine der Dirnen.

„St! Es kommt noch ganz anders," verſetzte Fridel. „Alſo was ſah er? — Zwei abſcheuliche Drachen kommen ihm unverſehens entgegen, und der arme Grod bekam ein ſolches Entſetzen, daß er faſt zu Stein erſtarrte. Aber bald faßte er ſich etwas und ſagte eine Beſchwörungsformel und betete das Ave Maria, und nun thaten ihm die Ungethüme nichts, als daß ſie ihn mit dem Leib, Hals und ihrem langen Schwanz berührten. In dieſer ſcheußlichen Drachenhöhle befand ſich nun der arme Grod nicht etwa einen Tag oder Woche, ſondern ganze ſechs Monate. Nun werdet Ihr fragen, wovon er eigentlich lebte? Na, das war ein großes, göttliches Wunder. Er ſah, daß die Drachen die ganze Zeit nichts anderes genoſſen, als daß ſie ſich mit einer ſalzigen Feuchtigkeit, die an den Felſen an allen Seiten herabrann, ernährten, und Grod folgte nun ihrem Beiſpiel. Er leckte den ſalzigen Saft auf und erhielt ſich damit ein halbes Jahr.

„Als nun aber der Frühling herankam und die Drachen zu merken begannen, daß ihre Zeit heranrückte, um ſich wieder auf die Oberfläche der Erde zu begeben,

da machten sich die beiden Drachen fertig. Der erste schwang seine unförmlichen, gräßlichen Flügel etliche Mal und probirte sie gleichsam, endlich hob er sich empor und flog eben zum Loche hinaus. Als nun sein Kamerad ihm nachfolgen wollte und sich gerade zum Flug einrichtete und die Flügel hob, da ergriff ihn der arme Grod beim Schwanz und wurde so mit hinaufgehoben. Da er denn auch von Stund' an die Drachen, welche sich nun um ihn nicht mehr kümmerten, verließ, und zu uns zurückkehrte, die wir ihn schon längst für todt hielten. Er erzählte nun zu unserer Aller Verwunderung sein Abenteuer. Und weil er seine Erhaltung ganz allein Gottes Vorsehung und Gnade zuschrieb, ließ er die ganze Geschichte in ein Priesterkleid wirken und zum ewigen Angedenken in der Kirche zu Posen aufhängen. Daselbst ist es noch heute zu sehen *). Der arme Grod aber starb bald darauf, denn er war nicht mehr im Stande, ordentliche Speisen zu genießen, und habe ich diese wunderbare Geschichte aus seinem eigenen Munde gehört."

„Ja, ja," riefen die Knechte, „es ist ganz gewiß, daß es Drachen giebt, wenn man sie auch selten hier sieht. Da oben aber in Preußen soll es wimmeln von ihnen."

In diesem Moment entstand in einer Ecke des Zimmers ein Wortwechsel, der immer lauter und heftiger wurde. Flüche ertönten, Schläge und Püffe fielen und der Wirth suchte vergebens Frieden zu machen. Es war dem einen Lanzenknechte sein lederner Beutel mit seiner

*) Diese Geschichte und viele ähnliche, nur mit Veränderung des Ortes, erzählen die Relationes curiosae. In der Kapelle St. Margarethe zu Burgdorf in der Schweiz, Kanton Bern, soll ebenfalls an den Wänden eine Drachengeschichte abgemalt gewesen sein, die im vorigen Jahrhundert noch gezeigt wurde.

ganzen Baarſchaft geſtohlen worden, und er beſchuldigte den ihm zunächſt Sitzenden, der aber ſofort dieſe Beſchuldigung mit ein paar derben Fauſtſchlägen beantwortete. Der Lärm wurde immer allgemeiner, denn ſämmtliche Anweſenden wurden, wie es gewöhnlich geſchieht, ehe man ſich deſſen verſah, in den Streit verwickelt, und zwei Parteien ſtanden ſich drohend gegenüber, ohne eigentlich zu wiſſen, warum es ſich handelte.

Schon wollte der Wirth nach dem Viertelsmeiſter ſchicken, da ertönte es plötzlich am Eingange des Zimmers: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ „In Ewigkeit, Amen,“ verſetzte der Herbergswirth erfreut. „Ach — lieber Vater, Ihr kommt gerade zur rechten Zeit. Stille jetzt, Ihr Leute,“ wandte er ſich darauf mit Donnerſtimme an die Knechte, „hier iſt ein Franziskaner, nun werden wir bald herausbekommen, wer der Dieb iſt.“

„Ja,“ rief Fridel, „das werden wir, denn wenn ein Franziskanermönch den 109. Pſalm zehnmal hinter einander herbetet, dann ſoll ſich der Dieb auch ſelbſt melden*).“

Der Franziskaner machte ein verlegenes Geſicht. „Meine Kinder,“ ſagte er, „ich will Euch gern zu Dienſten ſtehen, aber vor Allem wünſche ich ein Zimmer, in welchem ich meinen Gefährten, einen Dominikanermönch, unterbringen kann. Der arme Bruder befindet ſich ſehr übel, und er zieht es vor, in der Herberge eine Nacht zu bleiben, als anderswo Unterkommen zu ſuchen.“

*) Dieſer Aberglaube herrſchte wirklich in damaliger Zeit, doch brauchte es nicht gerade ein Franziskaner zu ſein. Man nannte deshalb ſie allein, weil ſie ſich am eheſten zu dergleichen Dingen gebrauchen ließen.

Der Herbergswirth beeilte sich, diesem Wunsche so schnell als möglich nachzukommen. Erfreut, daß durch die Ankunft des Franziskaners die Ruhe augenblicklich hergestellt war, bat er den Franziskaner, in der Gaststube zu bleiben. Er selbst wolle schon Alles in Ordnung bringen. Indem kam auch langsamen Schrittes der Dominikaner an, den der Wirth sogleich in eine kleine Stube führte. Es stand ein sehr großes Bette darin, in welchem wohl eine ganze Familie beisammen liegen konnte. Der Dominikaner streckte sich angekleidet darauf hin. Auf die Frage, ob er etwas begehre, winkte der Dominikaner verneinend mit der Hand und der Wirth entfernte sich wieder, um nachzusehen, wie es in der Gaststube stand.

Hier sah jetzt Alles mit großer Spannung auf den Franziskaner. Er hatte, so sagte er wenigstens, den genannten Psalm zehnmal leise hergesagt, daß sei aber wirkungslos geblieben. Jedoch wollte er noch einen andern Versuch machen. Er sagte nämlich, daß er die Kunst verstände, das Sieb laufen zu lassen, und bat sich eine Zange und ein Sieb aus. Die Zange faßte er nur mit zwei Fingern an und legte ein Sieb darauf. Dann sagte er einige bestimmte Formeln, und ließ sich den Namen des Menschen sagen, welchen der Landknecht in Verdacht hatte.

„Und nun," sagte der Franziskaner, „paßt auf, ich werde den Namen wiederholen, und wenn es wirklich der Fall ist, dann muß das Sieb bei Nennung des Namens wackeln und zittern oder auch sich drehen*)."

Alle Anwesenden sahen mit der größten Spannung auf das Sieb, besonders aber der Angeschuldigte.

---

*) Auch dieser Aberglaube war damals im Schwunge.

„Alſo — ich ſage Ghodecke!“ rief der Franziskaner.

„Da habt Ihr's, es rührt ſich nicht!“ rief der Anſchuldigte.

„Nein, es rührt ſich nicht,“ ſagten die Andern, die auf ſeiner Seite waren.

„Das iſt noch durchaus kein Beweis,“ rief jetzt ein fremder blutjunger Geſelle, der nicht längſt in die Gaſtſtube getreten war. „Der Pater möge mir verzeihen, aber er hat die Sache nicht ganz richtig gemacht. Seht, ſo iſt's. Ihr müßt eine Zange nehmen, ſo groß, daß man ein Sieb, welches aber ererbt ſein muß, damit zu beiden Seiten des Randes anfaſſen kann. Mit ihr wird es dann ſo in die Höhe gehoben, daß das Netz des Siebes eine gerade Wand bildet, und zwei Perſonen müſſen die Zange faſſen und zuſammendrücken, doch bloß mit dem Mittelfinger der Hand. Dann macht der Meiſter die Beſchwörung und ſagt: Dies, mies, jeschet, benedoefet, dowima, enitemaus. Dann nennt er die Namen der verdächtigen Perſonen, und ſobald der Name des Diebes genannt wird, dreht ſich das Sieb um.“

Man ſah den fremden Geſellen mit einem ungeheuren Reſpekt an, und der Beſtohlene rief: „Macht nur den Verſuch, und wenn wir den Dieb heraushaben, ſoll er Euch bezahlen.“

„Iſt das Sieb ein ererbtes?“ fragte der Geſelle.

„Ja, das iſt's!“ verſetzte der Herbergswirth. „Es ſtammt von meiner ſeligen Frau Schweſtertochter.“

Nun begann der Geſelle ſeine Probe, aber ſie führte eben ſo wenig zum Ziele. Bei Nennung des Namens Ghodecke drehte ſich das Sieb nicht.

„Ihr ſeht alſo, ich bin durchaus unſchuldig!“ rief Ghodecke.

„Ja, er iſt ſicher unſchuldig,“ beſtätigte der Geſelle.

„Ei," rief Fridel, „wir können ja gleich dahinter kommen. Er muß sich visitiren lassen, der Ghodecke, ist er der Dieb, findet man bei ihm das Geld. Die Sache ist einfach."

„Ja, das ist einfach," riefen Alle, verwundert, daß sie nicht früher auf die Idee gekommen waren.

„Ihr habt zweimal das Sieb laufen lassen," rief Ghodecke verlegen, „und das ist ganz unfehlbar, ich laß mit mir weiter nichts machen, und wer mich anrührt, der soll merken, wo er Adern hat."

„Er muß sich untersuchen lassen!" schrieen Alle.

„Halt! ich weiß noch ein Kunststück, das ganz unfehlbar ist," rief der Geselle jetzt, „daß können wir erst noch versuchen. Ich muß es aber heimlich thun. Dreht Euch Alle um, nur der Ghodecke nicht; und wer mich ansieht, ehe ich das Zeichen zum Umkehren gebe, der stirbt in der Hochzeitsnacht."

Die Anwesenden drehten sich alle um, bis auf drei.

„Und Ihr," fragte der fremde Geselle, warum dreht Ihr Euch nicht um?"

„Ei uns schadet das nichts, wir sind verheirathet."

„So, meint Ihr? Wenn Ihr's mit ansehet, erlebt Ihr das neue Jahr nicht mehr."

Die drei drehten sich nun ebenfalls schnell um.

Der Geselle kehrte sich darauf zu Ghodecke und flüsterte ihm zu: „Ich weiß, du bist der Dieb. Gieb mir den Beutel, dann kannst du dich untersuchen lassen, wo nicht, will ich dich augenblicklich herauskriegen. Gieb, wir theilen nachher."

Auf diese Versicherung schob ihm Ghodecke schnell den Beutel zu.

„Umgedreht," rief der schlaue Geselle nun, „der da ist unschuldig wie ein Kind, darauf wette ich meinen Kopf."

„Und ich bin der Sache überdrüſſig!“ rief Ghodecke jetzt mit herausforderndem Trotz. „wollt Ihr mich unterſuchen, ſo thut's und macht der Sache ein Ende. Da ſeht — hier und hier. He, hab ich's? Soll ich mich etwa ausziehen? Da ſeht!“

Ghodecke warf in der That ſeine Kleidungsſtücke ab, und viele von den andern Knechten folgten ſeinem Beiſpiele. Schreiend liefen die Dirnen aus der Gaſtſtube. Nun erfolgte ein fürchterliches Gebrüll, Beifallgeklatſche und Juchhe. Das Lachen wollte kein Ende nehmen. Der Wirth freute ſich im Stillen über die gute Wendung des unangenehmen Auftritts, und um auch den Beſtohlenen, der nun gar keine Hoffnung mehr hatte, zu ſeinem Gelde zu gelangen, einigermaßen zu tröſten und zu beſchwichtigen, ſagte er zu ihm mit begütigender Miene:

„Freund, was Ihr dieſen Abend und morgen bis zu Eurem Aufbruch verzehrt, dafür ſollt Ihr mir nichts bezahlen. Eßt und trinkt ſo lang's Euch ſchmeckt. Und was den Dieb betrifft, ſoll er wahrhaftig an dem geraubten Gute keine Freude haben. Ich werde den Franziskaner bitten, daß er den Dieb todtbete. Vielleicht thut er's in Rückſicht auf Eure Armuth umſonſt. Denn wenn er ein Jahr lang jeden Abend und Morgen den 109ten Pſalm betet, dann muß der, gegen den er betet, ſterben.“

„Ihr glaubt, daß es der Franziskaner umſonſt thut?“ ſagte Fridel, der das Geſpräch mit angehört hatte, „das glaube ich nicht, denn wie ich gehört habe, ſoll die Sache ſehr gefährlich ſein. Wenn nämlich der Franziskaner ein einziges Mal zu beten vergißt, dann muß er ſelbſt in's Gras beißen. Das habe ich aus

dem eignen Munde eines sehr frommen Franziskaners.“*)

„Nun, wir können ja gleich mal fragen,“ sagte Ehodecke, dem das Herz zu zittern begann. „Wo ist der Franziskaner.“

„Ah, der ist gewiß vor uns fortgelaufen,“ sagte Fridel lachend, „sind doch sonst nicht so zimperlich, die Franziskaner. Ei, da ist mein Herr, der will mich gewiß sprechen, hier, hier Meister, hier ist Euer Fridel.“

In diesem Moment erhob sich ein wüthiger Lärm auf der Straße, und ein Haufen Menschen näherte sich der Herberge. Ein blutender Mensch wurde herangeschleppt und ungeachtet des Sträubens des Herbergswirths, ins Haus hineingetragen.

„Der Mensch muß doch irgendwo aufgenommen werden,“ sagten die Leute, welche ihn trugen, „man hat uns schon an genug Stellen abgewiesen, und übrigens wollt' er just zu Euch.“

„Es ist ein Jude!“ riefen mehrere Stimmen.

Der Wirth hatte sich jetzt erst durch den Haufen zu drängen vermocht, so daß er den blutenden Menschen erkennen konnte, welcher jetzt mit schwacher Stimme rief:

„Ach, Meister Brummel, erbarmt Euch, wie sich Gott wird erbarmen Eurer, werde Alles bezahlen, — Alles bezahlen.“

„Diese Juden,“ rief Fridel, „haben immer Geld und setzen Alles damit durch. Ich glaube sogar, sie kaufen sich selbst vom Holzmeier**) damit los.“

---

*) Dieses und Alles, was wir in Bezug auf den Aberglauben der damaligen Zeit erwähnen, ist durchaus geschichtlich.

**) Der Tod.

„Ei, Benjamin Denies," rief der Wirth, „was iſt s für ein Zuſtand, was iſt Euch begegnet?"

„Werde Euch erzählen," verſetzte Benjamin, „laßt ich nur erſt zu Kräften kommen. Verbindet mich nur ſt, daß das Blut geſtillt werde aus meinen Wunden."

„Der Franziskaner wird Euch helfen," ſagte der irth, „dieſe Franziskaner können Alles und ſie ſind be-nders gute Aerzte."

„Ich habe Kräuter bei mir," ſagte Fridel, „die ich terwegs nach Sonnenuntergang gepflückt habe und hr wißt, daß die Kräuter, welche man in der Johan-snacht gepflückt, ganz beſondere Kraft haben."

„Ja, aber ich glaube nicht, daß ſie bei einem Ju-n wirken," verſetzte der Wirth, „ich werde den Fran-skaner holen, er iſt gewiß oben bei dem Dominikaner."

Während der Wirth ſich entfernte, wurde auch idel wieder von ſeinem Herrn gerufen, der bis jetzt n ſtillſchweigender Beobachter der Scene in der Gaſt-ube war, und Beide entfernten ſich.

Nun machte ſich der fremde Geſelle an Benjamin, nd während er ſich den Anſchein gab, als unterſuche deſſen Wunden, viſitirte er ihm die Taſchen und den eib.

Benjamin aber machte eine energiſche Bewegung nd wehrte ſich gegen dieſe wenig freundſchaftliche Un-rſuchung, ſo daß der Fremde von ſeinem Vorhaben ab-and.

„Dieſe Juden halten ihren Mammon feſt," brummte , „wenn ſie auch ſchon halb gefreckt ſind, aber ich iege ihn."

„Ich werde ſein todt bis der Arzt kommt!" rief enjamin.

Der Wirth war in der That ſchon eine ziemliche

Weile fort. Konnte er den Franziskaner nicht finden? wir wollen uns einmal nach ihm umsehen.

4.

Der Franziskaner war über die Ankunft des fremden Gesellen sehr erfreut und ergriff die günstige Gelegenheit, sich zu entfernen. Er ging in das Zimmer seines Gefährten. Der Dominikaner schlief.

Lauschend blieb der Franziskaner eine Weile am Bette stehen, dann sagte er mit leiser Stimme:

„Sie schläft, gelobt sei Gott, wir können Morgen unsre Reise fortsetzen.“

Nach diesen Worten schloß er leise die Thüre und legte sich neben dem Bette auf die Erde, und eine Viertelstunde später war auch er in einen tiefen sanften Schlaf gesunken.

Da näherten sich der Thür Schritte, es wurde versucht, sie zu öffnen, dann wurde gepocht.

Der Franziskaner erwachte und erhob sich schnell, damit nicht durch lauteres Pochen der Schlaf des Dominikaners gestört werde.

Es war der Herbergswirth, Meister Brummel.

„Mein lieber Pater,“ sagte er, „ich bitte Euch, kommt doch mal geschwind herunter, es ist mir ein kranker Mensch ins Haus geschleppt worden; ich hoffe, wenn Ihr ihm die Hände auflegt und ihn segnet, dann wird er genesen, auch werdet Ihr wohl sonst ein Mittel haben, daß wirken wird.“

„Ich will's versuchen,“ sagte der Franziskaner und verließ schnell das Zimmer.

Als er nun mit dem Wirthe vor Benjamin trat,

rblaßte der Franziskaner und verbarg mühſam ſeine in-
ere Bewegung. Benjamin aber ſchrie ſo laut er ver-
mochte:

„Haltet ihn feſt, den Rezeich *); ſo wahr mir Gott
elfen ſoll, das iſt kein Franziskaner, das iſt ein Wende
us Stendal. Das iſt derſelbe, der mich in Stendal
iedergeworfen, derſelbe, der ſchuld an meinem jetzigen
uſtande, derſelbe, ſag' ich, der mich verwundet hat.
eht ihn an, an ſeiner Kutte klebt Blut. Es iſt mein
lut, ſo wahr ich heiße Benjamin!"

Dieſe Worte brachten unter den Anweſenden eine
ewaltige Aufregung hervor. Es war nämlich in den
ugen derſelben etwas ungemein Sträfliches, daß ſich
n Wende das heilige Mönchsgewand anmaßte, denn
e Abkömmlinge dieſes Volkes lebten, wie ſchon er-
ähnt, in Verachtung. Wie in Havelberg, in Stendal
nd in vielen anderen Städten, wohnten ſie auch in
erben in einer beſonderen Straße, ja ſie hatten ſogar
i der Kirche einen beſonderen Stand, und der Abkömm-
ng eines ſolchen verächtlich behandelten Volkes ſollte
s gewagt haben, für einen Franziskanermönch ſich aus-
ugeben! Das war in den Augen aller Anweſenden ein
deswürdiges Verbrechen. Eine Weile blickten die Ver-
mmelten ungläubig den Franziskaner an, denn man
ab auf die Worte eines Juden nicht viel. Bald aber
merkten ſie gar viele Dinge, auf welche ſie vorhin
enig geachtet, und die den Wenden verriethen. Gobbin
atte zwar noch wenig geſprochen und ſich bemüht, von
inem wendiſchen Dialekt nichts hören zu laſſen, aber
es wollte ihm doch nicht ganz gelingen. Auch war
ine Tonſur nicht regelrecht. Endlich verrieth Gobbins

*) Mörder.

Verlegenheit, daß Benjamin ihm nicht Unrecht thue und zum Ueberfluß hafteten an seiner Kutte wirklich ein paar große Blutflecken.

Benjamin hatte das Wiedertreffen mit seinem Feinde so gewaltig aufgeregt, daß er in eine Ohnmacht sank. Alls wurde nun ein altes Weib, welches im Rufe vieler ärztlichen Kenntnisse stand, herbeigerufen. Gobbin aber wurde mit Gewalt die Kutte vom Leibe gerissen, man fand einen Dolch und ein Messer bei ihm. Er wurde auf die roheste Weise verhöhnt und geschlagen, und es wurde allgemein verlangt, daß man ihn sofort der Justiz übergeben sollte.

Der unglückliche Wende war im ersten Augenblick so niedergeschlagen und vom Schrecken gelähmt, daß er Alles mit sich machen ließ. Seine Gedanken verweilten überdies bei Judith, und ihr Schicksal lag ihm mehr als das seine am Herzen. Noch war sie nicht mit in's Spiel gekommen. Benjamin hatte aus Absicht oder weil sich seine ganze Wuth gegen den Wenden kehrte, sie nicht genannt, und außer dem Wirthe hatte fast Niemand den Dominikaner gesehen; ließ Gobbin also Alles mit sich willig machen, konnte er hoffen, daß es Judith vielleicht gelingen würde, ihre Reise ungestört fortzusetzen.

In diesem kritischen Augenblick fand Gobbin eine Hülfe, wo er sie am wenigsten erwartet hatte. Der fremde Geselle, welcher den Dieb so gut heraus zu bekommen verstand, stellte sich vor ihn und rief mit donnernder Stimme:

„Laßt den armen Teufel laufen, Freunde; im Grunde ist es doch kein so großes Verbrechen, einen Juden blutig zu schlagen. Das haben sie um Christi wegen schon verdient. Ein Wende ist doch immer ein Christ, und wohl hundertmal besser als ein Jude. Daß er sich

aber in ein heiliges Gewand geſteckt und für einen Franziskaner ausgegeben hat, iſt zwar Unrecht, doch was kümmert uns das? — Darob mag die Geiſtlichkeit mit ihm rechten, aber ein Franziskanergewand anzuziehen, das iſt keinem Chriſten benommen, und es tragen Leute genug, welche durchaus nicht zum Orden gehören."

„Das iſt wahr," rief Ghodecke, der mit dem fremden Geſellen auf gutem Fuße bleiben wollte.

„Ja, ja, die Sache hat eigentlich ſeine Richtigkeit," rief ein Anderer.

„Ich mache den Vorſchlag, daß er ſich mit einem Krug Bier für jeden von uns loskaufe."

„Topp," rief die ganze Geſellſchaft, „dann wollen wir ihn laufen laſſen, mag ſich der Jude ſelbſt zu ſeinem Rechte verhelfen. Und was wird er erlangen? mehr als ein Fuder Heu*) iſt ein Jude wahrlich nicht werth."

„Ich gebe noch nicht eine Miſtgabel**) für ihn," rief Ghodecke.

„Und ich nicht einen Beſen," ***) rief wieder ein Anderer.

---

*) Dies iſt eine Anſpielung auf die Buße der Pfaffen und unehelichen Kinder überhaupt. Buße war nämlich eine Strafe, welche nach damaliger Sitte dem Beſchädigten gezahlt werden mußte und für jeden Stand geſetzlich feſtgeſtellt war. Mit der Buße wurden Scheltworte, Mißhandlungen, ungerechte Beſchuldigungen vor Gericht und unerlaubte Pfändung vorzugsweiſe beſtraft.

**) Die Buße für einen Tagelöhner, wenn ihm nämlich obige Dinge geſchehen waren; ſie beſtand in zwei wollenen Handſchuhen und einer Miſtgabel.

***) Zwei Beſen und eine Scheere war die Buße der wegen Raub und Diebſtahls rechtlos gewordenen Leute. Es lag alſo ein gewiſſer Spott darin.

„Und ich aus nicht einmal den Blitz eines Schildes,“*) rief der fremde Geselle.

„Was willst du Bier geben, Wende?“ fragte die Gesellschaft.

„Ja, was Ihr fordert,“ versetzte Gobbin, „wenn Ihr mir nichts mehr anhaben wollt. Ich habe übrigens den Juden auch nur deshalb so geschlagen, weil er gegen mich zuerst niederträchtig gewesen. Es lag nicht in meiner Absicht, ihn zu berauben. Hier ist Geld. Trinkt! Ich habe es ehrlich verdient. Kann ich nun gehen?“

„Wohin du willst, mach nur, daß du aus der Stadt kommst, ehe der Jude Zeter schreit.“

Gobbin verließ die Gaststube und eilte wieder zu Judith hinauf. Sie mußte die Herberge sofort verlassen, denn sie durfte mit dem niederträchtigen Benjamin nicht unter einem Dache bleiben. Zugleich aber war es nothwendig, daß sie sich ihrer Verkleidung entledigte, denn jetzt erst hatte Gobbin deren Gefährlichkeit kennen gelernt. Es that ihm übrigens wehe, das arme zum Tode erschöpfte Mädchen wecken zu müssen, und zudem wußte er auch gar nicht, wohin er sie bringen sollte.

Als er eben die Thüre des Zimmers, in welchem Judith lag, öffnen wollte, kam der Herbergswirth heraus. Er faßte den Wenden beim Arm, zog ihn von der Thüre fort und sagte zu ihm:

„St! — Geh' nicht hinein, ich habe den Juden dahin bringen lassen, der jetzt verbunden ist. Seine Wunde ist nicht lebensgefährlich. Du kannst die Nacht ruhig in meinem Hause bleiben, und ich werde dir eine Schlaf-

---

*) Die ebenfalls spöttische Buße der Kempen (einer Bande herumziehender Kunstfechter), welche verächtlich oder anrüchig waren.

Das Sieblaufen.

ſtelle anweiſen, wo es ſich ganz gemächlich liegt. Morgen verlaſſe ich frühzeitig die Stadt, um Vieh aufzukaufen, dann will ich dich auf meinem Wagen hinausbringen. He? was meinſt du dazu? — Das iſt ſehr viel von mir, die Juden ſind meine beſten Kunden mit, denn ſie verkehren hier ſehr viel und bringen mir oft Fremde herein, mit denen ſie Geldgeſchäfte machen. Aber du biſt doch ein Chriſt, und dem muß man helfen. Komm, ich will dir deinen Winkel anweiſen und verhalte dich ganz ſtill. Bis Morgen haſt du von dem Juden nichts zu fürchten, und dann haſt du dich aus dem Staube gemacht. Was geht's mich an. Komm."

Gobbin litt die gräßlichste Pein. Judith mit Benjamin in einem Zimmer, wenn der Elende erwachte und sie erkannte, was nur zu wahrscheinlich war, dann war es um sie geschehen. Und doch durfte Gobbin dem Wirth nicht widersprechen, da er es schon für eine göttliche Fügung betrachtete, daß derselbe gegen den Dominikaner durchaus keinen Verdacht schöpfte und seiner gar nicht erwähnte. Es war also das Beste, dem Wirthe ruhig zu folgen und dann heimlich wieder zurückzukehren und Judith zu wecken und aus der gefährlichen Nachbarschaft hinweg zu holen. „Wo ich Platz habe, wird auch sie denselben finden," dachte er und folgte dem Wirthe, ihm für seine Menschenfreundlichkeit dankend.

Der Wirth wollte es wahrscheinlich recht gut machen, denn er führte Gobbin über den Hof in eine Scheune und wies ihm in der Nähe des Schweinestalls ein Streulager an.

„Hier bist du sicher," sagte er, „einen andern Platz kann ich dir auch nicht geben, denn das reisige Volk wird wohl jeden Winkel in meinem Hause in Anspruch nehmen."

Gobbin zeigte keine Unzufriedenheit, er dankte dem Wirth nochmals und streckte sich nieder.

Als der Wirth sich entfernte, hörte Gobbin aber nicht ohne Schrecken, daß jener die Thür verriegelte und sie von draußen auf jede mögliche Weise festzumachen schien.

Gobbin sprang auf und rief so laut er konnte, weshalb er ihn einschließe.

„Weil dann sicher Niemand glaubt, daß du, oder überhaupt Jemand darinnen ist," entgegnete der Wirth.

Obwohl sich gegen diese Vorsichtsmaßregel durchaus nichts einwenden ließ, wollte Gobbin sich solche den-

noch nicht gefallen laſſen. Aber ſein Pochen war ganz vergeblich, denn der Wirth hatte ſich ſchon wieder entfernt.

5.

Ehe wir in unſerer Erzählung weiter gehen, müſſen wir berichten, auf welche Weiſe Gobbin und Judith wieder mit Benjamin zuſammen getroffen waren.

Nachdem Beide Stendal verlaſſen hatten, lag Benjamin eine Viertelſtunde lang beſinnungslos, doch war der Schlag, welchen ihm Gobbin verſetzt hatte, keineswegs ſo gefährlich, wie es den Anſchein hatte, denn Benjamin hatte mechaniſch den Arm vorgehalten und dadurch ſeine Kraft geſchwächt. Als der Schulklepper kam, welcher dreimal an die Judenhäuſer pochte, um die Männer und die erwachſenen Söhne zum Morgengottesdienſt in die Synagoge zu rufen, fand er den bewußtloſen Benjamin und machte nun einen fürchterlichen Lärm, der bald alle Juden zuſammenbrachte. Der Bewußtloſe wurde nun ins elterliche Haus getragen, und als er zur Beſinnung kam, erzählte er, natürlich mit Verſchweigung ſeiner eigenen ſchändlichen Rolle, was ihm begegnet, da er Judith an der Flucht mit dem Wenden verhindern wollte. Daß ſie die Reiſe der Befreiung ihres Vaters wegen thun wollte, verſchwieg er ebenfalls. Die Juden beriethen nun, was ſie dabei thun ſollten. Da Benjamins Verwundung nicht bedeutend war, und er ſie überdies in Folge der Nothwehr ſeines Gegners erhalten hatte, konnte den Wenden keine große Buße treffen, ebenfalls konnte man Judith nicht hindern, zu gehen, wohin ſie wollte. Benjamin hatte ja überdies Gründe genug, die Sache ganz allein abzumachen, und ſo theilte

er dann seinem Vater den Entschluß mit, Judith vergessen und von jeder Verbindung mit der Schändlichen abstehen zu wollen. Der Wende aber, meinte er, so gut wie die Abtrünnige, würden ihren Lohn schon empfangen. Denis stimmte dieser Ansicht bei, wollte jedoch gelegentlich versuchen, der Beiden wieder habhaft zu werden.

Benjamin wurde in Zeit einer Stunde so munter, daß er seinen Geschäften wieder nachgehen und die umliegenden Dörfer besuchen konnte, und so machte er sich auf und verließ das Haus, als ginge er seinen gewöhnlichen Verrichtungen nach. Aber in seinem Innern kochte die Wuth, er wußte ja, welchen Weg Judith eingeschlagen, und da er vor dem Thore einen Fuhrmann traf, der nach einem Orte in der Nähe Werbens wollte, so setzte er sich mit auf dessen Wagen. Unterwegs vergaß er nicht, nach den Beiden, welche er verfolgte, zu fragen. Aber Niemand konnte ihm von einer Jüdin und einem Wenden etwas sagen. Nur einen Franziskaner und Dominikaner wollte man des Weges ziehen gesehen haben. Benjamin verzweifelte schon, sie auf diesem Wege zu erreichen und wollte schon umkehren, da traf er in einem Wirthshause, welches ganz einsam am Wege stand, die beiden Mönche. Sie saßen den Rücken der Thür zugekehrt, und der Franziskaner sprach gerade einige Worte mit der Wirthin, welche eine Frage an ihn gerichtet hatte. Sobald Benjamin den Franziskaner sprechen hörte, erkannte er seinen Mann, und still wie er ins Wirthshaus hineingekommen, schlich er wieder hinaus, nahm von dem Fuhrmann unter einem Vorwande Abschied und ging seines Weges weiter, bis er an eine Haide kam, welche die beiden Flüchtlinge passiren mußten. Hier in einem Gebüsche wollte er sie

erwarten, und da er mit Waffen gut verſehen war, hoffte er mit dem Wenden, wenn er ihn unverſehens überfiele, und dann auch ohne Mühe mit Judith wohl fertig zu werden.

Es begann bereits zu dunkeln, das Abendroth beleuchtete die Haide, und langſamen Schrittes kamen Judith und Gobbin ihres Weges daher. Das Gebüſch, in welchem Benjamin wie ein Tiger auf ſeine Beute lauerte, war nur wenige Schritte vom Wege entfernt. Als die beiden Wanderer vorüber waren, trat Benjamin leiſe aus dem Gebüſch und ſah ſich vorſichtig nach allen Seiten um.

Es herrſchte rings umher eine feierliche, tiefe Stille, nur dann und wann ertönten aus weiter Entfernung einige Freudenrufe, die den Johannisabend begrüßten, auch ſah er hier und dort auf einem Hügel eine Flamme aufſteigen, welche die ungeduldige Jugend angezündet hatte. Der Moment zur Ausführung ſeines blutigen Vorhabens konnte nicht günſtiger ſein, leiſe ſchlich er ſich hinter die arglos Wandernden. Gobbin und Judith waren gerade im Geſpräch über die Pracht der Natur und die Herrlichkeit Gottes begriffen; obwohl ſie nicht ein und dieſelbe Religion hatten, traf ihr heiliger, inniger Glaube in der über alle Menſchenvorſtellung erhabenen Majeſtät des Schöpfers dennoch zuſammen.

Da ſtieß Judith plötzlich einen durchdringenden Schrei aus. Durch eine zu raſche Bewegung, die Benjamin in ſeiner der Entfeſſelung ſo nahen Wuth machte, wurde das Mädchen aufmerkſam und wandte ſich um. Benjamin ſchrak unwillkürlich zuſammen und Judith ſtieß Gobbin, in Folge einer unbewußten Bewegung, weit von ſich weg. Sie glaubte wohl zuerſt ihn in Gefahr, und ein gewiſſer Inſtinct gab ihrer Hand eine Bewe-

gung, die sie Beide rettete. Denn nun erkannte Gobbin den Feind, er schlug ihm mit seinem Stabe auf die Hand, welche das Messer gezückt hatte, daß dieselbe wie gelähmt herabfiel und das Messer fahren ließ. Jetzt hatte Gobbin gewonnen. Er packte Benjamin und schleppte ihn in das Gebüsch. Der Ueberwundene, dessen Wuth fürchterlich war, wehrte sich mit der Linken verzweiflungsvoll, er packte Gobbins Hand mit den Zähnen und biß wie ein toller Hund hinein, dabei schrie er aus voller Kehle um Hülfe, und dieser Ruf war es, welchen der Meister Gerardus vernahm.

„Wir müssen ihn tödten," sagte Gobbin, „es bleibt uns keine Wahl, wir müssen ihn für immer unschädlich machen. Er hat es gewollt, mag die Schlange in ihrem eigenen Gift krepiren."

Gobbin zückte das Messer zum Todesstoß, aber Judith fiel ihm in die Arme.

„Du sollst ihn nicht tödten, Gobbin," sagte sie, „du sollst ihn durchaus nicht tödten, ich will es so. Wenn meine Wünsche dir werth sind, schenke ihm auch diesmal das Leben."

„Judith," versetzte Gobbin traurig, „ich kann deinen Bitten nicht widerstehen, ich werde dir gehorchen, aber es ist nicht gut. Ganz gewiß, diese Großmuth wird uns Verderben bringen."

„Wir sind in Gottes Hand;" sagte Judith bewegt, „hat sie uns nicht schon zweimal so sichtlich beschützt? Er wird ferner über uns wachen."

Jetzt hörten sie Pferdegetrapp.

„Es kommen Leute," sagte Gobbin, „der Schurke hat sie durch sein Geschrei herangelockt, wenn wir ihn nicht tödten, sind wir verloren. Wir werden nach Sten-

bal zurückgeführt, und wer weiß, was dann aus deinem Vater wird."

Judith warf einen verzweiflungsvollen Blick zum Himmel.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," ſagte Gobbin, „ſein Röcheln hat uns ſchon verrathen, aber noch läßt ſich Alles machen. — Unſere Verkleidung ſchützt uns vor Verdacht. Dieſer Hund aber muß um jeden Preis ſtumm gemacht werden."

Mit dieſen Worten zückte Gobbin ſein Meſſer. Benjamin wehrte ſich mit der Verzweiflung der Todesangſt, doch hatte er ſchon eine Wunde im Kopfe erhalten, das Blut rieſelte ihm über die Stirne. Gobbin packte ihn nun bei der Kehle, und das Gewinſel verſtummte.

Da erfaßte Judith Gobbins todtbringenden Arm und ſagte mit bewegter Stimme:

„Gobbin, mach ihn ſtumm, aber nicht todt. Nicht todt, hörſt du? — Er muß leben bis ich genau weiß, was aus meinem armen Vater geworden, bis der wieder frei iſt."

In dieſem Augenblick hatten ſich die Reiter dem Gebüſche genähert. Benjamin röchelte nur unter der würgenden Hand des Wenden.

„Geh, ſprich mit den Leuten," ſagte Judith ſchnell entſchloſſen, „ich werde hier deine Stelle einnehmen, ich werde ihn zu ſchreien hindern."

„Aber du hörſt, Judith, daß er röchelt."

„Sage, es iſt dein Gefährte, welcher ſchnarcht."

Judith nahm ihr Wiſchtuch und zog es Benjamin über den Kopf. Dieſer war erſchöpft durch Blutverluſt und ſeine ungeſtillte Wuth hatte endlich alle Kraft zum Widerſtande verloren.

Welche Stand man einnahm, weiß der Leser bereits. Judiths Einfall, das Röcheln für Schnarchen auszugeben, brachte den Wunden auf einen originellen, glücklichen Einfall. Wir wissen, daß er vollkommen gelang. Meister Gerardus und der Ritter entfernten sich. Nun verband Judith Benjamins Wunde, um den Blutverlust zu stillen und legte Blätter auf dieselbe. Er lag so matt und erschöpft da, daß von ihm nichts zu fürchten war. Zum Ueberflusse versetzte ihm Gobbin abermals einen Hieb mit seinem Stecken und dann gingen sie weiter, ihn seinem Schicksale überlassend. Er lag tief im Gebüsch versteckt, und sie durften nicht fürchten, daß er vor dem andern Tage gefunden, oder sich gar selbst helfen könne. Er lag wie todt da und Judith fürchtete, daß er sterben würde.

Benjamin aber hatte ein zähes Leben. Nach einiger Zeit erwachte er aus seiner Betäubung, und es gelang ihm, sich vorwärts zu schleppen, doch ging es sehr langsam und oft blieb er wieder wie todt liegen. Da fanden ihn endlich die Bauern, welche die Felder mit ihren Hacken umzogen, und von ihnen ließ er sich nach Werden bringen, denn er vermuthete mit Recht, daß Judith und Gobbin dort übernachten würden. Beim Transport war ihm der Verband, den ihm Judith aufgelegt, wieder abgegangen, und so finden wir ihn denn in einem ziemlich erschöpften Zustande in Werden wieder.

6.

Ein neuer, nach einer reichen Praxis wohlangelegter Verband und die andern seinem Zustande angemessenen Mittel, am meisten aber die Freude, seinen Feind wieder gepackt zu haben, thaten auf Benjamin bald eine

überaus wohlthätige Wirkung. Als er hinaufgetragen wurde, hatte ihn eine Ohnmacht befallen. Er wurde auf das Bett neben dem vermeintlichen Dominikaner gelegt, um den man ſich weiter nicht bekümmerte, da das Bett nach damaliger Sitte, wie ſchon erwähnt, breit und geräumig genug war, um eine ganze Familie aufzunehmen, und der Mönch in einen eiſernen Schlaf geſunken zu ſein ſchien.

Als Benjamin aus ſeiner Ohnmacht erwachte, fand er das alte Weib an ſeiner Seite. Er ſah ſich überall im Zimmer in ſeinem Bette um, und bemerkte mit nicht geringer Verwunderung ſeinen Nachbar. Der Wirth war ſo eben mit Gobbin in den Hof gegangen.

„Wer iſt das?“ fragte er, auf den Mönch deutend.

„Das iſt ein Dominikaner,“ ſagte das Weib, „ach, wenn der wüßte, daß ein Jude neben ihm liegt, der würde nicht ſo ruhig ſchlafen. Er muß einen weiten Weg gemacht haben, denn er ſchläft, daß man Holz auf ihm hauen könnte.“

„Ein Dominikaner,“ brummte Benjamin, kaum im Stande, ſeine Freude zu verbergen, und beugte ſich über Judith hin. „Ja, wahrhaftig, ein Mönch. Nun, der wird mir wohl keinen Schaden thun, er kann ruhig liegen bleiben.“

„Ich glaube es,“ ſagte die Alte, „das iſt ein Glück für Euch, nun werdet Ihr ſicher noch einmal ſo ſchnell geſund.“

„O, ich bin noch ſehr krank, wahrhaftig ſehr krank,“ verſetzte Benjamin. „Gottes Wunder! Was ſo ein Mönch nicht Alles kann. Die Miſſameſchanna über ihn!“*)

*) Das böſe Gute, ein unnatürlicher Tod, ein bei den Juden gebräuchlicher Fluch.

„Ihr flucht ihm doch nicht etwa, Jude?“ fragte die Alte.

„Flucht? Wie heißt Fluch? Ein Segen ist es, ein großer, ungeheurer Segen.“

„Nun, an Eurem Segen wird ihm auch nichts gelegen sein.“

„Thut nichts, kommt Alles auf Gott an. Sein Segen ist Segen. Menschenfluch und Menschensegen ist ein Hauch.“

„Der Segen der Geistlichkeit ist so gut wie Gottes Segen selbst,“ sagte die Alte, sich ereifernd, „seid nur ganz still. Von solchen Dingen kann ein Jude gar nicht reden. Und es ist sehr schlecht, sage ich, sehr schlecht, bitterböse schlecht, daß der Markgraf mit der lieben Geistlichkeit anbindet, und sie verhindern will, das Interdikt auszuführen. Warum hat er es dahin gebracht?“

„Ja, warum hat er? — Die Geistlichkeit ist so gut von Gott wie die Fürsten, und eigentlich noch mehr, denn sie hat die himmlische Gewalt, und die ist die Hauptsache. Versteht sich, sie ist die Hauptsache. Aber es wird ihm Alles nichts helfen, gar nichts wird es ihm helfen. Bann ist Bann. Ich spreche mit dem Markgrafen kein Wort, nicht eher, bis er sich vom Banne losgemacht, und die Geistlichkeit wieder ausgesöhnt hat. Und so werden es Viele machen. Denn, was er thut, ist unerhört.“

Benjamin hatte auf dieses Raisonnement sehr wenig geachtet. Seine Gedanken waren mit seiner Sache beschäftigt. Mit wollüstigen Blicken verschlang er Judith, die neben ihm lag, als wollte sie das Geschick dem Elende auf die leichteste Weise preisgeben.

„Sie ist mein,“ brummte er zwischen den Zähnen,

„ſie iſt mein, ach, wäre ich nur ganz geſund, mein halbes Vermögen gäbe ich darum. Aber ich fühle mich wieder kräftig genug, und bis die Nacht herankommt, werde ich wieder wohl ſein, wie ein Fiſch. Der Wende iſt gepackt, und ſie, ſie wird ſich unter meinen Händen krümmen und winden wie ein Wurm. Aber ich werde nicht loslaſſen meine Hand, wie der dumme Wende, und wenn ſie wird ſein todt, die Närrin, wird ſie getödtet haben ſich ſelbſt. Denn ich bin ja krank.“

„Frau,“ ſagte er darauf laut zu der Alten, „laßt mich nur jetzt ruhig hier liegen. Ich fühle mich ſehr matt, und das Beſte wird ſein der Schlaf. Wenn Ihr morgen wiederkommt, wird's, ſo Gott will, beſſer ſein. Dann will ich Euch bezahlen. Jetzt laßt mir Ruhe, und Keiner ſoll mich ſtören. Sagt das dem Wirth.“

„Werdet Ihr Euch denn ausziehen können?“ fragte die Alte.

„Ich will's verſuchen. Ja, es geht ſo ſo. Schwach, ſehr ſchwach, gebt mir Euren Arm. So, nun iſt's gut. Nun geht nur. Sehr ſchwach, wahrhaftig, aber der Schlaf wird mir wieder Kraft geben. Bin müde, zum Sterben.“

Die Alte entfernte ſich, und Benjamin ſtand zufrieden auf. Im erſten Augenblick, da er das Bett verließ, ergriff ihn in der That ein leichter Schwindel. Aber der verlor ſich bald, und er fühlte ſich, nachdem er einen Schluck Kräuterwein zu ſich genommen, wohl und kräftig genug, um ſein bübiſches Attentat auf Judith auszuführen. Doch wollte er noch damit warten, bis es im Hauſe ſtille geworden. Um aber auf jeden Fall vorbereitet zu ſein, nahm er ſein Meſſer, welches er, bevor er die Haide verließ, wieder zu ſich

gesteckt hatte, zur Hand, und legte das Handleilich*) neben sich, um Judith nöthigenfalls zu knebeln, wenn sie schreien wollte; er stellte das Licht neben das Bette, doch so, daß das Zimmer fast dunkel blieb, und er nicht sobald zu erkennen war. Außerdem band er sich das Wischtuch um den Kopf, und so gerüstet, erwartete er mit der peinlichsten Ungeduld die Mitternacht.

Aber die Zeit wurde dem Elenden gar zu lang, viel fehlte nicht, so wäre er gleich über sein Opfer hergefallen. Er verließ mehrere Male in der heftigsten Aufregung das Bett, und mehr als einmal war er entschlossen, das Verbrechen auszuführen.

„Wie wird sich die Meschmeidesste**) gebährden," sagte er, sich vergnügt die Hände reibend, „wenn sie erwacht in meinen Armen. O, wie wird sie mich küssen, und wie werde ich küssen sie. Wir werden Hochzeit machen mit einander, mein Täubchen, so großen Widerwillen du auch dagegen hast. Für diese Nacht bist du meine Kalle, und dann magst du sein die Kalle vom Geinom***)."

Mit diesen Worten legte er sich wieder in's Bett, und rückte dem Mädchen näher. Er zitterte am ganzen Leibe vor Wuth, Ungeduld und Begierde, aber er hatte doch noch so viel Gewalt über sich, seine Hände zurückzuhalten. Judith schlief noch immer eisenfest, wie es bei ihrer Ermüdung nicht zu verwundern war. Sie hatte einen ungewöhnlich weiten Weg zu Fuße gemacht; denn Werben lag fünf Meilen von Stendal entfernt, und außerdem hatte sie auch die vorige Nacht kein Auge geschlossen; dazu kam die ungeheure Aufregung, in welche

*) Handtuch.
**) Abtrünnige Getaufte.
***) Hölle.

ſie die Reiſe, das Schickſal ihres Vaters, der zweimalige Kampf mit Benjamin verſetzt hatten, die am Ende die Abſpannung vermehren mußte. Ihre überaus kräftige, willensſtarke Natur bedurfte nur eines ſolchen Schlafes, um die verlornen Kräfte mit einem Male wieder zu erſetzen.

So ruhete ſie denn, unbewußt, welch einen fürchterlichen Nachbar ſie hatte, und kein böſer Traum ſtörte ihren Schlaf. Die Sterne blinkerten und blitzten freundlich am Himmel, und ſtahlen ſich durch die trüben Scheiben, als wollten ſie die Schlafende wachrufen, und ihr einen warnenden Wink geben, welches Entſetzen ihrer warte. Der Wächter auf dem Stadtthurme ſtieß in's Horn, und verkündete den Einbruch der Mitternacht. Man hörte die ſchweren Tritte der Nachtwache, bewaffnete Bürger, die ein Wachtſetzer führte, von der Brücke her hallen, welche zum Elbthor führte. Im Hauſe war Alles ſtille geworden, ſo viel Benjamin auch horchte, er vernahm nicht das leiſeſte Geräuſch. Es hatte ſich Alles der Ruhe übergeben.

„Jetzt iſt's Zeit," grinſte Benjamin, und eine ſataniſche Freude umſpielte ſeinen Mund. „Jetzt iſt's Zeit, Jetzt ſoll ſie haben ihren Lohn. Ich will ſie zawwern*) wie ein Lämmchen. Großer Gott, wie hat mich verlangt nach dieſem Augenblick, da ich die Chonte**) züchtigen kann, welche abgefallen iſt von der Tora***), und ein jüdiſch Kind verachtet um einen wendiſchen Goi†)."

Benjamin lauſchte noch einmal an der Thüre, er

*) Den Hals abſchneiden.

**) Beiſchläferin, gemeine Dirne.

***) Das jüdiſche Geſetz.

†) Singular von Gojim, Nichtjude, Chriſt, Fremdling.

machte sie leise auf; Todtenstille herrschte überall. Nun stieg er leise in's Bette, näherte sich eben so leise dem unglücklichen Mädchen und stürzte sich dann plötzlich mit Heißhunger über sie. Judith erwachte, sie schlug die Augen auf. Sie glaubte von einem gräßlichen Traume gefoltert zu werden. Sie blickte starr vor sich hin, denn die Wirklichkeit war so entsetzlich, daß sie nicht fähig war, sie zu fassen.

„Schau mich nur an," sagte Benjamin, „ich bin nicht der Wende, ich bin Benjamin, Benjamin, Sohn des Denie's. Hi — hab' ich Dich jetzt? — Glaubst du, daß Du jetzt verloren bist? He! Gefällt dir die Chasne?*) — Komm, Täubchen, komm!"

Er umspannte mit seinen Armen das Mädchen, deren Zunge wirklich einige Augenblicke völlig gelähmt war. Der freche Angriff des Menschen aber brachte sie zur Besinnung, und sie erinnerte sich noch zeitig genug, daß sie im Besitze eines Messers sei. Sie suchte es zu fassen.

Benjamin bemerkte die Bewegung, und errieth ihren Zweck. Schnell schlang er das Handtuch um ihre Arme, und suchte sie zu fesseln! Judith wollte nun um Hülfe rufen, aber Benjamin, auf Alles gefaßt, steckte ihr die Enden des Handtuches in den Mund. Judith war jetzt völlig wehrlos, obwohl Benjamin noch alle seine Kraft nöthig hatte, um die Unglückliche in eine Lage zu versetzen, daß er seine Hände frei gebrauchen konnte. Ihr erstickter Hülferuf konnte kaum außerhalb des Zimmers gehört werden.

Aber in diesem Augenblick erhielt Benjamin plötz-

*) Hochzeit.

lich einen Schlag auf den Rücken, daß er, wie vom Blitze getroffen, zurückfuhr, und eine leise Stimme rief:

„Verdammter Jude, was machst du? — Wie, ich glaube gar, du willst da Jemandem an's Leben gehen? Da soll ja —!“

Benjamins Wuth darüber, daß ihm abermals sein Opfer entgehen sollte, war so groß, daß er alle Besinnung verlor, und sein eigenes Leben nicht mehr achtete; er schwang gegen denjenigen sein Messer, der ihn hindern wollte, sein Gelüste und seine Rache zu befriedigen. Aber ein tüchtiger Schlag mit dem Schwerte des Mannes, der so plötzlich über ihn gekommen, benahm ihm die Luft, das Messer noch einmal zu heben.

„Fridel,“ sagte dann eine kräftige Stimme, „ich glaube der Jude ist toll, komm her, und binde ihn. Und dann leuchte einmal ordentlich her, damit wir sehen, mit wem er hier eigentlich angebunden hat.“

Das Letzte war nicht nöthig. Judith hatte Zeit gewonnen, sich von ihren Banden wieder frei zu machen, und sprang aus dem Bette. Mit Staunen erkannte sie in ihrem Retter denselben Mann, der ihr auf dem Markte zu Tangermünde die güldene Legende geschenkt. Daß es auch derselbe war, den Benjamins Hülfsgegeschrei zu dem Busch gelockt, wußte sie nicht. Aber sie erkannte es, daß es jetzt an der Zeit war, allen Trug abzuwerfen, und mit rührender Stimme, Meister Gerardus Kniee umfassend, rief sie:

„Rettet mich, rettet mich! dieser Elende verfolgt mich, und will mich morden.“

„Hoho!“ rief Fridel „morden also; warte Jude, da will ich dich gehörig kneifen. Muckse dich nicht. Da, nimm.“

Benjamin schrie laut: „Mörder! Mörder! Mörder!“

„Stille!“ donnerte Gerardus, „von Judiths Stimme überrascht. „Laß ihn gehen. Es wird sich finden, was hier vorgefallen ist. Du aber sage mir, wer bist du? Du scheinst mir weder ein Mönch noch ein Mann zu sein.“

„Ich bin die Tochter des Juden Ephraim aus Strabal,“ versetzte Judith, „den Ihr, Herr, sehr wohl kennt. Mein Vater ist in die Gefangenschaft des Raubritters Rieben auf Glasin gerathen, und ich befinde mich auf dem Wege ihn loszulösen. Diese Verkleidung habe ich gewählt, um unangefochten meines Weges zu ziehen. Der Elende ist mein gewesener Bräutigam, den ich aber zu sehr haßte und verachtete, um seine Frau werden zu wollen. Deßhalb stellte er mir nach, und wollte mich sogar um's Leben bringen.“

„Es ist nicht wahr, nicht wahr,“ rief Benjamin, dessen Wuth der Besinnung einigermaßen wieder Platz gemacht hatte, „ich habe ihr nicht nehmen wollen das Leben, ich habe nur verhindern wollen, daß sie sich in Gesellschaft eines wendischen Knechtes, in den sie sich vergafft hat, und dem sie sich preisgiebt, auf die Reise macht. Das habe ich gewollt. Einen Mordversuch haben sie zweimal gemacht auf mich, das kann ich beweisen. Ich thue keinem was zu Leide. Ich will nur Recht, und ich hoffe, das soll mir werden.“

„Es ist nicht wahr, was er spricht,“ sagte Judith, „es wird mir nicht schwer werden, Herr, Euch die wahre Sachlage zu erzählen.“

Indessen hatte Benjamins Mordgeschrei das Haus in Allarm gebracht. Die beiden Dirnen hatten so eben unten das Fenster geöffnet, und die Köpfe nach der Straße hinausgesteckt, um nach dem Geräusche zu horchen, und das Geschick des nächsten Jahres kennen zu lernen. Als

Judith und die Mägde.

sie die Fenster wieder zumachen wollten, hörten sie das Geschrei. Sie weckten eiligst den Wirth, dieser warf sich schnell in die Kleider, und war nicht wenig über die Situation verwundert, in welcher er Benjamin fand. Meister Gerardus klärte ihm die Sache so kurz es sich eben thun ließ, auf. Er war spät in der Nacht vom Markgrafen zurückgekommen, und wollte eben in sein Zimmer treten, als er einen leisen Hülfsruf und ein verdächtiges Geräusch in Benjamins Zimmer vernahm. Er trat mit seinem Knecht hinein, ohne daß sie weder der Jude noch das Mädchen, welche mit einander rangen, gehört hätten. Was weiter geschah wissen wir. Er ver-

langte nun vom Wirth, daß er der Jüdin ein Zimmer anweise, worauf dieser eine sehr bedenkliche Miene machte. Er habe keins mehr frei.

„Dann bleibt sie hier," sagte Gerardus, „und mag Jener sehen, wo er bleibt."

„Er ist krank," wandte der Wirth ein, „man kann ihn doch nicht hinauswerfen, wie einen Hund."

„Seht zu, wie Ihr es macht," sagte Gerardus, „Gläubiger oder."

„Gut, dann mag er hier bleiben, für die Dirne wird sich ein Platz bei meinen Mägden finden."

Sowohl Gerardus als Judith waren mit diesem Vorschlag einverstanden. Judith folgte dem Wirth, nicht ohne zuvor ihrem Retter inniglich für seinen Schutz zu danken. „Gehe mit Gott, mein Kind," sagte Gerardus, „morgen wollen wir weiter sprechen. Fürchte dich nicht."

Und Judith folgte erleichterten Herzens dem Wirth, welchen sie jetzt nach dem Schicksal des Franziskaners fragte.

„Der ist eben ein solcher Mönch wie Du bist," sagte der Wirth, „das sind hübsche Sachen, als wäre die Geistlichkeit just dazu da, daß jeder Hansnarr seinen Unfug mit ihren heiligen Gebräuchen treibe. Mädchen, das wird dir schlecht bekommen, und dem Wenden auch. Den hab' ich gut verwahrt. Morgen wird sich's finden."

„Verwahrt?" fragte Judith aufhorchend.

„Nun, allerdings verwahrt. Ich habe ihn in einen Schuppen neben dem Schweinestall eingeschlossen, so viel er auch gepocht hat. Brummen muß er da bis Tag, dann wird sich's finden."

Judith sagte kein Wort, sie folgte dem Wirthe, der sie in die Mädchenkammer führte, und den Dirnen befahl, ihr einen Platz neben sich einzuräumen. Die Mäd-

chen machten verdrießliche Geſichter, und überhäuften die Jüdin, als ihr Herr wieder gegangen war, eben nicht mit feinen Complimenten.

„Ihr braucht Euch meinetwegen keine Unbequemlichkeiten zu machen," ſagte Judith, „ich begehre Nichts als einen Stuhl, auf dem ich dem Tage entgegen ſehen kann. Ich bin nicht müde, und werde Euch durchaus nicht beläſtigen."

Dieſe Erklärung beſchwichtigte die Mädchen. Sie ſchienen ſich ihrer Härte zu ſchämen, und meinten, ſie könne ſich nur neben ihnen legen. Ein Plätzchen für ſie ſei ſchon noch da. Judith machte aber keinen Gebrauch von ihrem Anerbieten, und ſetzte ſich auf einen Stuhl. Die Mädchen fragten ſie nun, was denn da oben eigentlich vorgefallen wäre, und Judith nahm keinen Anſtand, ihnen Alles umſtändlich zu erzählen, denn es war ihr daran gelegen, das Mitgefühl der Mädchen rege zu machen.

In der That machte Judiths Geſchichte auch auf dieſe einen tiefen Eindruck, und Judith wußte geſchickt ihre Theilnahme auf Gobbin zu richten. Wie von ungefähr ließ ſie den Wunſch fallen, daß ſie wohl mal ſehen möchte, ob der arme Wende wirklich in den Schuppen eingeſchloſſen ſei, und ob ihm auch nichts fehle.

„Nun, das können wir bald ſehen," ſagten die Mädchen. „Wir haben es hier nahe genug. Komm, wir wollen zuſammen hingehen. Der arme Menſch mag Hunger haben oder Durſt."

„Am Ende hat er auch nicht einmal eine Streu," ſagte die Andere.

„Ja, komm, wir wollen gleich mal nachſehen."

Die drei Mädchen gingen nun zuſammen über den Hof. Die älteſte, Dore, hatte eine Laterne in die Hand

genommen und leuchtete. Die Hofthüre hatten ſie gänzlich geöffnet, damit Niemand im Hauſe etwas merken ſollte. Im Hofe ſtanden viele kleine Schuppen und Ställe, er war ſehr geräumig und hatte viele Winkel. Es wurde den Mädchen ein wenig unheimlich, obwohl ſie oft Abends über den Hof gingen ohne Furcht zu haben, und jetzt waren ihrer drei. Aber da in dieſer Nacht im Hauſe ſo manches Unheimliche vorgegangen war, waren ſie heute für die Furcht ſehr empfänglich. Plötzlich blieb das Mädchen mit der Leuchte ſtehen und horchte.

„Was haſt du?“ fragte die Andere.

„Mir iſt es, als höre ich ſprechen.“

Die Erſtere horchte. „Ja,“ ſagte ſie dann, „mir kommt es auch ſo vor, und gerade neben dem Schweineſtall ſcheint es mir zu ſein.“

„Ja, da iſt es,“ ſagte Dore, „gerade da, wo der Wende ſitzen muß.“

„Ich kehre wieder um,“ ſagte nun das jüngere Mädchen, „denn ich graule mich.“

„Du haſt Recht, es iſt das Beſte, was wir thun können,“ ſtimmte Dore bei.

„Geht in Gottes Namen,“ ſagte Judith, „ich werde allein einmal nachſehen.“

„Aber die Laterne können wir dir nicht laſſen,“ ſagte Dore; „wir mögen nicht im Dunkeln ſitzen, und haben kein anderes Licht bei der Hand.“

„Es thut Nichts, ich brauche kein Licht,“ ſagte Judith.

Die Mädchen gingen nun in ihr Zimmer zurück, nicht ohne Judiths Muth zu bewundern.

„Höre,“ flüſterte Dore, ſich noch einmal umwendend, ſollte dir etwas begegnen, dann ſchreie nur ſo laut du kannſt, wir bringen dann das ganz Haus in Allarm.“

„Das werde ich thun," verſetzte Judith.

Die Mädchen verſchwanden und Judith tappte vorſichtig im Finſtern umher, doch gaben ihr die Sterne dann und wann mitleidsvoll einen freundlichen Schimmer, ſo daß ſie vor einem Fehltritt behütet wurde. Sie hatte endlich den Schweineſtall erreicht, und konnte nun ganz deutlich zwei Stimmen hören. Der Eine der Redenden war Gobbin.

„Ich habe mir gleich denken können," ſagte die Stimme, „daß ſie dich hier eingeſperrt haben, ich habe dich nicht aus den Augen gelaſſen. Du gefällſt mir, und wir ſind gewiſſermaßen Leidensbrüder. Ein Wende und ein Kämpe, das iſt All' eins. Was giebt man mehr für uns, als einen Spott, wenn man uns beleidigt? Den Blitz eines Schildes! Pfui, das Donnerwetter über dieſe Brut. Komm heraus. Du ſollſt mir helfen, dem Juden den Garaus machen, und dann verſtecken wir uns, bis wir morgen eine gute Gelegenheit finden, aus der Stadt zu entwiſchen. Das hält jetzt gar nicht ſchwer, da ſo viel Kriegsvolk hier iſt. Komm."

„Ja, ich komme," ſagte Gobbin, mit dumpfer Stimme. „Weißt du denn, in welchem Zimmer der Jude iſt?"

„Ich weiß Alles. Er wollte ſeinen Bettgenoſſen ermorden, wahrſcheinlich iſt er toll geworden, der Hund. Ich wollte gerade zu ihm hinein, da kam mir aber ein Anderer zuvor. Jetzt iſt aber Alles wieder ſtill."

„Er wollte ihn ermorden?" fragte Gobbin mit fürchterlich bewegter Stimme.

„Ja, er wollte; es iſt aber nichts daraus geworden."

„Und wo iſt er jetzt?"

„Bei den Hausdirnen."

„Bei den Mädchen? Sagteſt du nicht, daß es ein Mann war?“

„Nein, es muß ein Frauenzimmer geweſen ſein. Ich bin daraus nicht recht klug geworden. Nur ſo viel habe ich gehört, daß von dir die Rede war. Ich mußte mich dann zurückziehen, weil der Wirth kam. Doch laß uns nicht die Zeit hier müßig zubringen. Der Jude iſt jetzt ganz allein, ich weiß, daß er eine Summe Goldes bei ſich hat, und wir können ihm, wenn wir Beide zupacken, in aller Stille die Kehle abſchneiden. Was iſt verloren an dem Juden?“

„Höre,“ ſagte Gobbin, und ſeine Stimme hob ſich, man konnte ihm eine freudige innere Erregung anhören, „ich habe ſchon zweimal über den Juden das Meſſer geſchwungen, ich war nahe genug daran, ihm das Lebenslicht auszublaſen, aber ich gehe nicht mit dir. Ich ſage dir feſt und beſtimmt nein, weil ich nicht morden will, um zu rauben.“

„Nicht?“ ſagte die andere Stimme höhniſch, „und zu welch anderem Zwecke mordeſt du denn?“

„Ich morde gar nicht,“ verſetzte Gobbin, „es wäre denn im Falle der Nothwehr.“

„Nothwehr iſt da,“ ſagte der Andere, „wenn der Jude leben bleibt, bringt er dich an den Galgen, darauf kannſt du dich verlaſſen. Dieſe markgräflichen, kaiſerlichen Kammerknechte werden mehr in Schutz genommen, als Unſereiner, und das Alles, weil ſie Geld haben. Ich mache mir durchaus kein Gewiſſen daraus, einen von ihnen zu tödten.“

„Ich denke, das ſiebente Gebot heißt: Du ſollſt nicht morden;“ wandte Gobbin ein.

„Narr, ſind denn die Gebote da, um befolgt zu werden?“

„Wozu denn?“

„Sie sind gemacht, daß sie übertreten werden, damit die Geistlichkeit den Ablaß verkaufen kann.“

„Der Ablaß ist nur der Sünden wegen da.“

„Und die Sünden sind durch die Gebote da, also sind auch die Gebote des Ablasses wegen da. Aber was stehen wir hier und sprechen über Dinge, über welche doch nur die Geistlichkeit ein Urtheil hat. Komm.“

„Nein,“ sagte Gobbin fest, „ich komme nicht.“

„Es wird dir leid thun; paß auf, es wird dir leid thun,“ sagte der Andere; ich gehe jetzt und mache allein das Geschäft, aber es ist nicht gut für dich.“

„Gleich viel, ich bleibe hier.“

„Hoho — nicht so kurz, du wirst dich noch besinnen.

„Zum Bösen niemals.“

„So bleibe, verdammter Wende; ich habe mich gewaltig getäuscht, das sehe ich wohl, hab' dich für einen ganz andern Kerl gehalten. Wirst es bereuen.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Kämpe, indem er leise und vorsichtig über den Hof schritt. Judith drückte sich in einen Winkel, bis sie die Thüre des Hofes zumachen hörte, dann trat sie ganz leise hervor, näherte sich Gobbin, und rief ihn beim Namen.

„Wer ist hier, wer ruft mich?“ fragte Gobbin mit zitternder, leiser Stimme.

„Ich, Judith! —“

Gobbin stieß einen Schrei der Freude und Ueberraschung aus.

„St! St!“ flüsterte Judith. „Höre Gobbin, hast du auch keinen Hunger, und hast du geschlafen? — Hast du eine Streu?“

„Ich habe keinen Hunger und bin auch nicht müde,“ sagte Gobbin; „erzähle mir nur, wie es dir gegangen ist.

O, ich ahnte wohl, daß du da oben in Gefahr sein würdest, und habe mich angestrengt, aus diesem Käfig herauszukommen. Aber es war mir nicht möglich, denn es ist Alles so fest, als wäre es für Tiger und Löwen eingerichtet."

„Gott hat über mich gewacht, mein Freund," sagte Judith, und drückte dem Wenden dankbar die Hand.

„Deine Hand ist ja ganz feucht," rief Judith, „ich glaube, du blutest."

„Es ist Nichts," versetzte Gobbin, „ich habe mir die Hand ein wenig geritzt, als ich mich zu befreien bemüht war, aber es thut mir durchaus nicht weh."

„Gieb her, ich will Dich verbinden, ich habe mein Wischtuch bei mir."

„O, es ist sicher Nichts," sagte Gobbin, „erzähle mir doch, wieso du dich gerettet hast."

„Der Mann aus Tangermünde, welchen du Meister Gerardus nanntest, war mein Retter, und hat mir versprochen, Etwas für mich zu thun."

„Meister Gerardus? — Ach, das ist gut. Der Marggraf Otto ist auch hier, sie ziehen von hier aus gerade nach Glasin, um die Burg zu zerstören; wenn wir mit dem Markgrafen ziehen könnten, das wäre am sichersten."

„Das wird wohl angehen, und ich hoffe, daß der Meister Gerardus das schon ausrichten wird. Er hatte so viel Theilnahme für mich."

„Aber wie ist es gekommen, erzähle mir doch, Judith."

Judith schilderte nun dem Wenden die entsetzliche Lage, in welcher sie sich befunden hatte; Gobbin stieß dabei mehr als einmal einen Ruf des Abscheues aus, und klagte, daß er nicht im Stande gewesen, ihr beizuspring-

gen, und dem niederträchtigen Benjamin ſeinen Lohn zu geben.

„Das iſt recht gut," ſagte Judith, „denn nun iſt ihm Nichts geſchehen, ſeine Wunde iſt nicht ſchlimm, und man wird nicht viel Weſens ſeinetwegen machen. Mich zwingen, ihn zu freien, daran wird kein Menſch denken; Jedermann wird Abſcheu vor ihm empfinden und mir Recht geben. Aber horch! was war das?"

„Da ruft Jemand um Hülfe," ſagte Gobbin und ſprang vor.

„Es ſchienen die Mädchen zu ſein," ſagte Judith.

„Bleibe du hier, und verſtecke dich dort in dem Winkel," flüſterte Gobbin, „ich ſpringe den Mädchen bei."

„Nein, ich gehe mit dir, ich habe auch ein Paar Arme und ſogar einen Dolch ," verſetzte Judith.

Zum zweiten Male ertönte jetzt ein Hülfsruf.

Sie ſtürzten nun Beide über den Hof in's Haus hinein.

Wir wollen ſehen, was ſich dort begeben.

7.

Der fremde Geſelle, welcher es ſo gut verſtanden, den Dieb herauszufinden, und ſich bei Gobbin für einen Kämpen ausgab, wollte die Ermordung Benjamins, wie er ſelbſt ſagte, auf eigene Fauſt übernehmen. Er that dies ſehr ungern, weil er wahrſcheinlich aus Erfahrung wußte, wie ſchwer es ſei, einen, der ſein Leben vertheidigt, ohne alles verrätheriſche Geräuſch abzuthun. Dazu waren, wenn er Benjamin nicht etwa im Schlafe überraſchte, zwei erforderlich. Da aber Gobbin an dem Verbrechen nicht Theil nehmen wollte, ſo ging er allein.

Als er eben die Treppe hinaufſteigen wollte, faßte ihn Jemand beim Arm, und ſagte leiſe:

„Pſt! biſt du nicht der, welcher das Sieb hat laufen laſſen?“

„Warum? — was willſt du?“

„Ich bin Ghodecke.“

„So — und wenn ich nun der Sieblaufenlaſſer bin?“

„Dann will Ghodecke ſeinen Antheil.“

„Den ſollſt du haben. Aber ſage mir, machſt du dir etwas aus einem Mord?“

„Hm! nach den Umſtänden.“

„Wenn's ſo z. B. ein nichtsnutziger Jude iſt?“

„Ja, das iſt nicht gefährlich, — dafür bekommt man ſchon Ablaß, beſonders wenn man's ſo einrichten kann, daß der Todtſchlag wie eine halbe Nothwehr ausſieht.“

„Das läßt ſich ſchon machen.“

„Iſt denn dabei Etwas zu haben?“

„Narr, warum ſollt' ich's denn thun?“

„Aber, wenn es herauskommt? dann ſind wir geliefert.“

„Ha, daran iſt nicht zu denken. Wir ſchieben Alles auf den Wenden. Die Thüre, hinter der ihn der Wirth eingeſperrt hatte, iſt erbrochen, und es iſt ſo viele Wahrſcheinlichkeit für den Mord da, ich meine dafür, daß der Wende der Mörder iſt, daß an uns gar nicht gedacht werden wird.“

„Nun dann bin ich dabei.“

„So komm.“

Sie ſchlichen ſich nun leiſe die Treppe hinauf, öffneten eben ſo leiſe die Thüre, und traten an das Bette. Benjamin lag im Halbſchlafe, bleich wie der Tod und ganz erſchöpft.

Der Kämpe packte ihn bei der Kehle und ſagte:

„Jude, mukke Dich nicht, gieb Dein Geld her.“

„Ich werde Euch geben mein Geld,“ ſagte Benjamin, „ſo viel es iſt, aber es iſt nicht viel. Doch laßt mir das Leben. Ich will Euch ſagen, wo Ihr vielmehr finden könnt, und wenn Ihr die Perſon tödtet, dann wird kein Hahn danach krähen, und mir iſt es auch Recht. Ich leiſte Euch einen Eid, daß ich Euch nicht verrathen werde.“

„Wer iſt die Perſon?“ fragte der Kämpe.

„Es iſt eine Jüdin; ſie liegt unten bei den Mädchen, und ſie führt mindeſtens hundert Mark Silbers bei ſich, denn ſie will ihren Vater, der auf Glaſin gefangen ſitzt, mit dem Gelde auslöſen.“

„Iſt das gewiß wahr?“ fragte der Kämpe.

„Ich gebe Euch meinen Hals ganz umſonſt, wenn ich lüge.“

„Aber wenn ſie bei den Mädchen liegt, dann werden wir ihr ſchwerlich beikommen,“ wendete Ghodecke ein.

„J,“ ſagte der Kämpe, „das hat gar nichts auf ſich. Wir ſind unſerer zwei, die Zungen der Mädchen lähmt der Schreck, zumal wenn wir ihr Leben bedrohen.“

„Aber ſie verrathen uns hinterher,“ ſagte Ghodecke.

„Ihr könnt Euch ja die Geſichter verbinden,“ meinte Benjamin.

„Ja, womit?“

„Hier ſind Lailachs, reißt ſie entzwei, da ſeid Ihr vollkommen ſicher.“

„Der Jude hat Recht,“ ſagte der Kämpe, „ſo wollen wir's machen. Gieb dein Geld her, Jude.“

„Für hundert Mark Silber könnt Ihr mir's wohl laſſen,“ ſagte Benjamin.

„Nicht gefackelt,“ drohte der Kämpe, „her damit.“

Benjamin holte mit verzerrten Mienen ſein Geld hervor.

„Nun aber macht's auch gut," ſagte er, und machte eine Bewegung des Kopfabſchneidens.

„Na, ob wir's gut machen werden," verſetzte der Kämpe höhniſch, „ſollſt es gleich ſehen, Jude."

Mit dieſen Worten packte er ihn bei der Kehle, und zückte ein Meſſer.

Benjamin ächzte unter der würgenden Hand, doch machte er eine ſo verzweifelte Anſtrengung, daß es ihm gelang, ſeinen Hals etwas frei zu machen.

„Erbarmen! Erbarmen!" ächzte er, „ſo Ihr mich laſſet los, will ich Euch geben an Gold und Silber, ſo viel ich wiege."

„So viel haſt Du nicht," ſagte der Kämpe, „das iſt eitel Lari fari, Jude."

„Hab ich's auch nicht ſelbſt, ſo weiß ich doch, wo es iſt," rief Benjamin.

„J, das wiſſen wir auch," verſetzte der Kämpe ſpottend, und bemächtigte ſich wieder des Halſes ſeines Opfers.

Es erfolgte jetzt ein ganz leiſes Wimmern, es war nur ein kurzer Todeskampf, den Benjamin litt; bei ſeiner entſetzlichen Erſchöpfung fielen ihm die Hände bald ſchlaff am Leibe herab, ſeine Zunge hing aus dem Munde, die Augen verdrehten ſich, er wurde blau, und war todt.

„Leichte Arbeit geweſen," ſagte der Kämpe, „da brauchen wir nicht einmal das Meſſer anzuſetzen. Hi! man kann einen Menſchen todt machen, wie man die Hand umdreht, wenn man's nur verſteht. Der wird uns nicht verrathen. Nun komm, wir ſind gut vermummt, wie ſollten uns die Frauen ſo wiedererkennen.

Und im ſchlechteſten Falle, für hundert Mark Silbers kommt es auf ein paar Tropfen Blut gar nicht an.“

Die beiden Böſewichte ſchlichen ſich nun die Treppe hinab, und da der Kämpe, welcher ſeine verbrecheriſchen Abſichten ſchon lange genährt, ſich während des Abends mit allen Hausgelegenheiten ſo ziemlich vertraut gemacht hatte, ſo fanden ſie bald die Schlafkammer der Mädchen. Dieſe waren noch wach. Das Licht brannte noch, und ſie warteten noch immer auf die Rückkehr Judith's.

Das freilich dachten die Böſewichter nicht, ſo wie ſie in's Zimmer ſprangen, ſtimmten die beiden Mädchen ein fürchterliches Mordio an. Wenn Ghodecke ein ſo beherzter Verbrecher, wie der Kämpe geweſen, dann hätten ſie wohl nicht ſo leicht den Rückzug angetreten, aber Ghodecke lief aus der Kammer, und ſuchte den Hof zu gewinnen, und nun folgte ihm der Kämpe. Da ſtürzte auf dieſen plötzlich Jemand zu, und hielt ihn feſt.

„Laß mich los, oder es iſt um Dich geſchehen,“ rief der Kämpe, und ſein Meſſer blitzte durch die Nacht.

„Lauf,“ rief Gobbin, „Du haſt für mich ein gutes Wort eingelegt; lauf, obwohl Du ein ganz ſchlechter Kerl biſt, der Galgen und Rad gewiß verdient.“

„Du alſo biſt's, verdammter Wende?“ rief der Kämpe, „warte.“ Und mit ſeinem Arm den Leib des Wenden feſt umklammernd, rief er mit fürchterlicher Stimme:

„To Jodute! To Jodute!“

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte Gobbin, der die Abſicht des Verbrechens nicht zu errathen vermochte.

„To Jodute! To Jodute!“ ſchrie der Kämpe nochmals, riß das Lailach von ſeinem Geſichte ab, und warf es vor Gobbin's Füße.

„Ich frage, was das bedeuten ſoll?“ rief Gobbin, und ſuchte ſich von dem Kämpen zu befreien.

„Sei ganz ruhig, Gobbin," sagte Judith, „wahrscheinlich will der Elende die Leute glauben machen, daß Du es gewesen bist, über den die Mädchen eben geschrieen haben; das wird schon an den Tag kommen."

Der Kämpe erkannte die Stimme der Judith an ihrem Dialekt. Eine furchtbare Wuth durchzuckte ihn, als er ihres Schatzes gedachte, den er nun nicht erlangen konnte. Hätte er nur irgend einen Ausweg gewußt, er würde das Aeußerste nicht gescheut haben. Aber schon stürzten der Wirth und die Knechte herbei, welche bei ihm herbergten, und der Kämpe rief:

„Hier! faßt den Wicht. Es ist der Wende, welcher eben hier entfliehen wollte. Wahrscheinlich wollte er einen Mord verüben, oder hat ihn am Ende schon verübt."

„Der Wende?" sagte der Wirth; „ei, wie ist der herausgekommen. Nun packt nur den Schelm ordentlich zusammen. He, Dore, hole Mal ein paar Stricke herbei, und dann wollen wir untersuchen, was er eigentlich hier angerichtet."

„Nichts hat er angerichtet, nichts," sagte Judith, „ich kann es beschwören, daß er bis jetzt im Schuppen gesessen, die Mädchen wissen's auch. Der Mensch will ihn nur in's Unglück bringen, um seinen eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen."

„Die Jüdin lügt," rief der Kämpe, „das wird sich beweisen. Ich bin ein guter Christ, und verdiene mehr Glauben, als eine Jüdin."

„Das meine ich auch," rief der Wirth, „wir müssen die Judendirne auch binden, denn sie spielt mit dem Wenden unter einer Decke. He! he! Dore, wo bleibst Du denn? Gieb her, Stricke für zwei.

„Ja, Stricke für zwei," rief da plötzlich eine Stimme, „das denke ich auch."

Judith erkannte die Stimme, ſie brach ſich durch den Haufen Bahn, und ſank dem Meiſter Gerardus zu Füßen.

„Gewiß, Herr,“ rief ſie, „er iſt unſchuldig, er ſowohl, als ich, dieſe Mädchen können es auch bezeugen.“

„Und ich habe auch meine Zeugen,“ ſagte der Kämpe, „hier den da,“ er zeigte auf Ghodecke, „und den Juden Benjamin.“

„Mache keine Flauſen,“ ſagte der Wirth, auf Judith zutretend, „beläſtige den Herrn mit deinem Gezirpe nicht. Her mit den Stricken, Dore.

„Dieſe da ſoll nicht gebunden werden,“ rief Gerardus, ich nehme ſie in meinen Schutz, ich bürge für ſie. Bindet nur den Wenden und den Anderen dort.“

„Mich?“ fragte der Kämpe, „das werde ich mir ſchönſtens verbitten, ich habe nichts verbrochen.“

„Das wird ſich ausweiſen,“ ſagte Gerardus.

„Ja, das wird ſich ausweiſen,“ rief Fridel, der ſich natürlich auch unter dem Haufen befand; „aber jetzt wirſt du gebunden; wenn's mein Herr ſagt, dann geſchieht's. Das hilft Alles nicht, es iſt ſo gut, als befiehlt es der Markgraf ſelbſt.“

„Nein, ich laſſe mich nicht binden,“ rief der Kämpe, „ich wehre mich auf Leben und Tod, ich leide kein Unrecht.“

„So, das wollen wir dir beweiſen,“ rief Fridel, „legt Hand an, Männer.“

Die Knechte drangen auf den Kämpen ein und nach einigem Widerſtande wurde er überwältigt und gebunden. Dann brachte man ſie beide in eine Scheune, und warf ſie auf die Erde. Gobbin ſeufzte tief auf.

„Sei getroſt, Gobbin,“ flüſterte ihm Judith zu, „deine Unſchuld kann nicht verborgen bleiben, laß mich's nur machen.“

Sie mußte ſich entfernen. Gobbin warf ihr einen

dankbaren Blick zu. Die Thüre der Scheune wurde zum Ueberfluß noch verrammelt.

Jetzt durchſuchte man das Haus, und man fand Benjamin's Leichnam. Da der Kämpe ihn zum Zeugen aufgerufen hatte, und Gobbin eines Verhältniſſes mit Judith, welche ſeine Braut war, bezüchtigt wurde, ſo laſtete auf dem Wenden allerdings ein ſchwerer Verdacht. Das Zeugniß der Mädchen war im Grunde nicht von Wichtigkeit, da ſie das Geſpräch Gobbin's mit dem Kämpen nicht gehört hatten. Ob es Gobbin oder der Kämpe geweſen, welcher in ihre Kammer gedrungen war, konnten ſie eben ſo wenig mit Sicherheit behaupten. Es lag alſo nur Judith's Zeugniß vor; ihre Ausſage mußte aber Jedem, dem ihr reines Verhältniß zu Gobbin nicht bekannt war — und die Menſchen ſind immer geneigter, das Schlimme zu glauben, — verdächtig erſcheinen. Ja, jemehr ſie ſich für Gobbin verwandte, und ſeine Unſchuld betheuerte, je mehr wurde ſie ſelbſt verdächtig, und der Meiſter Gerardus konnte ihre Verhaftung nicht mehr verhindern. Alles, was er bewirkte, war, daß man auch den Kämpen nicht los ließ. Die Leute waren von ſeiner Unſchuld ſo feſt überzeugt, daß ſie gar keine Luſt hatten, ihn in's Gefängniß zu werfen. Es geſchah jedoch auf Meiſter Gerardus dringende Verwendung, und als die Sonne über dem Städtchen aufging und den herrlichſten Sommertag verkündete, wurden ſie Alle drei vor Gericht geführt: Judith und Gobbin voll Verzweiflung, der Kämpe voll guter Hoffnung, daß ihm ſehr bald die Stunde der Erlöſung ſchlagen würde.

Druck von F. Reichardt & Co. in Berlin.